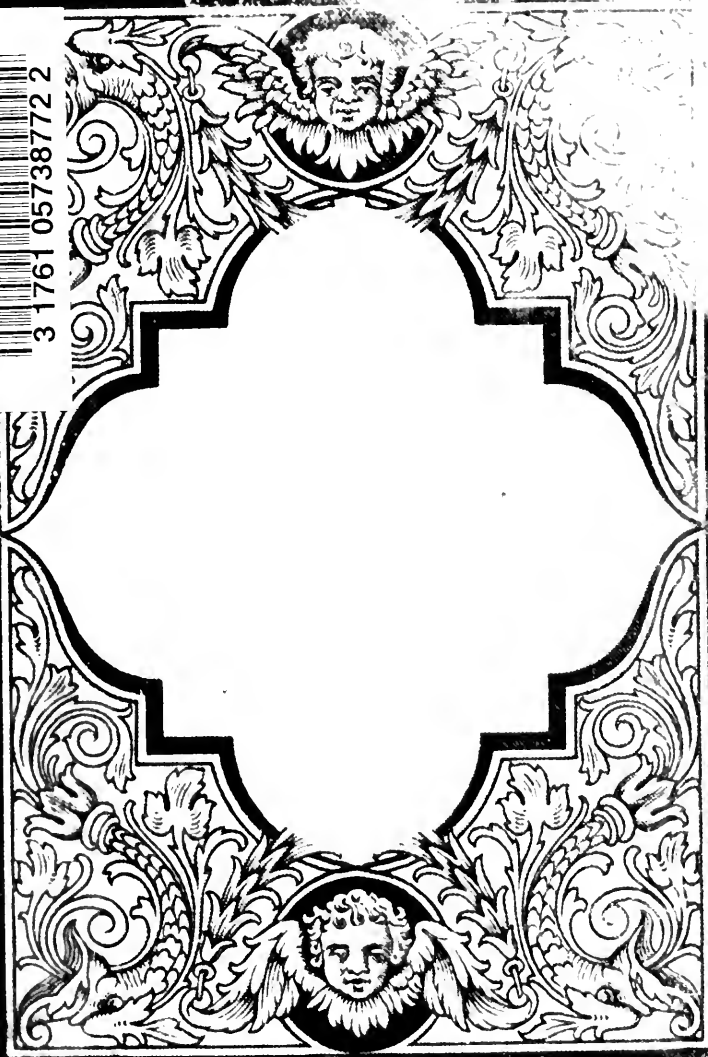
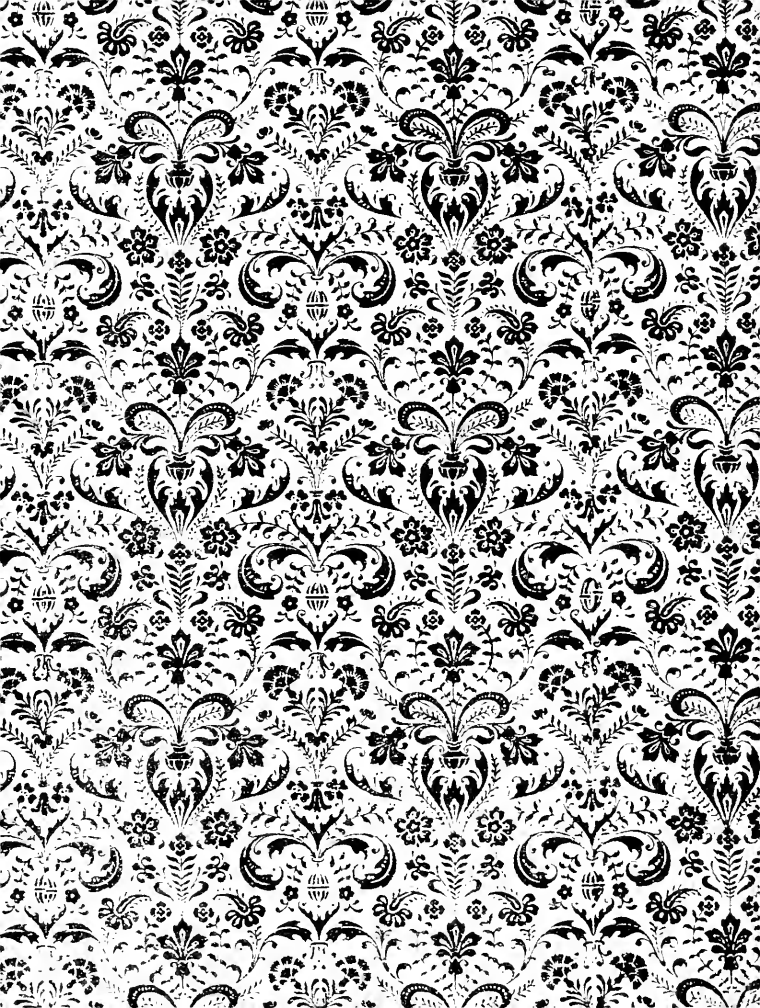
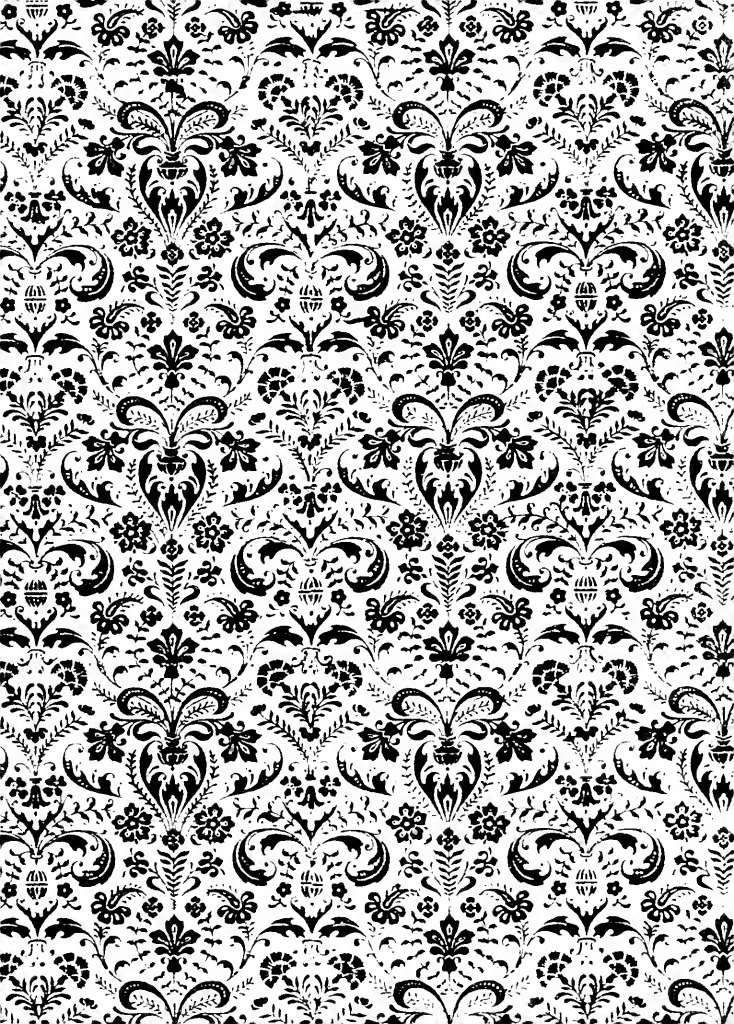




3 1761 05738772 2









*Presented to the*  
LIBRARY *of the*  
UNIVERSITY OF TORONTO

*from*  
*the estate of*

**JOHN ENVERS**

F. W. Hackländer's ausgewählte Werke.

XIX. Band.



F. W. Hackländer's

# Ausgewählte Werke.

---

Neunzehnter Band.

---

Stuttgart.

Verlag von Carl Krabbe.

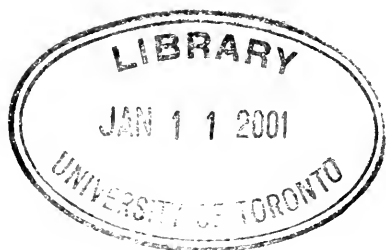
Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



# Der Roman meines Lebens.

Erster Band.



LIBRARY

JAN 1 1 2001

UNIVERSITY OF TORONTO

## Erstes Kapitel.

### Des Knaben Freud' und Leid.

Wenn ich an meine erste Jugendzeit zurückdenke, was begreiflicher Weise sehr oft und gerne geschieht, so stehen die Spielplätze derselben, das Haus, in dem wir wohnten, die steile Straße, die daran vorüberführt, unser kleiner Garten, der drüben an die Kirchhofmauer stößt, kurz Alles, Alles in den großartigsten Verhältnissen vor meinem inneren Auge. Das heißt: dies war der Fall, ehe ich nach langen, langen Jahren wieder dorthin kam, um mit Erstaunen zu sehen, daß eben jener Garten an der Kirchhofmauer, wo wir auf einem weiten Terrain Räuber und Gendarmen gespielt, auch wohl als Trojaner und Griechen Kämpfe um das hehre Ilion geführt hatten, nicht mehr Raum bot als zu fünfzig mäßigen Schritten in der Länge und zu acht bis zehn in der Breite, — daß ich das Haus, welches wir einst bewohnten von einer unbeschreiblich ärmlichen Kleinheit fand, die Wohnzimmer, die mir in der Erinnerung als große Räume erschienen, winzig zusammen geschrumpft, unser Schlafzimmer kaum Raum bietend für zwei nicht allzugroße Betten, — Alles eng und winkelig mit niederen Decken, so daß man fast mit der Hand sie hätte erreichen können.

Die Spielplätze unserer Jugend, die damals für unsere kleinen Beine und Gedanken wie eine weite Welt auseinander

lagen, fand ich jetzt in sehr verjüngtem Maßstabe beisammen, so daß, als ich kaum jene Thalschlucht verlassen — nur eine unbedeutende Terrainfalte, auf deren Rand wir eine stolze Burg gebaut hatten — ich mit wenig Schritten auf jenen Wiesen war, die im Winter überschwemmt wurden und wo wir eifrig Schlittschuh liefen, um atsdann durch ein mäßiges Gebüsch — damals schien es mir ein ausgedehnter Wald — mit dem Umweg von einer Viertelstunde nach der kleinen Stadt zurückzukehren, die das Glück hatte, daß ich in ihren Mauern geboren wurde. — Burtſcheid bei Aachen.

Was allein von derselben in meiner Erinnerung richtig feststand und sich auch in der Gegenwart durchaus nicht verändert zeigte, war die ungemein steile Hauptstraße von oben mit dem Blick auf eine gegenüber sich erhebende Anhöhe mit der hochemporragenden Sankt Johannes-Pfarrkirche, ein eigenthümlicher Bau aus rothen Backsteinen mit Kuppel im Zopfstile umgebaut, ehemals zu einer uralten Benediktiner-Abtei gehörig und deshalb auch heute noch kurzweg die Abtei genannt — das Wahrzeichen der Stadt, von allen Seiten sichtbar. — Die Burtſcheider Hauptstraße, wo sich einige Läden befanden, sowie die Häuser der Honoratioren und die evangelische Kirche, ist so steil, daß auf ihr nur Kohlenkarren unter Vorspann mehrerer Pferde mühsam den Pflasterweg erklimmen konnten, sich aber abwärts niemals wagten, weshalb es denn auch damals ein außerordentliches, von Jedermann angestauntes Ereigniß war, als eines Tages ein Offizier auf einem leichten mit zwei Pferden bespannten Jagdwagen, allerdings sehr vorsichtig fahrend, die Straße herabkam.

Hier, auf ungefähr zwei Drittel der Höhe von unten gerechnet, steht neben dem Thorbogen, der zur evangelischen Kirche führt, anstoßend an das Pfarrhaus, das kleine auch von außen sehr unansehnliche Haus, wo ich am 1. November 1816 geboren

wurde. Mein Vater war Lehrer der Simultanschule nicht nur für verschiedene Glaubensgenossen, sondern auch für Kinder beiderlei Geschlechts. Er hatte den Titel Oberlehrer, wurde auch wohl von freundlichen Leuten Herr Professor, ja Herr Schulinspektor genannt, weil er ein ähnliches Amt eine kurze Zeit versehen; er war ein großer und schöner Mann mit einem feinen und bleichen Gesichte, tiefschwarzem krausem Haar, glänzenden tiefdunkeln Augen, um das stets glattrasirte Gesicht einen bläulich schimmernden Bart, was uns Kindern von großem Interesse war. Leider starb mein Vater so früh, daß ich ihn nur nach den kindlichen Anschauungen eines zwölfjährigen Knaben beurtheilen kann, doch erschien er mir damals wie ein höheres Wesen, ja ich möchte sagen, wie ein vornehmer Herr, der sich nur zu seinem Vergnügen mit dem Unterrichten unartiger Knaben und Mädchen abgab. Er ging immer schwarz gekleidet, meistens mit weißer Halsbinde, trug den Kopf stolz und aufrecht, erzählte vortreflich, höchst anschaulich und humoristisch, wobei ein feines Lächeln um seinen Mund spielte. Er hatte die alten Sprachen studirt, sprach auch ein gutes Französisch, woher es denn auch wohl kommen mochte, daß er im benachbarten Nachen, dem damals vielbesuchten Badeort, sowohl von Einheimischen der höheren Kaufmanns- und Beamtenkreise, als auch von ausgezeichneten Fremden gesucht und in Gesellschaften gezogen wurde, zu denen er als Lehrer der kleinen Burtzfelder Schule eigentlich nicht gehörte. Auch bei zahlreichen aus Frankreich ausgewanderten Familien, mitunter des höchsten Adels, hatte er freundschaftlichen Zutritt; dort spielte er mit einigen älteren Damen seine Parthie Whist, worin er Meister war, oder unterhielt durch seine anderen geselligen Talente: durch die vortrefliche Art, in der er Anekdoten zu erzählen wußte, durch seinen Reichthum an Charaden und komischen Aufgaben aller Art, sowie durch die Fertigkeit, mit der er hübsche Gelegenheits- und andere Gedichte

machte. So war jeder seiner Abende besetzt und wir mußten ganz genau: heute Abend geht der Vater zur Gräfin M., zu Frau von B., zu Madame S.

Es könnte das allerdings ein eigenthümliches Licht auf unser Familienleben werfen, allein meine arme Mutter war in dem jugendlichen Alter von dreiunddreißig Jahren, zwei Monate nach meiner Geburt, gestorben, wodurch unser Haus meinem Vater zu einem freundlosen Aufenthaltsorte wurde, dessen öde Räume durch zwei kleine Kinder, meine Schwester und mich — eine ältere Schwester war schon sehr früh gestorben — nicht so angenehm belebt wurden, um ihm Ersatz für die heißgeliebte Gattin zu gewähren. Auch vermochte er damals noch nichts für unsere Erziehung zu thun, meine Schwester Julie war ein Jahr alt, und ich, wie gesagt, zwei Monate; das Hauswesen wurde in den ersten Jahren von einer Tante, der Schwester meines Vaters, geführt, dann erhielten wir eine Haushälterin, und dies ist der Augenblick, von dem mir aus meiner frühesten Kinderzeit, ich war damals, glaube ich, vier Jahre alt, eine Erinnerung geblieben ist.

Es war ein trüber Novembertag; ich weiß das, weil ich schon in der Nachmittagsstunde nach Licht verlangte, um spielen zu können; mein Vater ging wie etwas erwartend auf und ab, doch steht das nur wirr und unklar vor mir, während ich den nächsten Augenblick nie vergessen werde. Die Thüre öffnete sich und die neue Haushälterin trat ein — hatte ein blatternarbiges, unschönes Gesicht, trug einen scharlachrothen Ueberrock, wie das damals Mode war, und einen schwarzen Sammthut, von dem schwarze Straußenfedern nickten — ein schrecklicher Anblick für mich, weshalb ich mich auch weinend in die Arme unserer alten Magd flüchtete und anfangs nicht vermocht werden konnte, die neue Haushälterin auch nur anzusehen. Doch gab sich, das schon am andern Tage, nachdem sie ihre düstere Tracht abgelegt

hatte, wir wurden bald gute Freunde und sie ward unter dem Titel „Tante Nidel“ in die Familie aufgenommen. Auch behandelte sie uns gut und freundlich, lehrte und wehrte uns, füllte die Stelle einer Mutter, so gut es ihr möglich war, aus, und da sie selbst aus guter Familie, die Tochter eines Arztes war, so sorgte sie auch in der Richtung für unsere Erziehung, daß wir auch in unserem Neußern durchaus nicht abstachen von den Kindern der Honoratioren Wurtscheids, die gleichfalls meinen Vater und somit auch uns in ihre sonst abgeschlossenen Kreise zogen.

Von meiner Mutter möchte ich gerne Etwas sagen, aber ich weiß aus eigener Anschauung nur nach einem guten Pastell gemälde, daß sie eine große schöne Frau war mit lockigem etwas röthlichem Haar, leuchtenden, hellblauen Augen, einer proportionirten Nase und fein geschnittenem Munde. Sie war die Tochter des Pfarrers Köhr aus Erkrath bei Düsseldorf, die mittlere von fünf Schwestern und hatte einen einzigen Bruder, meinen Oheim Köhr, der insofern eine Merkwürdigkeit der Familie war, als er ein sehr bewegtes Leben hinter sich hatte. Von außerordentlicher Körperlänge, war er, glaube ich, seinem Vater davongegangen und in die Garde des ersten Napoleon eingetreten, zum Offizier avancirt und, wie uns oft erzählt wurde, aus dem russischen Kriege in dem seidenen, allerdings zerfetzten Paletot einer an der Beresina erfrorenen vornehmen Dame, einer Vogelscheuche ähnlich, heimgekehrt. Er hatte das Kreuz der Ehrenlegion, für uns stets der Ausgangspunkt unzähliger Fragen, deren erste gewöhnlich dem Kopfe des großen Kaisers galt, welchen aber mein Oheim, wenn er gut gelaunt war, gewöhnlich als den König von Hasenfeld vorstellte. So hieß ein kleines Dorf in der Nähe der Festung Jülich, wo der ehemalige französische Gardeoffizier, damals noch ein sehr schöner Mann und dadurch erklärter Liebling der Damenwelt, als preussischer Kreissekretär lebte.

Meine Mutter soll von heiterem Temperament gewesen sein, eine unverwüßlich gute Laune besessen haben, aber, wie häufig bei dergleichen Charakteren, leicht zur Heftigkeit geneigt, sprudelnd und aufbrausend, und insofern zu meinem Vater ganz vortrefflich passend, als dessen gemüthlich heitere Laune gern alle Dinge in's Komische und Behagliche zog, dadurch manchem Unangenehmen die Spitze abbrach und sich bei ihm jede Erregung sogleich verwischte, um einer anderen Gemüthsstimmung Raum zu geben. In späteren Jahren seines Lebens, wie ich mich seiner aus meinen Knabenjahren erinnere, war diese gemüthlich heitere Laune allerdings durch körperliche Leiden, namentlich Nervenschmerzen getrübt, wozu noch Schlaflosigkeit kam, die ihn Morgens tief ermüdet und geistig gedrückt aufstehen ließ, und sehe ich ihn heute noch vor mir, wie er sich alsdann zusammengebeugt in seinen Stuhl setzte, den Kopf auf die Brust sinken ließ, um mit zusammengefalteten Händen vor sich hinzuschauen, bis er an sein hartes Tagwerk in die Schule gehen mußte, und doch war er damals wenig über vierzig Jahre alt.

Er hatte den Tod meiner Mutter, die neben andern guten Eigenschaften eine vortreffliche Haushälterin gewesen war — was bei den beschränkten Verhältnissen, in denen wir lebten, sehr wichtig war — tief schmerzlich und nachhaltig empfunden und nie mehr zu dem Entschluß kommen können, sich zum zweitenmale zu verheirathen. Auch war die Wahl der Haushälterin insofern eine gute, als sie sich unseres kleinen Hauswesens redlich annahm, uns Kindern so gut als möglich die Mutter ersetzte und wenn ich auch nicht genau anzugeben vermag, ob sie vielleicht die Absicht hatte, ganz in die Stelle derselben einzurücken, so weiß ich doch, daß mein Vater ihr gegenüber stets einen strenggeschiedenen Standpunkt einhielt, was ihm allerdings um so leichter wurde, als er sich Abends selten und nur in



Krankheitsfällen im Familienkreise befand. Doch liebten wir ihn deshalb nicht minder herzlich und aufrichtig, ja waren um so glücklicher, wenn er doch einmal bei uns zu Hause blieb, obgleich es alsdann bei seiner, durch sein Leiden bedingten, plötzlich jäh ausbrechenden Heftigkeit oftmals recht unangenehme Scenen gab. So erinnere ich mich, daß er mir eines Abends eine kleine Erzählung, die ihm gefallen hatte, zum Durchlesen gab, die ich alsdann nach der Art lebhafter Kinder in ganz kurzer Zeit rasch und gierig durchflog, um ihm alsdann das Buch dankend zurückzugeben.

„Wie?“ fuhr er auf, „du kannst doch diese zwanzig Seiten nicht schon durchgelesen haben?“

„Ich könnte dir Alles erzählen, was darin steht.“

„Unmöglich, du lügst und hast mit deinem gewöhnlichen Leichtsinne wieder die Hälfte überschlagen.“

„Gewiß nicht, Vater!“

„Doch, doch,“ brauste er heftig auf, wobei er die Zähne aufeinanderbiß, wie er im Zorne zu thun pflegte, und, um kurz zu sein, ich wurde unsanft vor die Thüre gesetzt und mußte als Lügner ohne Nachessen zu Bett gehen, doppelt traurig für mich, da ich mich unschuldig fühlte und die ganze hübsche Erzählung noch einmal an mir vorüberziehen ließ, als ich weinend im Bette lag.

Was ich von meinen Knabenjahren, den Beschäftigungen und Spielen derselben sagen könnte, ist nicht viel mehr, als was Tausende in ähnlicher Lage erlebten. Bei beginnendem Frühling wurde der Kreisel gedreht oder Stelzen gelaufen; dann zu Ostern tippte man buntgefärbte Eier an, wobei der Glückliche gewann, dessen Ei unverkehrt blieb; dann ging es an die fliegenden Drachen, und im Spätsommer wurde in verschiedenen Knabentreisen mit der Rembrust nach dem Vogel geschossen, und war dies eine Nachahmung der bedeutendsten Festlichkeit Vurtscheids.

Dieselbe hieß kurzweg „der Vogelschuß“ und bestand darin,

daß von der tiefliegenden sogenannten Promenade in Burtſcheid, wo ſich heute noch der Trinkbrunnen mit heißem Waſſer befindet, nach einem hölzernen Vogel, von der Größe einer Krähe, aber bunt gefärbt, häufig vergoldet, mit pappdeckelnen Flügeln und königlicher Krone, geſchoſſen wurde. Die Stange, an welcher der Vogel befeſtigt war, ſtand auf einer Anhöhe, und da ſie ſelbſt eine anſehnliche Länge hatte, ſo war das Ziel ſo weit vom Schützen entfernt, daß dieſer daſſelbe nur mittelſt jener alten kunſtvoll eingelegten Armbruſt, deren Bogen von Stahl, die kurzen Bolzen mit eckiger, eiſerner Spitze verſehen waren, erreichen konnte. Jede gute Familie beſaß einige dieſer Armbrüſte, auf die als Erbſtücke großer Werth gelegt wurde, und die ſonderbarer Weiſe beim Anlegen dadurch feſtgehalten wurden, daß der Schütze den Daumen der rechten Hand in das betreffende Naſenloch bohrte.

Hei! Was war das für ein luſtiges Leben an dieſen drei oder vier Tagen während des Vogelſchusses! Wenn ich mich recht erinnere, hatten wir dabei jeden Nachmittag Schulfreiheit, was vielleicht auch, als in den Hundstagen, mit der ſchon damals üblichen Hitzvakanz zuſammenhing. Da waren Buden mit Eßwaaren, häufig auch mit Spielwaaren angefüllt, da gab es Kuchen und Gebäck von allen Sorten, da ſah man ganze Batterien von Weinflaschen aufgepflanzt, und während ſich die Familien der Schützengilde im nächſten Umkreis um den Schießplatz an kleinen Tiſchen beſanden, zu denen zugelaffen zu werden für uns Kinder als eine große Ehre galt, füllten Hunderte von Neugierigen den übrigen Platz der Promenade, gleichfalls eſſend und trinkend, und lagerten rings umher auf den ſanft anſteigenden Höhen unzählige Menſchen, die jedem Schuſſe mit Intereſſe folgten und oft in ein Jubelgeſchrei ausbrachen, wenn ein Stück des Vogels, der aus ſehr hartem Holze beſtand, durch den Bolzen weggeriſſen wurde.

Es gab verschiedene Arten Vögel, die nach und nach auf-  
gepflanzt wurden und war, wenn ich nicht irre, der erste der  
sogenannte Fressvogel, wo dem glücklichen Schützen ein Diner  
gegeben wurde — der zweite der Goldvogel, wo er die einge-  
legten Einsätze erhielt, und der letzte endlich der Königsvogel,  
wodurch er für das nächste Jahr Schützenkönig wurde. Kam  
dieser Königsvogel nun endlich herab, es wurde oft mehr als  
einen ganzen Tag darnach geschossen, so entstand allgemeines  
Zubel- und Beifallsgeschrei: die Musikbände fiel mit lebhaftem  
Tusch ein, man drückte dem Schützen die Hand und die Fahnen  
wurden vor ihm geschwenkt, neigten sich tief, während ihm die  
Insignien seiner neuen Würde überreicht und umgehängt wur-  
den. Diese bestanden in silbernen Platten, von denen der jedes-  
malige Schützenkönig eine zu stiften verpflichtet war, und befan-  
den sich dessen Name, sowie die betreffende Jahreszahl darauf  
gravirt. Man kann sich denken, daß dieser Schmuck im Laufe  
der Jahre eine solche Ausdehnung gewann, daß er schon dem  
letzten Schützenkönig, dessen ich mich erinnere, einem großen,  
wohlbeleibten Manne, fast bis auf die Kniee reichte.

Daß wir Knaben nun so gut als möglich sämtliche Feier-  
lichkeiten „des Vogelschusses“ nachahmten, versteht sich von selbst.  
Da wir keine Musik hatten, zogen wir hinter einer Trommel  
durch die Stadt und unser Schützenkönig trug mit nicht weniger  
Stolz, wie der echte, kleine Schilder von Weißblech auf der  
Brust; zu einem Goldvogel schlangen wir uns allerdings nicht  
auf, aber beim Fressvogel wurde der Betreffende mit einem  
Butterbrode regalirt — ein Weißbröckchen, das heute noch in  
Nachen und Purtscheid den bezeichnenden Namen „Scheermul,“  
das ist, scheer' dich in's Maul, verschwinde rasch, führt. Der  
Glückliche, der den Königsvogel schoß, wurde natürlicherweise  
König, ohne indessen diese Würde lange zu tragen, denn ge-  
wöhnlich trennten sich unsere Vogelschußgesellschaften bald nach

genossenem Vergnügen, um sich im nächsten Jahre meistens wieder anders zusammen zu setzen.

Daß die Umgebung der benachbarten, uralten Kaiserstadt Aachen mit ihren gewaltigen historischen Erinnerungen auf mich nicht ohne Einfluß blieb, ist selbstredend, doch faßte ich die großen Erinnerungen an den großen Kaiser damals in ganz anderer Art auf als heute, und wenn namentlich der herrliche Dom meine Blicke auf sich zog, so interessirte mich doch am meisten die gewaltige Marmorplatte mit der kurz gefaßten Inschrift „Carolus magnus“, oder der Marmorstuhl, auf welchem Kaiser Karl in seinem ersten Grabe gesessen, sowie die Legende, daß der Teufel, dem für sein Hilfe am Dombau die erste Seele, die hereinspazieren würde, versprochen war, durch Pfaffenlist mit der Seele eines Wolfes, welcher, da Niemand die Kirche betreten wollte, hineingejagt wurde, fürlieb nehmen mußte. Man sah und sieht das heute noch Alles in so unlängbaren Wahrzeichen — das mit Eisenstangen zugenietete Loch, durch welches der Teufel in seiner Wuth den Wolf hinauswarf; diesen selbst rechts an der Thüre stehend mit heulend aufgesperrem Aachen ein rundes Loch in der Brust, durch welches ihm die Seele entfuhr, letztere selbst in Gestalt eines riesigen Tannenzapfens auf der andern Seite stehend.

Weiter aber interessirte mich das Standbild des Kaisers auf dem Brunnen des Marktplazes, des Kaisers, welcher so stark gewesen war, daß er das ganze Münster mit Kuppel und Thurm auf der Hand tragen konnte, denn so war er dargestellt und es schien ihm diese Last gar keine Mühe zu machen. Auch noch andere Merkwürdigkeiten gab es für uns hier auf dem Aachener Markt, und ich will es ganz dem Urtheil der Leser anheimstellen, welche für mich die meiste Anziehungskraft besaß: ob das Standbild Kaiser Karls oder in schlechtem Del gebakene Weizenkuchen, die schmorend in der Pfanne lagen,

nur drei Pfennige kosteten und einem den Magen gründlich verdarben.

Im Allgemeinen aber war Nachen für uns Burtstheider Knaben immerhin ein ziemlich fernliegendes Terrain, wohin ich nur selten und noch seltener ohne Aufsicht kam, um auf eigene Faust herumflaniren zu können. Es wurden befreundete Familien besucht, mit den Kindern derselben gespielt und dann Abends wieder unter Aufsicht nach Hause gegangen. Nur einmal erinnere ich mich, daß ich länger allein bleiben durfte, ja bis nach eingebrochener Dunkelheit, worauf ich mich schon im Voraus ganz ungemein freute, denn ich hatte mir aus Bindfaden, Pech und Colophonium eine Fackel angefertigt, welche mir der gefällige Zollwächter am Marschierthor anzündete, die wundervoll qualmte und röthlich leuchtend mir den kurzen Weg nach Burtstheid erhellte.

Auch eine militärische Bekanntschaft hatte mein Vater, die uns Kindern, besonders mir, der ich wie alle Knaben für das Soldatenleben schwärmte, manche angenehme Stunde gewährte, Major von Sommnitz, ein kleiner, sehr lebhafter Mann mit einem ungeheuren Schnurrbarte, der eine Landwehrulanen- eskadron kommandirte; seine Frau war eine auffallend schöne, hochgewachsene und sehr vornehme Dame, welche aber trotzdem die Kinder des einfachen Lehrers gern im Kreise der Ihrigen sah. Welchen Genuß gewährte es mir, dort in den Ställen umherzuschweifen, wirkliche Pistolen, wirkliche Säbel und echte Lanzen anschauen, ja berühren zu dürfen, und welches Glück war es für mich, wenn mich die älteste Tochter Amalie, für die ich eine kleine Neigung fühlte, liebe reich empfing!

Unter den oben erwähnten Familien muß ich die für uns stets liebenswürdige und gastfreie des damals reichen Wollhändlers Schwendler hervorheben, dessen vortreffliche, geistreiche und hochgebildete Frau, eine geborene Ulmerin, wie eine Mutter für

nich war. Liebreich und besorgt um mein Wohl, aber auch ernst und strafend bei unseren häufigen Unarten. Schwendlers hatten mehrere Knaben, der Älteste war in meinen Jahren; und so war es nun für uns das größte Vergnügen, die Wollballen in dem weiten Magazin für Gebirge anzusehen, auf denen nach Herzenslust herumgeklettert wurde. Doch war dies vom Papa Schwendler streng verboten und wenn wir ertappt wurden und es an's Strafen ging, so erhielt ich davon, wie anderntheils vom Kaffee und Butterbrod, mein wohlgemessenes Theil.

Mit einer anderen Familie, die später nach Burtscheid zog, waren wir noch enger befreundet, und kann ich wohl sagen, daß der einzige Sohn derselben, der später als Künstler eine ebenso glänzende, als leider kurze Rolle spielte, mein ganz besonderer Freund und unzertrennlicher Spielgefährte war. Mein Vater nannte uns nach jenen beiden Pythagoreern aus Syrakus, Damon und Phintias, und war der kleine Alfred Kethel schon damals ein wunderbares Talent. Mit acht und neun Jahren, ehe er noch irgend welchen ernstlichen Zeichenunterricht erhalten, warf er sicher und gewandt Alles auf das Papier, was wir von ihm verlangten; Häuser und Bäume, Menschen und Thiere, Reitergefechte mit den schwierigsten Stellungen und Verkürzungen — Alles kam aus seinem Bleistift wie von selbst hervor und gab in kürzester Zeit, während wir zusahen, ein so gerundetes durchdachtes und vortreffliches Ganzes, daß nicht nur wir Knaben entzückt darüber waren, sondern daß ältere Leute und Kenner mit Staunen diese Kompositionen betrachteten. Wie glänzend sich das erfüllte, was er so als Knabe versprochen, brauche ich hier nicht weiter auszuführen. Die großartigen, herrlichen Fresken im Rathhaussaale zu Nachen sprechen dafür und wie gewaltig Alfred Kethel nicht nur in seinen Entwürfen, sondern auch als Maler war, haben uns die damaligen Väter der Stadt

Nachen am deutlichsten dadurch vor Augen geführt, daß sie mit dem klassisch strengen und so wohlthueden Farben des großen Meisters nicht einverstanden, im gleichen Saale, allerdings nach Kethels Entwürfen, von anderer Hand über die Hälfte der Bilder ausführen ließen, eine grelle Malerei, die nur zu oft und hart Kethel's geistreiche Kompositionen nicht zur Geltung kommen ließ. Uebrigens gebührt dem Maler Kehren, einem nicht unbedeutenden Künstler, das nicht genug anzuerkennende Verdienst, Kethel's Originalfresken erhalten zu haben, denn wie der damalige Sekretär des rheinischen Kunstvereins, Wiegmann, erzählt, hatte man Kehren aufgefordert, dieselben vernichten zu lassen und selbst auf's Neue zu malen, was er aber begreiflicherweise mit Entrüstung ablehnte. Längere Zeit hatte er auch an diesen ersten Bildern mit dem schon schwermüthig gewordenen Künstler zusammengearbeitet und ihn bei zuweilen auch abfälligen Urtheilen, die sie hinter ihrem Malerverschlag arbeitend mit anhörten, lachend und scherzend getröstet.

Man hat gesagt, Kethel's beginnendes Leiden, eine tiefe Schwermuth, die in vollständige Geisteszerrüttung überging, habe es ihm selbst wünschenswerth gemacht, die Fresken mit eigener Hand nicht ausführen zu dürfen, doch habe ich ihn zu jener Zeit in Nachen besucht, fand ihn traurig, verstimmt und niedergedrückt, sich bitter darüber beklagend, daß man statt voller Anerkennung nur seine Komposition gelten lasse, dagegen in seinen Farben die nöthige Kraft und Gluth vermissе; hier stehen wir also wieder vor einem räthselhaften Warum, und kann ich nun einmal nicht anders als trauernd die Frage aufwerfen, ob damals eine volle und rückhaltlose Anerkennung, wie sie heute jenen Meisterwerken zu Theil wird, nicht vielleicht im Stande gewesen wäre, das Licht seines kurzen Lebens länger in gesundem Glanze zu erhalten. Alfred Kethel war stets ein ernster und sinniger Knabe, von nicht allzustarker Leibes-

konstitution, der an unsern tollen und wilden Spielen nicht allzuhäufigen Antheil nahm und sich lieber mit Zeichnen beschäftigte, ja schon als Knabe von elf oder zwölf Jahren, mit Delmalerei, wie ich mich aus jener Zeit eines Bildes erinnere, das allgemeine und gerechte Aufmerksamkeit erregte. Es stellte einen Kosaken zu Pferde in voller Ausrüstung dar, die Lanze in der Hand, wie er durch einen Wald voll blendender Sonnenstreiflichter reitet. Kethels Eltern waren aus Frankreich ausgewandert, seine Mutter eine ernste würdige Dame, sein Vater von sprudelndem, lebhaftem Temperamente, für uns Kinder von unschätzbbarer Güte, da er gern unsere Spiele regelte, zuweilen nur angab und uns aus Pappdeckel und Silberpapier prachtvolle Harnische und Helme machte, mit denen wir über Berg und Thal eingebildete Riesen verfolgten, fabelhafte Drachen aussuchten, häufig aber auch glorreiche Kämpfe gegeneinander ausführten.

Ach, das war eine glückselige Zeit, besonders als diese Kämpfe, nachdem wir die Iliade gelesen, festere und greifbarere Gestalt annahmen und wir uns als Griechen und Trojaner tüchtig die Rücken und Köpfe zerklopften! Der fernhintreffende Speer und das kurze Schwert, natürlicherweise von Holz, spielten dabei eine Hauptrolle, und was unsere Rüstung anbelangte, so verwechselte ich das Wort „ebern“ mit „irden“ und erschien eines Tages als Hector oder Achill mit einem Steinguttopf aus der Küche auf dem Kopfe.

Kethels zogen dann auf ein Landgut in der Nähe von Burtscheid, wo Vater Kethel die Direktion einer Salviafabrik übernommen hatte, wodurch unser Spielplatz häufig eine grauenvolle Beimischung erhielt, denn in der Nähe jener Fabrik wurden arme alte Pferde getödtet, was eines Tages, als ich in der Dämmerung allein nach Burtscheid zurückkehrte, meine Phantasie in grausenvoller Art erregte, denn es war mir, als höre ich



das Pferd, das ich tödten gesehen, hinter mir drein galoppiren, schnaufend und schnaubend, ja als ich mich entsetzt umwandte, huschte es wie ein dunkler Schatten die helle Chaussée herab, eilfertig hinter mir drein, so daß ich in höchster Angst anfang zu laufen und schweißtriefend nach Hause kam.

Zu freundlicheren Bildern übergehend, erwähne ich die allerdings spärlichen Besuche in öffentlichen Gärten, wo ich zum erstenmale einen Taschenspieler sah, das damals berühmte Zannchen von Amsterdam, dessen Kunst auf mich einen um so größeren Eindruck machte, als das Zannchen mich plötzlich aus der Menge der Zuschauer hervorzog, um mir den zuviel genossenen Wein — in Wahrheit aber hatte ich nur Wasser bekommen — aus der Stirn förmlich hervorsprühen zu lassen, was mich tüchtig erschreckte.

In nächster Nähe eines dieser öffentlichen Gärten lag ein altes Jagdschloß, wie man sagt, aus der Kaiserzeit, Ueberreste von Mauerwerk mit einem schlanken Thurme, wahrscheinlich aber aus jüngerer Zeit, Schönforst genannt, welcher Name auf dichten Wald rings umher deutet, von dem aber schon damals keine Spur mehr zu sehen war. Doch war uns das Herumklettern in diesen Ruinen lieber, als drüben die Kaffeegesellschaft mit ihren Freuden, ja selbst als ein Original damaliger Zeit, ein Herr von Schwanefeld mit seiner Gattin Amalie, deren rothe Nase stark an geistige Getränke erinnerte, und welches würdige und, wie er versicherte, hochadelige Paar, sein Leben dadurch fristete, daß es kleine Luftballons, künstlich hergestellte Drachen und ähnliche Ungeheuer an dünnen Schnürchen aufsteigen ließ, worauf dann Amalie von Schwanefeld mit dem Teller einsammeln ging. Ich habe diese Erinnerung aus der Jugend in einem Buche: der Wechsel des Lebens, benutzt.

Von anderen Schloßruinen, die man vielleicht mit mehr Recht als Schönforst aus den Zeiten des großen Kaisers herleitete, war die Frankenburg, dicht bei Birtscheid gelegen, häufig

das Ziel unserer Spaziergänge und einer unserer liebsten Spielplätze. Dort stand und steht heute noch, unzweifelhaft von einem Jagdschlosse Karls des Großen herrührend, ein alter mit Ephen unrankter Thurm, umgeben von neueren Schloßgebäuden, mitten in einem kleinen See, an den sich eine der schönsten Sagen jener alten romantischen Zeit knüpft, welche erzählt, daß Karl der Große sich nach dem Ableben seiner heißgeliebten Gattin Fastrada von der Leiche erst dann zu trennen vermochte, als der weise Erzbischof Turpin einen magischen Ring, den sie unter der Zunge verborgen hatte, auffand und in jenen See versenkte, worauf der schwermüthig gewordene Kaiser nun an diese Stelle gebannt war und hier ein Schloß baute, von dem er, um seine Gattin trauernd, tagelang in die Tiefe des Wassers blickte.

Dergleichen verstanden und begriffen wir schon damals ganz genau und ließen uns gerne von den goldenen Fäden dieser hier überall auftauchenden Sagen und Märchen unranken, das Alles nach unserer Art weiter spinnend, und wenn auch das Ganze von einem Tag zum andern verblaßte, so blieb doch immer Etwas davon in der jugendlichen Phantasie zurück. Wie oft zogen wir in Helm und Harnisch mit Schild und Wehr als tapfere Paladine nach der Frankenburg, um in der Umgegend unter den Augen eines selbstgewählten Kaisers die unglaublichsten Heldenthaten zu verrichten oder gingen wir ein anderesmal etwas weiter, nach dem Wäldchen von Trimborn, wo eine uns befreundete Familie auf ihrem Landgute wohnte, dessen Garten mit Wasserkünsten aller Art besonders für mich, der ich mich schon als Kind gern mit solchen Dingen abgab, eine große Anziehungskraft äußerte. Im Wäldchen selbst befand sich ein römischer Legionstein, der uns zu denken gab, und damit auch hier die für unsere Knabengemüther recht schaurige Seite nicht fehlte, stand in der Tiefe des Wäldchens unter flüsterndem Laubwerk ein riesiger Hünenfarg, dem wir uns nur mit großer Vor-

sicht und nicht gerne allein näherten. Auch sonst war die Umgebung von Burtshaid und Nachen wohl geeignet, ein jugendliches Gemüth für romantische und poetische Eindrücke empfänglich zu machen und den Sinn für das Interessante und Wunderbare zu schärfen; ringsum, wohin man blickte, ragten aus der Tiefe und von den Höhen die Ueberbleibsel von Jahrhunderten und redeten schon zu uns Knaben in gewaltiger Sprache. Dort vor uns das Münster des großen Kaisers, hier jene eben erwähnten Jagdschlösser, an den Höhen aufwärts ziehend die mittelalterlichen Stadtmauern mit ihren gewaltigen Thoren, von denen einzelne wieder Träger großer Geschichtsepochen waren, so das Ponthor mit dem großen Tempelbent in der Nähe, wo die Tempelherren ihre Niederlassungen hatten, ihre Zweikämpfe und Turniere abhielten. So stellten wir uns das wenigstens vor, und ich bin nie über den Tempelbent gegangen, ohne in meiner Phantasie jene ernstesten und gewaltigen Burgen entstehen zu lassen und Reitercharen der Tempelherren zu sehen, wie sie, über der Rüstung den weißleinenen, mit rothem Kreuze gezierten Mantel, zum Kampfe gegen die Ungläubigen auszogen. Auch sie boten uns Stoff zu unseren Spielen, und ich erinnere mich noch ganz genau, welche Püffe und Schrammen es gab, als wir Jerusalem den Sarazenen abnahmen.

Mächtige Wälder umgaben damals noch, allerdings im weiten Umkreise, einen großen Theil der Stadt, und daran knüpften sich Räuber geschichten à la Schinderhannes und Rinaldin. Sommers hatten wir dort unsere Tummelplätze, suchten Waldbeeren, und zogen mit selbstgemachtem Bogen und langen Pfeilen häufig auf die Jagd, ohne natürlicherweise je eine Beute mit nach Hause zu bringen. Doch gab es damals neben der niedern Jagd noch Roth- und Hochwild, sowie im Winter häufig genug Wölfe, die von der Eisal und dem hohen Benn herabkamen und Stoff zu höchst interessanten Geschichten boten. Auch in jenen Wäldern

im Umkreise von Nachen fanden sich alterthümliche Bauwesen, einsame Thürme, deren Treppen längst verfallen waren, und wo nur noch Raubzeug nistete; andere, die man durch Neu- und Umbauten zu Försterwohnungen umgewandelt, häufig Orte, wo man Erfrischungen haben konnte und wo uns ganz besonders die an dem Scheunenthore mit ausgebreiteten Schwingen angenagelten Falken und Sperber interessirten. Ein Ort, zugleich auch von historischem Interesse, der allerdings zu weit von Nachen im Walde lag, um häufig dorthin zu kommen, war die Emma- burg, die noch ziemlich erhaltenen Ruinen eines uralten Schlosses, von dem die hübsche Sage erzählt, daß Karl der Große in einer schlaflosen Winternacht am Fenster stehend, seinen Geheimschreiber Eginhart über den Hof zu der Kaisertochter Emma schleichen sah, nicht ahnend, daß ein plötzlich gefallener Schnee die Spuren seines Fußes verrathen würde, worauf die erschreckte Prinzessin den Geliebten auf ihren Armen wieder zurücktrug, so nur den Abdruck ihres eigenen Fußes zurücklassend. Vergebliche List! Der Kaiser selbst hatte Alles mitangesehen und Beide mußten vor seinem gewaltigen Zorne fliehen.

Wie hoch interessant war es, wenn wir auf unseren Streifzügen an die große Römergasse kamen, die in langen Strecken durch den Wald über die Haide führte, deren an manchen Strecken noch wohlgefügte Steinplatten Räder Spuren zeigten, und wo wir uns so gerne lagerten, um uns vielleicht von einem älteren Kameraden erzählen zu lassen, wie damals vom Süden her Tausend und Tausend streitbare Männer zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde herangezogen kamen, um sich drunten in Nachen, von den Römern Aquisgranum genannt, bei den warmen kräftigen Heilquellen niederzulassen. Wie gerne legten wir unsere Hände auf die Steine, über welche die römischen Legionen gezogen, und konnten wir uns beim Rauschen des Windes und dem Klange eines Hornes in der Ferne leicht überreden, sie seien soeben erst

vorüber gezogen und die Sonnenblicke dort im Walde seien der Glanz ihrer Speere und Helmspitzen — glückliche Jugend, glücklicher Kinderfinn, der uns dann kurze Schwerter anfertigen ließ, um triumphirend nach Hause zu ziehen.

Die heißen Quellen in Nachen, besonders aber in Burtscheid, wo sie siedend und sprudelnd zu Tage treten, regten unsere Phantasie mächtig an und ließen uns gewaltige Feuerherde vermuthen, die drunten das Wasser kochten und hinauffandten, und hingen damit wohl die leichten Erdstöße zusammen, die zuweilen verspürt wurden. Beinahe jedes Haus, besonders unten in Burtscheid, hatte seine dampfenden Quellen und auf der Straße befand sich ein kleines offenes Bassin, in welches man nur die Eier zu tauchen brauchte, um sie alsbald gefotten herausnehmen zu können.

Auch außerhalb des Städtchens sprudelten diese warmen Wasser zu Tage, bildeten kleine dampfende Seen oder flossen in Röhren aus den Felsen, und eine dieser letzteren wurde das „Pockenpützchen“ genannt, weil es sich bei einer Blatternepidemie als ganz besonders heilsam erwiesen hatte; hier hauste ein origineller Bettler, der alte Grümmel, eine Merkwürdigkeit der Stadt, gewissermassen ein Einsiedler, der sich nie über hundert Schritte von dem Pockenpützchen entfernte und dem man gerne Lebensmittel und kleine Geldstücke brachte. Er trug einen Anzug aus unzähligen Flecken zusammengesetzt, Wäsche von der denkbar größten Sorte, aber Alles, von der weißen Nachtmütze bis auf seine blauen Strümpfe in den blendenden Klumpen-Holzschuhen, von einer so appetitlichen Sauberkeit, daß er uns Kindern stets als Muster der Reinlichkeit vorgestellt wurde, weshalb meine Schwester Julie als ein kleines Mädchen einstens sagte: „So werde ich den Grümmel zum Mann nehmen, um eine ordentliche Haushaltung zu bekommen;“ übrigens hatte er schon eine Frau, gleichfalls ein Muster der Reinlichkeit, die, wie man sagte,

ihren alten Grummel Morgens anzog, frisirte, ja eigenhändig rasirte, ehe er auf den Bettel ging. Schade, daß ich von dem Ende dieses Paares und ob sich vielleicht in dem Strohsack ihres ärmlichen Bettes ein ersparter Schatz vorgefunden, wie sich ja Aehnliches schon oft begeben, Nichts erfahren habe.

So ausführlich, wie ich von den Vergnügungen und Spielen meiner Knabenzeit erzählt, würde ich auch gerne über meine Schulbildung und wissenschaftliche Erziehung berichten; doch ist darüber leider nicht viel Günstiges zu sagen. Als Sohn des Lehrers wurde ich allerdings strengstens zum Schulbesuche angehalten, sollte auch den übrigen Kindern ein Muster von Fleiß und Ordnung sein, will aber offen gestehen, daß ich meinem Vater darin wenig Freude machte. Meine Handschrift war eine der schlechtesten, ich lebte auch mit der Orthographie stets auf sehr gespanntem Fuße und gehörte, was das Rechnen anbetraf, zu den mittelmäßigsten Schülern. Nur wenn es galt, Gedichte zu deklamiren oder selbsterfundene Geschichten zu erzählen, leistete ich Vorzügliches. Besonders liebte ich es, meine Kameraden im Predigertone zu erbauen, borgte mir dazu von der Haushälterin eine schwarze Schürze, machte mir Bäffchen von weißem Papier und bestieg, ein Gesangbuch unter dem Arm, gravitatisch einen Stuhl, — meine Kanzel. Einmal hörte mein Vater, ohne daß ich ihn sah, stillschweigend zu, und als nach geendigter Predigt die Haushälterin die Hände erhob und ausrief: „Das Kind muß ein Pfarrer werden,“ lächelte er still vor sich hin und streichelte mir freundlich das Gesicht. Vielleicht lag es auch in seiner Absicht, mich Theologie studiren zu lassen, um der Tradition der Familie gerecht zu werden, aus der damals und auch heute noch zahlreiche Pfarrerherren hervorgegangen sind. Mit den Jahren meines Vaters und dessen zunehmender Kränklichkeit steigerten sich auch die heftigen Ausbrüche seines Charakters, denen ich häufig in der Schule, oft um ein Beispiel zu statuiren, zum

Opfer fiel. Denn Andere waren nicht besser, aber klüger als ich, ließen sich die Aufgaben von den Nachbarn einflüstern, rissen beschmutzte Blätter aus ihren Schreibheften einfach aus, warfen zerstampfte Federn und Griffel unter die Bänke und behielten ihre Spielzeuge, Bindfaden und Kreisel, Hölzchen und Steinen, Lakrienzaft oder sonstige Leckereien vorsichtig in der Tasche, während ich, nie gewarnt durch häufig erlebtes Unheil, alles das im Schubladensfach meines Pultes verwahrte. Es war gerade, als wenn mein Vater wüßte, wenn sich dort wieder viel angesammelt, und brauchte ich alsdann nur irgend eine Ursache zur Unzufriedenheit zu geben, so schritt er unter dem aufmerksamen Entsetzen sämmtlicher Schüler und Schülerinnen auf mich los, zog mich am Kragen von meinem Platze, dann die Schublade hervor und nun wurde die saubere Bescheerung systematisch vor mir ausgebreitet; was darauf folgte, wußten wir ganz genau, und wenn nach einer donnernden Strafpredigt stets dieselben Schlußworte kamen: „An dir ist Hopfen und Malz verloren,“ so schwebte ich auch schon unter der linken Hand meines Vaters, während seine Rechte mich mit einem dünnen spanischen Röhrchen auf's Kräftigste bearbeitete. Ach, und daß er alsdann, mich endlich loslassend, tief athmend vor mir stand, mit bleichen eingefallenen Wangen, fast unheimlich leuchtenden Augen, Schweißtropfen auf der Stirn, war für mich entsetzlicher, als die erstandene Strafe, und gelobte ich mir fest, künftig ordentlicher und vorsichtiger zu sein.

Auch in einer anderen Hinsicht betrübte mich die Züchtigung mehr, als der Schmerz der erhaltenen Schläge; denn, wie schon früher bemerkt, war auch das zarte Geschlecht im gemeinschaftlichen Schulzimmer vertreten, und daß eine von mir ganz besonders geliebte Gespielin wieder einmal meine Demüthigung mit angesehen, that mir unaussprechlich weh, hatte ich ihr doch am selben Morgen noch die ersten Weilchen auf ihr Pult gelegt,

war auch ganz besonders hübsch und reinlich angezogen, worauf ich mir nicht wenig einbildete, und mußte nun dasitzen mit zerzaustem Hemdkragen, thränenübergossenem Angesicht, wobei es mir nur wenig Trost gewährte, daß auch ihre schönen blauen, feucht gewordenen Augen mich mittheilig betrachteten.

Häufig verließ mein armer Vater nach einer ähnlichen Scene das Schulzimmer, nachdem er eine Aufgabe ertheilt, die dann der Unterlehrer, auch wohl einer der ältesten Knaben überwachen mußte, und dann kam nach Schluß der Schulstunde für mich der furchtbar harte Augenblick, daß ich zu ihm gehen und ihn um Verzeihung bitten mußte, nicht als ob ich meine Unart nicht eingesehen, sondern er dauerte mich unsagbar tief, wenn ich ihn zusammengesunken, bleich in seinem Sessel sitzen sah, und er alsdann, wie die übergroße Härte seiner Strafe einsehend, mir rasch und liebevoll verzieh, ja mich an sich zog, um seine kalten Wangen auf meinen Kopf zu legen.

Dabei war es nicht allein seine Kränklichkeit, sowie auch vielleicht das schmerzliche Gefühl, in einer für seinen Bildungsgrad, seine Persönlichkeit, sein Wissen zu untergeordneten Stellung zu sein, was seine Stimmung bedrückte, seine Laune trübte und ihn zu heftigen Ausbrüchen des Unmuthes hinriß, sondern vielmehr noch, was wir Kinder weder fühlten noch ahnten, das Bewußtsein, in seinen häuslichen Verhältnissen derangirt und mit Schulden belastet zu sein. Wie schmerzlich mag er oft den Gegensatz zwischen den glänzenden Gesellschaften, die er fast täglich besuchte, und unseren beinahe ärmlichen Wohnungsräumen empfunden haben. Wir fühlten begreiflicherweise Nichts davon, waren nicht schlechter angezogen als die meisten unserer Gespielen, und wenn auch keine Leckerbissen auf den Tisch kamen, so haben wir doch niemals einen Mangel empfunden.

Wie hoch sich die Einkünfte meines Vaters beliefen, habe ich niemals erfahren, denn was kümmert man sich in der Zu-



gend um solche Kleinigkeiten, die armen Eltern das Herz schwer machen und sie jedem neuen Tage sorgenvoll entgegensehen lassen. Für uns war ja ein beständiges „Tischlein deck dich“ vorhanden, und wenn wir auch Mittags nur ein geringes Stückchen Fleisch hatten, Abends eben nur eine Suppe oder Kaffee und Butterbrot, so kümmerte uns das wenig. Der Gehalt meines Vaters als Lehrer eines so kleinen Ortes wie Burtscheid war gewiß nur sehr gering, und so viel ich mich erinnere, bestand ein Theil desselben aus den Schulgeldern, von denen manche häufig sehr langsam oder auch gar nicht eingingen, und wurde es den Eltern armer Kinder gewiß zuweilen freiwillig erlassen. Bei Lebzeiten meiner Mutter hatten die Eltern nicht ohne Glück eine kleine Knabenpension geführt, was aber mit ihrem Tode aufhörte. Auch beschäftigte sich mein Vater mit literarischen Arbeiten, gab jährlich ein Neujahrsbüchlein heraus, das von Mayer in Nachen verlegt wurde, dann verschiedene Auflagen eines Leitfadens der Lautirmethode, die er, wenn nicht zuerst in der Schule einführte, so doch vervollkommnete, und zuletzt ein Bändchen Denkübungen und Charaden, doch zweifle ich nach meinen späteren Erfahrungen, ob die Buchhändler ihm, der keinen bekannten Schriftstellernamen hatte, ein irgendwie nennenswerthes Honorar bewilligten.

Da schien auf einmal meinem Vater das Glück lächeln zu wollen. Einflußreiche Männer, die ihn kannten und schätzten, boten die Mittel, um ein schönes, ansehnliches Haus oben in der Hauptstraße von Burtscheid kaufen zu können, sowie daselbst noch einmal eine Erziehungsanstalt für Knaben besserer Stände einzurichten.

Wir verließen das ärmliche Schulgebäude neben dem Pfarrhause ohne jeglichen Kummer und befanden uns außerordentlich wohl in den neuen, weiten und schönen Räumen. Obendrein hatten wir einen großen, schönen Garten, auch schien die

Knabenpension anfänglich recht gut zu gehen, und fanden wir uns mit viel Behagen in den Genuß eines besseren Tisches, überhaupt in viele Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens, die uns bisher unbekannt waren.

Früher hatten wir wenig oder gar keine Besuche empfangen, außer von unserem nächsten Verwandten, dem Oheim Köhr, von dem ich oben schon gesprochen, und dem Oheim Wirth aus Cupen, der gleichfalls eine Schwester meiner Mutter zur Frau hatte. Das war ein dicker jovialer Mann mit kohlschwarzem, glattem Haar, etwas pockennarbig, stieß leicht mit der Zunge an, trug außerordentlich weite Beinkleider, war Wollhändler und galt für mehr als vermöglich. Nun änderte sich das im neuen Hause. Eltern und Verwandte der Zöglinge kamen, um nach diesen zu sehen. Freunde und Bekannte tauchten auf, deren man sich kaum noch erinnerte, kurz es war eben die alte Geschichte mit dem scheinbar günstigen Umschwung von Fortuna's Rad wieder bemerkbar geworden. Auch fremde Badegäste kamen, theils um unseren schönen Garten zu sehen, der eine prachtvolle Aussicht über Nachen bot, anderentheils aber auch, weil sie von den literarischen Erfolgen! — meines armen guten Vaters gehört haben wollten, um das Handwerk zu grüßen. Nicht nur Dichter und Schriftsteller mit meist sehr unbekanntem Namen, sondern auch Sängern und Schauspielern, welche Lektoren, da ich einmal hatte in's Nacher Theater gehen dürfen, um Rozebue's „Fagenstreich“ zu sehen, einen ganz unbeschreiblichen Eindruck auf mich machten. So erinnere ich mich des damals bekannten Schauspielers Paulmann, der eines Morgens bei uns im Garten frühstückte und mich „Heupferd“ nannte. Mit einem Sohn des Bassisten Meck hatten wir Knaben Verkehr, und die zu jener Zeit berühmte Sängerin Madame Eschborn kam in unser Haus. Mein Vater liebte es mit Künstlern aller Art zu verkehren, traf sie auch wohl häufig in Gesellschaften, die er besuchte, und hatte

deßhalb bei großen Gelegenheiten Zutritt zu Proben oder ersten Vorstellungen. Auch erinnere ich mich noch deutlich, wie er für die große Henriette Sontag schwärmte, die er als „Agathe“ im Freischütz gehört, und es bleibt mir unvergeßlich, daß ich ihn zu der Generalprobe des ersten niederrheinischen Musikfestes begleiten durfte, wo mir aber das den größten Eindruck machte, daß neben mir ein ältlicher Herr stand, mit weißer Halsbinde, auf dem schwarzen Fracke einen glänzenden Ordensstern — also gab es in der That solche hochbegnadigte Menschen, die wirkliche Ordenssterne auf der Brust trugen, und kam das nicht nur in unsern Geschichtenbüchern vor.

Auch eines wirklich gedruckt worden seienden Dichters erinnere ich mich, der eben deswegen einen großen Eindruck auf mich machte — Neutert hieß er, ein kleines, verwachsenes Männchen, Verfasser eines Gedichtes „Die Rheinfahrt“ — mit dem wir die Emmaburg besuchten, und wurde auf dem ganzen Weg fast nur über die unbeschreiblichen Schönheiten jenes Gedichtes gesprochen.

Eines Wochentages befahl der Vater, daß man uns ganz besonders festlich anziehen sollte, und wurden wir darauf in den Garten gewiesen, um uns an einer bestimmten Stelle desselben mit irgend einem Spiele zu beschäftigen; ich glaube, wir warfen eine Geldmünze so nahe als möglich an ein bezeichnetes Ziel. „Seid recht artig gegen einen Herrn, der nachher mit mir in den Garten kommt,“ sagte der Vater, ehe er von uns wegging, „denn das ist der König von Schweden“ — ah, ein echter, lebendiger König! — wenn ich dabei auch nicht an eine Krone, Scepter und langen Hermelinmantel dachte, so doch an eine glänzende Erscheinung mit Epauletten und Stern. Ich war deßhalb nicht wenig überrascht, später einen Herrn in einfachem, dunklem Oberrocke herankommen zu sehen, der freundlich nickend bei uns stehen blieb. Er war von hoher aufrechter Gestalt,

hatte ernste Gesichtszüge, dunkle, lebhaftige Augen und eine scharf hervortretende, etwas gebogene Nase — Gustav Adolf der Vierte, der vertriebene König von Schweden, der damals als Oberst Gustavson in Aachen lebte. Als er uns durch Kopfnicken begrüßt, sagte ich feck: „Guten Tag, Herr König,“ worauf er erwiderte: „Du mußt nicht sagen Herr König, sondern Herr Oberst.“ Später kam er noch öfter in's Haus, so auch an einem Weihnachtsabend, wo er im Scherze einen Shawl umhing und einen Damenhut aufsetzte, unter welchem das scharf geschnittene Gesicht mit der weit vortretenden Nase und den unruhig blickenden Augen seltsam abstach.

Wie lang der Aufenthalt in dem großen Hause mit allen seinen Herrlichkeiten währte, weiß ich nicht genau anzugeben; behält man doch in der Jugend nur ernste und heitere Thatfachen, bekümmert sich aber wenig um Jahreszahl und Datum. Das Knabenpensionat hatte nicht den gewünschten Fortgang, es mangelte wohl an einer so sparsamen und vortrefflichen Hausfrau, wie meine Mutter gewesen, und da sich Burtscheid in diesem Zeitraume gerade nach der Höhe unseres Gartens auszudehnen begann, so fand sich ein vortheilhafter Verkauf, der die Schuldenlast meines Vaters wenn auch nicht gänzlich von ihm nahm, so doch verminderte, und wir zogen wieder in das alte Schulhaus hinab. Daß uns Kindern dieser Tausch besonders unangenehm gewesen wäre, dessen erinnere ich mich nicht, ja wir fanden uns mit Leichtigkeit in dem alten Gewinkel wieder zurecht und der kleine Garten an der Kirchhofmauer erschien uns kaum geringer und kleiner als der, den wir droben verlassen.

Nicht so schien dies bei meinem armen Vater der Fall zu sein, denn er kümmernte sich sichtlich ab, häufiger als sonst erschien der befreundete Arzt im Hause, zuweilen blieb der Vater bis zum Mittag im Bette, besuchte aber trotzdem jeden Abend

seine Gesellschaftern, wobei ihm einmal die Haushälterin, als er fortging, mit bekümmertem Miene sagte: „Wenn Ihnen nur nächstlich auf dem weiten Wege von Nachen nach Burttscheid nicht einmal ein Unglück passirt und Sie sich allein und ohne Hilfe befinden,“ worauf er lachend sagte: „Im Gegentheil, die Bewegung thut mir gut, ich fühle mich nie frischer als in den Augenblicken des Gehens, und ist es nebenbei auch ein Mittel, um schlafen zu können.“

Wenn sich in mir, dem Knaben, zu jener Zeit irgend welche hervorragende Talente gezeigt hätten, so würde ich mir schon früher erlaubt haben, dergleichen zu erwähnen, doch war dies nicht der Fall; auch zeigte ich nicht eine Spur von besonderem Geschick, nicht einmal für Sprache, so daß mein Vater auch in dieser Richtung an meinen Fähigkeiten für jede solide Wissenschaft zweifelte. Allerdings gab er mir ein paar Stunden im Lateinischen, doch sei es, daß ich wirklich so dumm und tölpelhaft war, wie er versicherte, oder raubte ihm diese häufig ausbrechende Heftigkeit jeden ruhigen Blick, genug, nach wenigen Lektionen endigten diese; vorderhand weil der Vater sich kränker als je fühlte, nicht aber ohne daß ich wieder einmal meine Bekanntschaft mit dem spanischen Röhrchen erneuert hätte. Nicht läugnen will ich aber, daß ich mich zu jener Zeit, zwischen meinem zehnten und zwölften Jahre, mit dichterischen Versuchen beschäftigte, welche allerdings gering genug waren. Ich reimte Gelegenheitsgedichte zusammen, ja begann eine große Tragödie „Achill“, die beim Streite des Peliden um Briseis begann und mit den Worten anfieng:

„Gib sie wieder, Agamemnon!  
 Sieh, ich gebe dir zum Lohn  
 Sechs Rinder und vier Böcke!“

Auch Theater wurde damals von uns Kindern gespielt, und erinnere ich mich, wie mein Vater bei einem mehrtägigen leichten Hackländer, Roman meines Lebens. I. 3

Unwohlsein uns im großen Schulzimmer eine allerdings sehr beengte Bühne herrichten half, auf der wir, vor eingeladenen Nachbarkindern, ein kleines Lustspiel zum Besten gaben. Eine befreundete Familie, Michels, besaß ein hübsches Puppentheater, wo ich zum Erstenmal das Puppenspiel Faust aufführen sah, was auf mich einen so großen Eindruck machte, daß jahrelang an einem eigenen kleinen Theater umgebaut und verbessert wurde, zu welchem Alfred Kethel bereitwillig Dekorationen malte und bei dem es uns erst nach langen vergeblichen Versuchen gelang, einen Mond hinter ziehenden Wolken darzustellen.

In der Karnevalszeit maskirten wir uns mit anderen Kindern, häufig als Griechen oder Türken, im Widerschein des damaligen griechischen Befreiungskrieges; auch als Schweizer oder Tyroler, und war es Sitte, in befreundete Häuser zu gehen, um dort für Obst oder Zuckerwerk irgend welche passende Sprüchlein zu sagen, die von meinem Vater bereitwilligst gedichtet wurden.

Zu jener Zeit, vielleicht auch etwas früher, lebte bei uns ein Bruder meines Vaters als Hilfslehrer, ein sehr schöner und großer Mann, frisch und kräftig, das blühende Bild der Gesundheit, der eines Abends, als wir zusammen beim Ofen standen und uns erwärmten, über Kopfschmerzen klagte und der Haushälterin sagte: „Wenn ich einmal krank werde, so ist es mit mir vorbei.“ Das beschäftigte meine Phantasie, und als ich ihn forschend betrachtete, schien er mir blaß und blässer zu werden, es war, als schloßen sich seine Augen und sanken ein und indem ich dachte: was für ein langer Sarg müßte das sein, um ihn hineinzulegen, und während ich darauf schauernd meine Augen schloß, sah ich das vor mir und gerade so, wie ich ihn kaum acht Tage später in Wirklichkeit erblickte. Er starb an einem Nervenfieber, neben dem Zimmer, worin ich schlief, an einem Abende, als ich kaum zu Bette gegangen war, und wie ich am

andern Morgen durch dieses Zimmer gehen mußte, sah ich ihn in Wirklichkeit auf dem Bette ausgestreckt liegen, gerade so wie er mir in meiner Phantasie erschienen. Dies geschah im November und wenige Jahre darauf im gleichen Monat erlebte ich einen andern für mich entsetzlichen Verlust.

Meine Schwester Julie war damals nicht zu Hause, sondern befand sich, gewissermaßen zu ihrer weiteren Ausbildung, bei jener befreundeten Familie Kethel, die von Burtscheid nach Wetter an der Ruhr gezogen war, wo Vater Kethel in den Herkott'schen Eisenwerken eine Stellung gefunden hatte. Mein Vater war wie gewöhnlich bei eingebrochener Dunkelheit ausgegangen, Samstag Abends den 29. November 1829, und da weder ich, noch die Haushälterin ihn erwarten durften — er führte stets den Haus Schlüssel bei sich — so begab sich Alles wie gewöhnlich zu Bette, ich um die ganze Nacht fest und ruhig zu schlafen, ohne von dem furchtbar Unheimlichen, was sich begeben hatte, geweckt zu werden. Als ich an dem folgenden Sonntag Morgen in die Wohnstube kam, bemerkte ich sogleich, daß etwas vorgefallen war; die Magd ging mir schluchzend aus dem Wege und am Ofen stand die Haushälterin mit verweinten Augen bei einer mir unbekanntem, schwarz, aber ärmlich gekleideten Frau. Letztere suchte bei meinem Anblick die Achseln und schüttelte leicht den Kopf gegen Tante Niedel, doch sagte diese in Thränen ausbrechend: „Das arme Kind muß es ja doch erfahren — Wilhelm, dein Vater ist todt!“

Wie aufrichtig und herzlich hatte ich ihn geliebt! und trotzdem, daß er häufig hart und heftig gegen mich war, hing ich doch mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit an ihm! Ging doch stets sein aufbrausendes Wesen in der kürzesten Zeit vorüber, ja im Umdrehen, wie man zu sagen pflegt, und wenn ich bei meinen vielen unartigen Streichen in Miene und Wort nur eine Spur von Reue zeigte, so war sein Zorn entwässnet und

er kam mir zur Versöhnung liebe reich auf halbem Wege entgegen. Ach und wenn er sich wohl fühlte und gut gelaunt war, mit welcher Masse von sprudelnden Einfällen erfreute er uns Kinder, welche hübsche Anekdoten wußte er zu erzählen, was für unterhaltende Spiele uns zu lehren! — — und nun war er todt — und obgleich erst zwölf Jahre alt — wußte ich doch, was das für mich zu bedeuten hatte, eine zerstörte Heimath! — das Verlassen des Vaterhauses, ohne die Frage beantworten zu können, was soll nun aus mir werden?

Mein armer Vater war an jenem Abende nach Nachen gegangen, wo er bei einer Frau Löwenig, einer alten Dame, zur Whistpartie erwartet wurde; er pflegte häufig einen Umweg durch die Promenaden auf den ehemaligen Festungsgräben zu machen. Dort in der Nähe des Adalbertthores muß ihn ein Unwohlsein ergriffen haben, er setzte sich auf eine Bank ohne Rücklehne und dort fand man ihn mitten in der Nacht rückwärts gesunken und todt.

Was soll ich von jenen schrecklichen Tagen sagen, die wohl Jeder schon erlebt, wo Jedes flüsternd im Hause umherschleicht, wo die halbgeschlossenen Läden Alles in trübe Dämmerung hüllen, wo fremde, schwarz gekleidete Leute, die man früher nie gesehen, Allerlei für uns so tief Schmerzendes, ja für das Kindergemüth Unheimliches treiben, wo schließlich gewisse dumpfe Schläge das Haus durchdröhnen und unser Herz erzittern machen, wo sogar der Duft von Blumen, die die Kinder dem geliebten Lehrer brachten, einen ergreifenden unvergeßlichen Eindruck auf uns machten.

Dann kam noch ein ergreifenderer Augenblick, wo Freunde unseres Vaters, die wir lange nicht mehr im Hause gesehen, im schwarzen Anzuge mit feierlichen Mienen erschienen, mir allerdings freundlich zunickten, dann aber in Gruppen zusammentretend, in Worten, die mir tief in die Seele schnitten, von den zerrütteten Verhältnissen meines Vaters sprachen. Meine Oheime



Wirth und Köhr waren gekommen und schienen gleichfalls von dem, was sie vorfanden, durchaus nicht erbaut zu sein, ja den Letzteren, der überhaupt, wie schon erwähnt, einen sehr heftigen Charakter hatte, belauschte ich zufällig bei einer starken Scene mit der Haushälterin, worin er sie für Sachen verantwortlich machen wollte, die verschwunden seien, und der mir später auf meine Frage, was nun mit der Tante Kiedel geschehen würde, barsch zur Antwort gab: „Was geht dich deine Quasi-Tante an!“

Da unser Haus dicht neben dem Kirchhof lag, so mußte der große Zug der Leidtragenden, von denen gewiß die Meisten, darunter viele seiner ehemaligen Schüler mit Liebe und Verehrung dem Sarge folgten, um sich entwickeln zu können, die steile Straße aufwärts steigen, oben am Thor wieder umdrehen und dann erst in das Kirchhofthor einbiegen.

Es war in der Abenddämmerung an einem trüben Dezembertage, den Nebel und ein feiner Regen noch unheimlicher machten, als ich weinend an dem Grabe meines Vaters stand, und heute noch so lebhaft wie damals empfinde ich den tiefen Schmerz, besonders jenes Augenblickes, als der weiße Rand des schwarzen Sarges in der Tiefe verschwand.

---

## Zweites Kapitel.

### Der beginnende Kampf mit dem Leben.

Welcher Art die Vermögensverhältnisse meines Vaters beim Tode desselben gewesen sind, habe ich niemals erfahren, jedenfalls aber recht trauriger Art, denn es wurde mir schon gleich anfangs nicht verhehlt, daß ich fast nur auf die Mildthätigkeit meiner Verwandten angewiesen sei; daß also von irgend welchen wissenschaftlichen Studien nicht die Rede sein könne. Ich sollte

bis zu meiner Konfirmation die Schule besuchen, um dann als Lehrling in ein Kaufmannshaus einzutreten. Burtscheid verließ ich noch an dem vorhin geschilderten traurigen Dezemberabend, was mir eigentlich eine Wohlthat war; denn es wäre gar zu traurig gewesen, in dem verödeten Hause — die Haushälterin war sogleich weggeschickt worden — noch länger bleiben zu müssen.

Mein Onkel Wirth nahm mich mit nach Cupen, wo er in einer der bedeutendsten Wollhandlungen Geschäftsführer, Disponent und, wie ich glaube, auch für irgend einen kleinen Prozentsatz Theilhaber war. Wie schon früher erwähnt, galt er für den reichsten Mann in der Familie und lebte auf einem ziemlich großen Fuße. Seine Frau, die Schwester meiner Mutter, soll derselben im Aeußern etwas ähnlich gesehen haben, doch waren die Charaktere sehr verschieden; denn während meine Mutter lebhaft, energisch, auch mitunter aufbrausend war, so hatte meine Tante Karoline nur mit ihr gemein, gleichfalls eine vortreffliche Haushälterin zu sein, wogegen sie still, äußerst duldsam, häufig melancholisch war und mitunter seufzend, die äußerst solide und wohlhabende Einrichtung ihres Hausstandes betrachtend, sagen konnte: „Wer weiß, ob das Alles immer so sein wird?“ Zu diesen Aeußerungen hatte sie wahrlich keine Ursache, denn damals war mein Oheim Wirth wohl noch ein wohlhabender Mann oder wußte wenigstens alle Welt und auch seine Frau in diesem Glauben zu erhalten.

Er war ein passionirter Raucher und vortrefflicher Weinkenner, in seinem Keller waren alle nur denkbaren Sorten in den besten Jahrgängen vertreten und hielt er seine Flaschenbatterien in musterhafter Ordnung und wohl etikettirt; Alles war pünktlich, reinlich und übersichtlich gehalten; gleiche Sorgfalt widmete er seinem Geflügel, wobei die zahlreichen Hühner nur aus weißen Exemplaren mit dunklen Kopfbüschchen und schwarzen mit weißen Kopfbüschchen bestanden, die er in der Brut auf's

Strengste gesondert zu halten verstand; dazu wurden die Eier markirt, auch mit Datum versehen und in Stellagen luftfrei aufgestellt. Sobald mein Oheim gefrühstückt hatte, wurde ihm ein Laib schwarzes Brod sowie ein Gefäß mit Hafer gebracht, worauf er selbst das Brod in ganz kleine Würfel schnitt, den Hafer darunter mischte und dann selbst zur täglichen Fütterung auf den Hühnerhof hinabging. Dazu rauchte er seine zweite Pfeife, die erste kam sogleich nach dem Aufstehen, während er sich anzog, und nachdem er nun Hut und Stock genommen, um auf sein Conptoir zu gehen, das in einem andern Theil des kleinen Städtchens lag, zündete er eine dritte Pfeife, gewöhnlich mit sehr langem Rohre, an, und sehe ich ihn noch auf's Deutlichste vor mir, den kleinen, dicken Mann, wie er gravitatisch und würdevoll die Straße dahinschritt. Was seinen Charakter als Familienvater und Geschäftsmann anbelangte, so war ich natürlicherweise in meinen Jahren nicht im Stande, darüber zu urtheilen. Tante Karolinchen, wie wir sie nannten, behandelte er auf's Aufmerksamste und mit liebevoller Sorgfalt, überhäufte sie mit kleinen Geschenken, besonders auch in schönen Kleiderstoffen, die sie aber meistens seufzend bei Seite legte, um ihrem alten Blumenkittel — so nannte er ein Hausgewand von buntem Kattunstoff — getreu zu bleiben; denn äußerst selten ging sie in Gesellschaften oder sah solche bei sich. Sie hatten einen einzigen Sohn, den die Mutter mit einer oft an's Komische grenzenden Zärtlichkeit behandelte. Das hat mir aber niemals wehe gethan, denn auch ich konnte mich in keiner Hinsicht beklagen, wurde allerdings wie der gesündere Sohn des Hauses, der schon einen Puff mehr aushalten konnte, behandelt, während ihr Gustav brustkrank sein sollte, was aber durchaus nicht der Fall war; auch hatte ich dadurch mehr Gelegenheit, mich mit andern wilden Buryschen herumtummeln zu können, wovon ich den ausgiebigsten Gebrauch machte.

Die kleine Stadt Cupen hatte bedeutende Tuchfabriken, Wollhandlungen, Türkischrothfärbereien und einen sehr reichen Kaufmanns-Honoratiorenstand, eine Handelsaristokratie, die streng auf abgeforderte Kreise hielt, in denen mein Oheim — meine Tante hielt sich fern davon — gern gesehen wurde. War er doch ein ganz bedeutender Geschäftsmann und großer Wollkenner, dabei ein gemüthlicher Gesellschafter, dessen richtige Beurtheilung von Weinsorten immer Anerkennung fand. In seinem Club — ich glaube, er hieß das Casino — spielte er auch deshalb eine bedeutende Rolle und war stets Partner der vornehmsten Whist- und L'Hombrepartien; leider aber blieb ihm das Glück nicht günstig, und da ich von meinem Cupener Aufenthalte, der fast ein Jahr währte, über mich nichts Bemerkenswerthes zu erzählen weiß, so will ich nur in ganz kurzen Worten über den Ruin und Verfall dieser so solid scheinenden Familie Etwas sagen. Wirth hatte für Rechnung seines Hauses auf eigene Hand spekulirt, dabei große Summen verloren, die er nicht zu decken vermochte, wofür er dem Gesetz gegenüber verantwortlich und mehrere Jahre in Schuldhast blieb. Alles, was er besaß, wurde verkauft, um einen Theil jener Schulden zu decken, und die arme Tante Karolinchen zog auf ein kleines Dorf bei Jülich zu ihrer achtzigjährigen Mutter, wo sie bis zu ihrem bald erfolgenden Tod blieb. Ihr Sohn Gustav, von dem ich lange Jahre nichts hörte, tauchte endlich nach Jahren brieflich wieder auf, indem er mir aus Batavia schrieb, wo er als ein holländischer Amtenaar lebte.

Was nun meinen Onkel Wirth selbst anbelangt, so fand er mehrere kaufmännische Stellen, in denen er sich aber nicht behaupten konnte oder wollte, reiste eine Zeit lang für verschiedene Weingeeschäfte, trieb dann auch selbst einen kleinen Handel, ohne sich aber je wieder emporhelfen zu können, und hatte ich dadurch in späteren Jahren Gelegenheit, ihm für das, was er in meiner Kindheit an mir gethan, dankbar zu sein;

doch war er auf keine richtige Bahn mehr zu bringen, dabei aber nicht unglücklich, da ihn außer mir auch seine vielen ehemaligen Bekannten und Freunde bereitwilligst unterstützten und er bei einer Pfeife und einem Glase Wein seine bessere Vergangenheit leicht vergaß; auch war sein Tod so sanft und angenehm wie möglich. Er starb zu Köln in einer Neujahrsnacht in seinem achtzigsten Lebensjahre, nachdem er froh und heiter aus einem Weinhaufe heimgekehrt war.

Warum ich damals nicht länger in seinem Hause blieb, weiß ich nicht, es kümmerte mich auch in meiner Sorglosigkeit wenig, trotzdem ich aus den wohlgeordneten, ja glänzenden Verhältnissen der Tante Karolinchen zu einer anderen Schwester meiner Mutter, Tante Lottchen, einer Wittwe, kam, die in mehr als bescheidenen Verhältnissen zu Düsseldorf lebte und wo ich bittere Erfahrungen jeder Art machen sollte. Obwohl ich erst vierzehn Jahre alt war, wurde ich in weiter keine Schule, sondern nur in den Religionsunterricht geschickt, um zur Konfirmation vorbereitet zu werden, was mir aber außerordentlich angenehm war, denn Düsseldorf bot ja des Interessanten und Amüsanten so viel. Da war der Rhein mit seinem für mich so fremdartigen Leben, Schiffe aller Art, die dort vorüberfuhrten oder ankerten, die ersten Dampfboote, die ich sah, die Holländer-Barken, die aus- und einluden, das emsige Treiben der Lastträger, die glücklichen Fischerbuben, die stunden-, ja tagelang in der langsam treibenden Fluth angelten, die Schiffsbrücke mit dem beständigen Wechsel von Menschen und Fahrzeugen der verschiedenen Formen, die ich freilich nur selten betreten konnte, da mir die zwei Pfennige Brückenzoll fehlten, und von welcher ich doch so gern den majestätischen Strom betrachtete, der bei den schönen Ritterburgen und malerischen Felsen droben vorbeigeschossen war und nun nach dem merkwürdigen Holland trieb, wo das Land tiefer als die Kanäle lag, wo sich reiche Städte

mitten im Wasser erheben und von wo es in die offene See ging, nach welcher ich stets eine unbeschreibliche Sehnsucht hatte.

Auch das Militär, das ich hier zum erstenmal in verschiedenen Waffengattungen sah, reizte meine Einbildungskraft außerordentlich. Die Infanterie mit ihren prachtvollen Musikbänden, die Ulanen und Husaren, vor allem aber die Artillerie mit ihren damals für mich so geheimnißvollen Geschützen, Kanonen und vor allen Dingen Haubitzen und Mörser, wo ich stundenlang dem Exerciren zuschauen konnte, ja wo ich mir unter den Unteroffizieren durch dies standhafte Zuschauen Fremde erwarb, denen es Spaß machte, den schwächtigen Jungen, der ich war, mit dem schweren Wischer sich abmühen zu sehen, die auch wohl die Gewandtheit anerkannten, mit der ich über das hohe Rad die Lunte auf das Zündloch zu bringen wußte. Auch wurde mir zuweilen der ersuchte Eintritt in die Stallräume und Kasernenzimmer gestattet, wo man mich nicht selten mit einem Tropfen Schnaps und einem Stück Kommissbrod bewirthete.

Vor allem aber unendlich ich mit seltener Bewunderung und großer Sehnsucht das Thor des Akademiehofes und sah dort mit stillem Reide die jungen Maler aus- und eingehen, glückselige, sorglose Menschen, heiter und lustig, meistens ziemlich phantastisch angezogen, in verschmürten Röcken, wie sie damals Mode waren, weiche Hüte auf den lang herabwallenden Haaren. Auch im Hause meiner Tante lebte ein angehender Künstler, mit dem ich bald innige Freundschaft schloß, der mich Allerlei zeichnen ließ, und der so freundlich war, mir einiges Talent zuzuerkennen, was ich aber in Wahrheit nicht besaß. Doch ließ es mir von da ab keine Ruhe mehr, ich wollte wenigstens den Versuch machen, in jene geheiligten Akademieräume einzudringen. Mein Freund, der Maler, ließ mir ein Zeichenbrett, beklebte es mit einem Papier, gab mir ein Bleistift und Gummi elasticum;

langes, blondes Haar hatte ich gleichfalls und da die alte Magd meiner Tante, die mich unter ihren besonderen Schutz genommen hatte, mein fadenſcheiniges dunkles Röckchen mit ein paar ſchwarzen Litzen beſetzt hatte, ſo konnte ich es ſchon wagen, eines Morgens in die Akademie zu gehen, und betrat ich, ohne viel zu fragen, den Saal einer Elementarklaſſe, wo ich mich beſcheiden in einer Ecke am Pulte niederließ und meine künstlerische Laufbahn damit begann, daß ich, allerdings recht mittelmäßig, ein Ohr und eine Naſe zeichnete. Es hinderte mich Niemand daran, ja, ein freundlicher alter Herr mit weißen Haaren, Profeſſor Wintergerſt, der unter den Schülern herumging, betrachtete meine Arbeit gleichfalls und forrigirte dieſelbe mit einigen Strichen.

Nachdem ich aber ein paar Tage nacheinander die Klaſſe beſucht hatte, kam der Herr Profeſſor, ſetzte ſich neben mich auf die Bank und ſagte mir, allerdings wohlwollend und freundlich: „Wie er gehört, hätte ich meine Eintrittsformalitäten nicht erfüllt, und wenn ich wünſche dem Unterricht unentgeltlich beizuwohnen, ſo müſſe ich der Vorſchrift gemäß ein amtlich beglaubigtes Armuthszeugniß beibringen.“ Damit waren denn ſelbſtredend alle künstlerischen Beſtrebungen zu Ende; denn ebensowenig wie meine Tante mir zu einem Armuthszeugniß behilflich geweſen wäre, würde ſie für mich den Unterricht bezahlt haben.

In welchen Verhältniſſen ich mich überhaupt in deren Hauſe befand, wußte ich nicht, habe es auch nie erfahren, und obgleich mein Vormund, der geſtrenge Oheim Köhr, mir, als als ich von Cupen nach Düſſeldorf verſetzt wurde, inſofern einige Aufklärungen gab, als er mir ſagte, daß durch ſeine großen Bemühungen und durch die Freundlichkeit einiger Gläubiger meines Vaters etwas allerdings ſehr Geringes gerettet worden ſei, ſo ſetzte er doch gleich hinzu, es reiche dies bei Weitem

nicht, um mich zu irgend einem Lebensberuf vorzubereiten und habe ich selbst das Bescheidene, was ich bei meiner Tante Lottchen erhalte, zu mindestens drei Vierteln von ihrer Mildthätigkeit anzunehmen. In diesen Worten lag allerdings der Sinn, daß etwas für mich bezahlt wurde, doch glaube ich selbst, daß es sehr wenig gewesen und nahm deßhalb auch dankbar und zufrieden mit dem Allerbescheidensten vorlieb. Ja, ich machte mich in der kleinen Haushaltung so nützlich als möglich, hütete die jüngeren Kinder, ging zum Einkaufen mit auf den Markt, half den Hafer ausmessen, womit die Tante einen kleinen Handel betrieb, und besorgte recht gerne andre Aufträge, die darin bestanden, Mehl, Brod und Aehnliches, was vor den Thoren der damals noch mit Schlacht- und Mahlsteuer behafteten Stadt Düsseldorf billiger zu bekommen war, einzukaufen. Da ich aber nicht wußte, daß man, um nicht mit dem Steuergesetz in Berührung zu kommen, nur eine gewisse kleine Quantität auf einmal einbringen dürfe, ich aber eines Tags im Diensteser mehr als diese Quantität bei mir hatte und vielleicht zufällig beim Passiren der Zollstelle angehalten wurde, so ward ich entdeckt und man hielt mich als frevelhaften Schmuggler fest. Doch stellte es sich heraus, daß der Zollaufscher aus Birtscheid und ein ehemaliger Schüler meines Vaters war, weßhalb ich mit der Ermahnung loskam, diesen verbrecherischen Lebenswandel aufzugeben. Ach, ich hatte kaum einen schwachen Begriff von meinem Unrecht, ja vermochte dasselbe nicht als solches aufzufassen, auch reizte mich der Lohn, der, wenn ich glücklich heimkam, in einem Extrabutterbrod bestand, was damals für mich keine Kleinigkeit war. Man sieht übrigens aus diesem Beispiel, wie unschuldig man in der Jugend auf Abwege gerathen kann, und ich will davon einen noch viel schlagenderen Beweis geben. Ein Schwager meiner Tante besaß ein paar Stunden von Düsseldorf mitten im Walde eine Mühle, wo ich zuweilen für einige Tage auf



Besuch hindurste, und war das für mich ein ganz außerordentliches Vergnügen. Da ich stets lustig und guter Dinge war, mochte mich auch dort Jedermann gut leiden und wurde ich ebensowohl von der Mutter des Hauses, der alten verwittweten Müllerin, als auch von deren Töchtern — die jüngste war sechzehn Jahre alt — auf's Ausgiebigste verhätschelt. Ich bekam ein gutes Zimmer mit vortrefflichem Bett, und wenn mir auch in den ersten Nächten das Geklapper der stets laufenden Wassermühle etwas eigenthümlich vorkam, so gewöhnte ich mich doch bald daran, daß ich in der Nacht erwachte, wenn das Räderwerk einmal stille gestellt wurde. Unsere Mahlzeiten waren zahlreich und reichlich, ja die alte Nichte und mein junges Cousinchen steckten mir alle möglichen Leckerbissen zu; mit den Söhnen und Knechten durfte ich auf's Feld fahren, ja zuweilen im Sattel eines der Ackergäule heimkehren. Und dazu kam die herrliche Lage der Mühle auf einer Waldwiese, die rings mit prachtvollen Bäumen umgeben war, der murmelnde forellenreiche Bach, der die Räder trieb und aus einem höher gelegenen Weiher kam, wo sich häufig Wildenten sehen ließen. Daß auf diese von meinen Vettern gepürcht wurde, fand ich leicht begreiflich und konnte das von einem kleinen Badehäuschen aus geschehen, welches dort im Grünen versteckt war. Weniger harmlos erschienen mir ihre häufigen Jagdpartien, von denen sie meistens mit Beute heimkehrten. Allerdings wurde das vor der Mutter und anfänglich auch vor mir geheim gehalten, doch als ich ein paar Mal auf der Mühle gewesen war und sie mich zu dergleichen Heldentritten geneigt und geschickt fanden, durfte ich sie, und zwar an einem schönen Sonntagmorgen zum erstenmale begleiten. Noch vor Sonnenaufgang zogen wir aus, schlüpfen durch die Wälder und spähten, wo sich Hasen hinter starken Bäumen zum Schlafe eingethan hatten. Dort gaben wir, die vorausgingen, den Nachfolgenden irgend ein Zeichen, worauf

denn der arme Lampe im Lager erlegt wurde und es alsdann im schnellsten Laufe nach einem andern Revier des Waldes ging. Die Gewehre, welche meine Bettern führten, waren zum Auseinandernehmen und während Schast und Schloß vielleicht in dem Besitz des Einen war oder sich in einem hohlen Baume verborgen befand, diente der Lauf, mit Knopf und Zwinge versehen, als harmloser Spazierstock. Das weite Jagdrevier gehörte einem Grafen G., und wenn wir damals einmal erwischt worden wären, so würde ich vielleicht nicht so glimpflich wie bei der unschuldigen Schmuggerei davon gekommen sein, sondern wahrscheinlich als jugendlicher Wilddieb meine Laufbahn begonnen haben.

Etwas von dieser Waldidylle, in der ich mich so unbeschreiblich glücklich befand, habe ich später in meinem Buche „Handel und Wandel“ benutzt und wer es dort durchliest, mag mir glauben, daß es viel mehr Wahrheit als Dichtung enthält.

Aber nur allzubald gingen diese glanzvollen Tage meiner Jugend vorüber. Mit der Kunst hatte ich schon längst gebrochen, aber nicht ohne ein Meisterwerk angefertigt zu haben, welches das unbändigste Vergnügen aller erregte, die es sahen. Mein eigenes Porträt nämlich, im Spiegel gemalt, an welchem das Merkwürdige und wirklich Bewundernswerthe war, daß das grünlich blasse Gesicht mit dem melancholischen Ausdruck, den ich wahrscheinlich nur im Eifer des Schaffens angenommen, mir wirklich etwas ähnlich sah. Den oben erwähnten Teint anbelangend, so kann ich ihn für jene Zeit nicht abläugnen; ich war mager, bleich und hohläugig, so daß meine Großmutter, die verwittwete Frau Pfarrerin Röhr, damals schon eine Frau hoch in den Siebzigen, die ihre kleine Pension bei der Tochter verzehrte, vielleicht auch dieser damit aushalf, von mir kopfschüttelnd und in salbungsvollem Tone zu sagen pflegte: „Du bist eben vollständig aus der Art geschlagen.“ Die alte Frau liebte

es, spruchweise, meistens mit Anklängen aus der Bibel zu reden, wobei sie den Finger an die Nase legte, mich mit ihren großen, etwas starr gewordenen Augen betrachtete und etwa im Predigertone sagen konnte: „Es steht allerdings in der Schrift geschrieben: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; aber du machst eine unrühmliche Ausnahme davon; denn deine Mutter, meine Tochter Luise, Gott habe sie selig, war eine schöne und stattliche Frau; du dagegen hast einen wahren Schattenkopf.“

Häufig sagte sie mir auch: „Deine Rede sei ja, ja! nein, nein! und was darüber ist, ist vom Uebel,“ oder: „Jung', Jung', beachte vor allen Dingen Römer dreizehn, Vers sieben: Ehre dem Ehre gebührt! denn damit kannst du durch die Welt kommen,“ und muß ich hier gestehen, daß ich mich bei der Befolgung dieses Rathes der guten, alten, gestrengen Frau stets recht wohl befunden habe. Auch habe ich ihrer dankbarst in „Handel und Wandel“ gedacht und sie geschildert, wie sie auf ihrem rothkarrirten Kuffissen saß und aus einer kleinen goldenen Dose, dem kostbarsten Erbstücke ihres verstorbenen Eheherrn, schnupfte.

Meine Zeit wurde jetzt sehr in Anspruch genommen durch das Erlernen der Confirmationsaufgaben, von deren mindestens hundert Fragen bei der öffentlichen Prüfung in der Kirche eine oder zwei — welche, wußte man begreiflicherweise nicht — korrekt beantwortet werden mußten. Auch erhielt ich verschiedene Briefe von meinem Oheim, die nichts weniger als freundschaftlich für mich lauteten; er habe erfahren, daß ich meine Zeit mit allerlei unnützen Dingen zersplittere — als wenn ich irgend etwas Nützliches zu thun gehabt hätte — daß ich mich mit den Malern abgebe, gewiß ohne von ihnen etwas Gutes zu lernen, daß ich mich stundenlang auf den Exercirplätzen umhertreibe und, so leichtsinnig das auch sei, könne es ihm doch als Fingerzeig des Schicksals dienen, denn von mir würde es wahrscheinlich doch am Ende wie von so vielen anderen unnützen Subjekten

heißen: „Wer nicht dem Worte seiner Eltern und Lehrer folgen will, der muß dem Kalbfell folgen,“ doch wolle er dem Andenken meiner Mutter, seiner Schwester zu lieb, es doch vorher noch auf andere Art versuchen und habe er mir deßhalb nach unendlicher Mühe eine Stelle als Lehrling in einem Modewaarengeschäft zu Elberfeld ermittelt, wo ich fünf Jahre unentgeltlich dienen, dafür aber Kost und Logis im Hause erhalten solle.

So wenig erfreulich für mich diese Aussichten waren — denn einmal fühlte ich für den ganzen Handelsstand keine große Neigung, am wenigsten aber für jenen Zweig desselben, in welchem man mit Elle und Scheere hinter dem Ladentisch stehen muß — so hatten sich doch die an sich schon trüben Verhältnisse im Hause meiner Tante so unangenehm gestaltet, daß mir jede Art von Veränderung willkommen sein mußte. Obgleich schon im reiferen Alter stehend und seit vielen Jahren Wittwe, hatte sie doch den unbegreiflichen Bewerbungen eines weit jüngeren, allerdings hübschen Mannes nicht widerstehen können und heirathete ihn auch, entgegen dem Rath und gegen die Bitten ihrer und seiner Mutter.

Mir und gewiß Jedermann war das förmlich unerklärlich, wenn man die ältere verlebte Frau neben dem jungen, frisch aussehenden Manne sah! Dabei hatte er etwas gelernt, war Kaufmann, allerdings ohne Geschäft, schrieb eine schöne Handschrift, seine Mutter hatte sogar einiges Vermögen, und so wurden die großartigsten Pläne gemacht, die aber an einer anfänglich allerdings sorgfältig verdeckten Klippe scheiterten. Mein neuer Verwandter war nämlich einer der furchtbarsten Gewohnheitsfäuser, die mir je vorgekommen sind. Welche entsetzlichen Scenen mußte ich da erleben! Wie alle durch Trunk geschwächte Menschen konnte er nicht viel ertragen, trank aber, was er nur bekommen konnte, Wein, Bier, Schnaps, Alles durcheinander und

nie werde ich die Verzweiflung meiner Frau vergessen, als ihr diese unheilbare Leidenschaft in einem ekelhaften Augenblicke vollständig klar wurde. So kam unter Noth und allerlei Kümernissen — auch wegen Beschaffung meiner feierlichen Kleidung, die endlich aus einem aufbewahrten schwarzen Anzuge meines armen Vaters hergestellt wurde — der Tag meiner Konfirmation heran, bei welcher ich ganz leidlich bestand und worauf ich alsdann, in die christliche Gemeinde aufgenommen, meinen Weg durch das Leben ganz allein beginnen sollte; ganz allein — ohne von irgend Jemand in die neue Laufbahn eingeführt und meinem Prinzipal vorgestellt zu werden; ohne genügende Ausrüstung von Kleidern und Wäsche, ja, wie ich mir selber gestehen mußte, auch ohne die nöthigen Vorkenntnisse, um etwas Tüchtiges leisten zu können. Und doch freute ich mich ganz unsäglich auf den Tag meiner Erlösung aus dem Hauswesen der neuverheiratheten Tante, obgleich dieses Hauswesen durch Zuschüsse meiner Großmutter und der Mutter des jungen Ehemannes einen etwas bessern Anstrich bekam. Er hatte ein Geschäft gegründet, eine Essigfabrik, von welcher man sich alles Mögliche versprach, und deren Ertrag auch zu einem behaglichen Unterhalte ausreichend gewesen wäre, wenn er nicht neben den großen Fässern, worin er seinen Essig bereitete, gewisse kleine Fäßchen mit Wein und Spirituosen allzu häufig und ungemischt für sich selbst in Anspruch genommen hätte.

Da traf mich ganz unerwartet, es war im Herbst, der harte Schlag; daß von meinem Prinzipal in Elberfeld die Nachricht einlief, mein Eintritt in sein Geschäft könne erst im nächsten Frühjahr stattfinden. Ich war niedergeschlagen, ja der Verzweiflung nahe, denn trotz Allem hatte ich mich in jugendlichem Leichtsinne schon den glänzendsten Hoffnungen hingegeben; meine Phantasie, stets bereit Lustschlösser zu bauen, versprach mir schon das Loos des bekannten Dick Whittington, der, ein

elternloser Knabe unter gleich ärmlichen Verhältnissen, eine kleine Kage im Arm, seine Geburtsstadt London verließ, von dem Läuten der Glocken von Highgate begleitet, die in ihren Klängen deutlich zu ihm sprachen: „Zurückkehren wirst du und Lord Mayor werden,“ — die höchste städtische Würde — die er auch in der That errang.

Und dazu das Gefühl, meinen Verwandten eine Last zu sein! — weshalb ich denn auch mit Begierde die mir dargebotene Gelegenheit ergriff, um mich in dem neuen Geschäft meines Verwandten nützlich zu machen, wo sich mir in den allerdings einfachen Büchern und der noch einfacheren Korrespondenz zugleich ein Blick in kaufmännisches Wesen eröffnete. So nahm ich denn das in kurzem wohlgemuth und heiter hin, ja ergriff den Vorschlag, für das Geschäft im Umkreise von Düsseldorf kleine Fußreisen zu machen. In meinem Konfirmationsanzuge sah ich sehr anständig aus und so ging ich denn eines Tages, die Essigmuster in kleinen Fläschchen bei mir tragend, auf die benachbarten Dörfer und stellte mich in den dortigen Spezereiläden als Reisenden des Hauses Rötger-Wille vor. Sei es aber nun, daß die Fabrikate weder gut noch preiswürdig waren, oder daß ich nicht die nöthige Ueberredungskunst besaß — kurz, ich machte schlechte Geschäfte, und da ich daraus zu entnehmen glaubte, daß ich überhaupt zum Kaufmannsstande keine Talente besitze, so fühlte ich mich in meiner trostlosen Lage unglücklicher als je.

Doch ging auch diese harte Zeit vorüber und als ich endlich im nächsten Frühling, meine Siebenjachen in ein kleines Bündel geschnürt, einen halben Thaler in der Tasche, Düsseldorf verließ, um den grünen Bergen zuzuwandern, hinter denen Elberfeld liegt, löste es sich von meinem Herzen wie ein beengender Reif, und mit der Lerche, welche trillernd den dampfenden Ackerfurchen entstieg, jubelte ich froh und glücklich auf.

Halbwegs in dem kleinen Städtchen Mettmann ließ ich mir für ein Drittel meiner Baarschaft Kaffee, Brod und Butter geben und ein süßeres Gefühl, wie ich hier, hungrig, durstig und ermüdet, empfunden, als ich in der duftigen Fliederlaube ausruhend und genießend — zum erstenmale mein eigener Herr — saß, habe ich in meinem späteren Leben selten wieder gehabt. Dann ging es mit frischen Kräften nach Elberfeld, in die Schwanenstraße zu Karl Johann Sasse, wo ich freundlich und wohlwollend aufgenommen wurde. Der Prinzipal, ein schon älterer, etwas verdrießlich aussehender Mann, was er aber eigentlich nicht war, trug die Brille auf der alleräußersten Nasenspitze und meinte, mich über die Gläser hinaus betrachtend, er hätte mich stärker und größer geglaubt, wogegen seine ziemlich starke Frau einwarf: „Das würde ja mit jedem Tage besser werden, und die Hauptsache sei, daß ich mich treu, fleißig und willig finden lasse.“

Der älteste Sohn, lang, hager mit eingefallenen Wangen, führte das Geschäft; dann war eine Tochter da, von über zwanzig Jahren, ein zweiter erwachsener Sohn, der kränklich war, oder es wenigstens sein wollte und deshalb von der Mutter auf's äußerste verzärtelt wurde, und endlich der Jüngste, heiter und aufgeweckt, der gerade im Begriff war, nach Lyon zu gehen, um dort die Seidenfabrikation zu erlernen. Später wurde ich im Laden dem Buchhalter, Herrn Teufel, sowie der Gehilfin, einer hübschen dicken Holländerin, vorgestellt.

Das Haus des Prinzipals war streng katholisch und trieb der älteste Sohn seine Andachtsübungen oft so weit, daß er mitten in seinem Zimmer niederkniete, um mit aufgehobenen Händen zu beten. Daß ich der evangelischen Kirche angehörte, hatte übrigens durchaus nichts zu sagen, und wußte ich mich auch keiner einzigen Gelegenheit, ja nur eines Wortes zu erinnern, das mich in dieser Beziehung beunruhigt hätte.

Ueberhaupt war die Familie im höchsten Grade anständig,

verfuhr in jeder Beziehung nach den solidesten Grundfäßen und war deßhalb auch in der Stadt hoch geachtet. Auch kam man mir anfänglich freundlich und wohlwollend entgegen, und wenn ich an einer Aenderung dieses Verhältniffes nicht ganz schuldlos war, so lag doch der Hauptgrund darin, daß ich mich für den Handelsstand überhaupt, namentlich aber für das Detailgeschäft durchaus nicht zu interessiren vermochte, und daß es mir an den nöthigen Mitteln gebrach, im Außern so aufzutreten, wie es ein anständiges Haus von seinem Lehrling verlangen konnte.

Es war ein klarer Frühlingstag, als ich nach meinem eigentlich ersten freien und ungehinderten Spaziergang durch ein Stück der weiten Welt in das Geschäft eintrat; von grünen Bäumen und Wiesen, Blumen und Blüten — alles das umspielt von glänzenden Sonnenstrahlen — wurde ich in den düstern Hof des Hauses versetzt, wo ich über den Hintermauern der benachbarten Häuser nur ein dürftiges Stückchen blauen Himmels sah.

Es wurde gerade die jährliche Bilanz angefertigt, jedes Stück Seide, Merino, Kattun, jede Rolle Band nachgemessen, um so die Aktiva der Handlung feststellen zu können, und da Jedes dabei beschäftigt war, so mußte auch ich mithelfen, indem ich im Hofe Merino auskloppte und dabei die ersten Handgriffe des Aufwickelns lernte. Später wurden mir die Lampen des Ladens zum Reinigen übergeben und da ich mich dabei nicht ungeschickt anstellte, auch das Schließen des Ladens leicht begriff, so meinte der älteste Sohn, der zugleich Prokurist war, als wir bei dem gemeinschaftlichen Nachteffen saßen: „Wenn es so fortginge, würden wir wohl in gutem Frieden miteinander auskommen.“

Was ich in den nächsten Wochen und Monaten von kaufmännischem Wesen und Treiben sah und lernen sollte, bestand allerdings in den Anfangsgründen und wurde von mir leicht erfaßt, war aber im Grunde ganz profaischer Art und völlig



interesselos für mich: am frühen Morgen das Öffnen des Ladens, dann beim Dekoriren der Ladenfenster durch alle möglichen Waarengattungen als Handlanger dienen, später nachsehen, ob die Stücke in den Fächern und Kästen hübsch geordnet waren, dann Briefe kopiren, die geschriebenen zur Post bringen und dort die für das Haus eingelaufenen abholen. Das und Waarenpakete austragen, waren für mich die Glanzpunkte des Tages, und gewährte es mir ein außerordentliches Vergnügen, im Posthofe den ankommenden Eilwagen zuzuschauen oder das Abschiednehmen der Passagiere zu betrachten, wobei dann ein Hauptgrund meines Interesses in der Sehnsucht lag, auch eines Tages dort zu einer weiten, weiten Reise in's Coupé steigen zu dürfen. Wie beneidete ich die Reisenden, die, sobald der Postillon geblasen, sich behaglich rauchend in ihre Ecke lehnten und von dem lustig trabenden Biergespann in die weite Welt hinausgezogen wurden.

Bei diesen Betrachtungen verspätete ich mich allerdings zuweilen und wenn Herr Karl, der älteste Sohn, dadurch auf seine Briefschaften warten mußte, so zog er wohl seine Augenbrauen hoch empor und meinte, das möchte nicht so bald wieder vorkommen. Zu Hause wurden Musterkarten aufgeklebt, wobei ich stets des Winkes der Ladengehilfin gewärtig sein mußte, um vermittelst der Leiter schwere Waarenpakete herabzulangen, und durfte ich dann wohl bescheiden in einer Ecke stehen bleiben, um zu erlernen, wie man mit den Kunden überhaupt umzugehen habe; doch hatte ich dazu nun einmal gar kein Geschick und mußte dem Buchhalter, Herrn Teufel, Recht geben, wenn er sagte: „Ich sei für die Kunden, was die Vogelscheuche für die Späßen.“ Ueberhaupt war ich dem Herrn Teufel speziell zur kaufmännischen Erziehung übergeben worden und kann ich nicht sagen, daß er mich allzustreng, schroff und ohne Rücksicht behandelt hätte. Im Anfang ging bei mir Alles leidlich gut; ich

war flink bei der Hand, wenn es auswärts Aufträge zu besorgen gab, und betrachtete es dabei als das höchste Glück, wenn mich diese Aufträge weit auf benachbarte Dörfer hinausführten und ich dazu die nöthigen Stunden Zeit, sowie einige Groschen erhielt, um mir dafür irgend eine Erfrischung kaufen zu können.

Neben dem Manufaktur- und Modewaarenladen betrieb die Firma L. S. Sasse eine Seidenfabrik, allerdings in nur sehr kleinen Verhältnissen, zu der auch ich zugelassen wurde, um hilfreiche Hand zu leisten, wenn auf der Wiegekammer den Webern Kette und Einschlag zugewogen oder die fertigen Seidenstücke vermittelst dünner Eisenschienen in's Stab- oder Metermaß gelegt wurden. Für alles das war ich sehr anstellig und gut zu brauchen, benahm mich auch dabei so fleißig und ordentlich als möglich, nur um dem Laden fern bleiben zu dürfen, wo die Beschäftigung mit Elle und Scheere, sowie das ewige Aufräumen der durcheinander geworfenen und zerrissenen Waarenstücke doch wahrlich keine Beschäftigung für einen jungen Mann war, welcher, wie ich, schon mit Künstlern und Militär Umgang gepflogen, auf die Jagd gegangen war und vierspännige Heuwägen höchstselbst nach Hause kutschirt hatte.

Auch liebte ich die Wiegekammer, weil sie mir Gelegenheit zu den oben erwähnten Exkursionen gab, denn diese galten meistens saumseligen Webern, um sie zur rascheren Lieferung anzutreiben, und ich war unbeschreiblich glücklich, wenn ich alsdann die Stadt hinter mir hatte und oft im Winter bei tiefem Schnee und Eis über die Berge schritt. Wie konnte ich da lange Zeit zuschauend an einem halbgefrorenen Bache stehen bleiben, die mit Schnee bedeckten Moose und kleinen Sträucher betrachten, wie sie unter der weichen, weißen Decke so ganz eigenthümliche Formen annahmen! Dabei beschäftigten mich stets die Märchen, die ich gelesen, und ich konnte mir einbilden, wenn ich jene Waldhalde hinausschritt, plötzlich vor dem wunderbarsten Feen-

schloß zu stehen. Obgleich damals schon etwa fünfzehn Jahre alt, war ich doch noch kindisch genug, um mich bei diesen Ausflügen, sobald ich mich gänzlich allein sah, eines langen Stockes als Steckenpferdes zu bedienen, welches unterschiedliche phantastische Namen bekam, bald ein Araber, bald ein Andalusier war und mir freundlichst zum Ritt in irgend ein fabelhaftes Land diente.

Auch auf dem Waarenmagazin, einem großen Gelasse im Hinterhause, machte ich mir gern zu schaffen, räumte auf, klopfte alte Stücke aus und ordnete mit Vorliebe Ladenhüter der ältesten Art. Was war auch hier für seltsames Zeug beieinander! Bunte Waaren und allerlei Dinge, die von fremden Nationen in weit entfernten Ländern erzählten. Teppichreste aus Smyrna, Muster von schwarzen Tuchstoffen aus Flandern, oder von schönem, schwerem Atlas aus Genua, große Stangen echten Fischbeins — damals kannte man das Surrogat aus Büffelhorn noch nicht — verblichene Straußensebern, Schachteln voll jener phantastischen Blumen aus farbiger Leinwand, Federn und Klappergold gemacht, die, wie ich öfter in Nachen gesehen, von den Bauern bei Bittgängen und Prozessionen getragen wurden. Und bei diesen Dingen aller Art dienten die Etiketten, die daran hingen, zur Erklärung sowie zur Steigerung meiner Phantasie. Hier waren Schiffe mit vollen Segeln, welche gerade in der Bucht eines fernen Welttheils anlegten. Die Matrosen schwenkten ihre Hüte, und schlante Palmen und Brodfruchtbäume nickten über den Uferrand. Du lieber Gott, wer das einmal in Wirklichkeit ansehen könnte! Wie beneidete ich den Schiffsjungen, der auf dem Verdecke stand und das Maul vor Erstaunen aufriß; kameelhaarene Zeuge zeigten lange Karawanenzüge, die durch ein unendliches Sandmeer zogen. Ach und dabei erinnerte ich mich jener angenehmen Stunden des Müßiggangs, wo ich dem Kameelführer mit seinem Thiere durch alle Straßen gefolgt, den kleinen

roth angezogenen Affen bewundert und mich nach dem Lande gesehnt, wo diese Thiere wild umher springen.

Bald aber kam Herr Karl hinter meine Schliche, daß ich auf dem Waarenmagazin nichts Anderes that, als träumend alle die Herrlichkeiten zu betrachten, und unter abermaligem höherem Aufziehen seiner tiefschwarzen Augenbrauen wünschte er, mich nicht wieder so unthätig zu finden.

Bisher aber war Alles noch ziemlich leidlich gegangen, ja man hatte angefangen, mich Rechnungen aus der Kladde in das große Ladenbuch eintragen zu lassen, auch hatte ich mich schon an Korrespondenzen versucht und dem Herrn Müller oder Meier anzeigen dürfen, daß seine Einsendung von hundert und einigen Thalern gleichlautend bei uns gebucht worden und wir mit hochachtungsvollem Grusse seine ganz ergebensten per Karl Johann Sasse & Sohn verblieben; doch konnten dergleichen Briefe vorläufig noch nicht abgeschickt werden, da Herr Karl meine Handschrift mit bedeutendem Kopfschütteln noch für allzu schülerhaft erklärte. Was meine Uebertragungen ins Ladenbuch betraf, so zeigten sich dabei einige unangenehme Differenzen, da ich hier einem Schuldner zu viel aufgebürdet, dort einen andern gar nicht erwähnt hatte, und dies gab zum erstenmale Veranlassung zu ziemlich ernstern Erörterungen zwischen dem Herrn Karl und mir, wobei er schließlich meinte, daß das nicht so fortgehen könne und er, wenn seine Ermahnungen nichts fruchteten, meinen gestrengen Oheim ersuchen müßte, mir einmal ernstlich das Gewissen zu schärfen.

Auch bei der Prinzipalin hatte ich es bei verschiedenen Gelegenheiten tüchtig verschüttet; die alte Dame hielt die Ladenschlüssel in Gewahrjam und wurden mir dieselben Morgens früh durch die Schlafzimmertüre gereicht, wobei sie aber, als im ausgesprochensten Négligé, begreiflicherweise nicht gesehen sein wollte, und als ich eines Tages unten vergaß, ihr, wie ge-

bräuchlich, „guten Morgen“ zu wünschen und sie mich darüber zur Rede stellte, so erwiderte ich gedankenlos: „O ich habe Sie ja heute Morgen schon gesehen.“ Dann klagte sie häufig über Magendrücken und trank dagegen eine braunaussehende Flüssigkeit aus einer nicht ganz medizinalgasartig aussehenden Flasche, wobei ich ihr, zufällig vorüberkommend, ohne alles Arg guten Appetit wünschte. Mit dem Prinzipal selbst kam ich am besten aus, weil er sich um das Geschäft eigentlich gar nicht bekümmerte und mir nur Aufträge gab, wenn ich privatim für ihn etwas zu holen hatte, was ich denn auch jedesmal äußerst rasch und pünktlich besorgte.

Im zweiten Jahr meiner Lehrzeit trat ein anderer junger Mensch unter wesentlich günstigeren Verhältnissen als ich ins Geschäft, er hieß Weidemann, war älter, der Sohn vermöglicher Eltern aus Neuwied, die für ihn Kost und Logis zahlten, weshalb er nicht wie ich fünf, sondern nur drei Jahre zu dienen hatte. Auch waren seine Vorkenntnisse besser als die meinigen, er schrieb eine gute Handschrift und da er Neigung zum Kaufmannsstande hatte, auch pünktlicher und fleißiger war als ich, so hatte er mich bald überflügelt und dadurch meine Stellung unangenehmer gemacht. Doch lag es nicht in seiner Absicht, mich zurückzusetzen, vielmehr war er ein guter Kamerad, der mich schonend auf meine Fehler aufmerksam machte, auch häufig dieselben zudecken half. Da er sich hauptsächlich dem Ladengeschäfte widmete — er wollte später ein ähnliches begründen —, während ich nach wie vor mehr die auswärtigen Aufträge besorgte, so hätte ich immerhin neben ihm bestehen können, wenn es ihm seine Vermögensverhältnisse nicht gestattet hätten, in Allem, auch was seinen Anzug betraf, so äußerst vortheilhaft gegen mich hervorzutreten. Als höchsten Staat trug ich noch immer meinen Konfirmationsrock und wenn ich denselben auch durch alle möglichen Kunstmittel — Auffärben mit Tinte an gar zu abgeschabten

Stellen oder Umwechselln der Knöpfe, indem ich die defekten an minder hervorragende Stellen setzte — ziemlich anständig erhielt, so war es dagegen mit meiner Wäsche äußerst schlecht bestellt, und ich mußte, da es mir auch am Gelde fehlte, sehr oft die damals noch gebräuchlichen Vorhemdchen selbst waschen, stärken und bügeln. Neben meinen schwarzen Beinkleidern hatte ich nur noch ein einziges anderes Paar von hellem Baumwollstoff, dem ich gleichfalls eigenhändig oftmals die nöthige Auffrischung zu geben versuchte, und ich erinnere mich wohl, dasselbe öfters, um das andere zu schonen, noch feucht angezogen zu haben, wobei es sich an einem recht kalten Morgen, spät im Oktober, ereignete, daß, als ich die Briefe auf der Post holte, ein junges, sehr wohl angezogenes Herrchen achselzuckend zu einem andern sagte: „Der da muß innerlich gut eingeheizt haben!“

Wenn es nicht das glückliche Vorrecht der Jugend überhaupt und manches Charakters insbesondere wäre, sich über derartiges leicht hinwegzusetzen, so hätte ich sehr unglücklich sein müssen; besonders da man auch im Hause des Prinzipals anfing, meine gar vernachlässigte Toilette achselzuckend zu betrachten, und ich glaube auch, daß Herr Karl meinem Oheim darüber schrieb; doch habe ich dessen Antwort nie erfahren, da ein anderes, an sich noch viel unangenehmeres Ereigniß dagegen so freundlich war, mich für den Augenblick wenigstens aus den damaligen mißlichen Verhältnissen herauszureißen.

Ich erkrankte nämlich und zwar an einem Hautausschlage, den der Arzt des Hauses nach damaligen Begriffen für ansteckend und nur durch eine Kur heilbar erklärte, die im Hause selbst nicht vorgenommen werden konnte, weshalb mir im bürgerlichen Spital ein Zimmer gemiethet und ich dorthin geschickt wurde. Mit recht schwerem Herzen trat ich diesen Gang an, ja ich erinnere mich, daß ich auf der Straße meine Lippen fest zusammenbiß, um nicht durch lautes Schluchzen Aufsehen zu erregen, fand

aber recht bald meinen Gleichmuth wieder, besonders, nachdem ich in das Krankenhaus, das ich mir trüb und abscheulich vorgestellt, eingetreten und dort wohlwollend aufgenommen worden war. Es war ein großes und neues Gebäude mit langen Korridoren und weiten Zimmern; in dem, wohin ich gebracht wurde, herrschte eine behagliche Ofenwärme, die wir in unserem unheizbaren Schlafzimmer häufig vermißt hatten; in jeder Ecke stand ein leeres Bett, von denen ich mir eines aussuchen durfte: überhaupt blieb ich der einzige Bewohner der Stube, da es in dem neuerbauten Hause noch wenig Kranke gab. Von meinem Fenster sah ich auf die umliegenden Höhen, deren Wälder am Tage meiner Ankunft im Spital unter Sonnenschein im farbigen Herbstschmucke glänzten; unten zog die hier schon durch die vielen Färbereien getrübbte Wupper vorüber und sah das schmutzige Wasser am andern Tage durch dichten Nebel und Regen so trüb-jelig zu mir herauf, daß mich eine tiefe Traurigkeit hätte ergreifen müssen, wenn nicht eine plöckliche Erleuchtung, von meinem Innern ausgehend, das stille, jetzt im trüben Lichte eines Regentages so melancholisch erscheinende Krankenhaus zu einem glänzenden Wunderpalaste umgewandelt hätte.

Ich saß mit zusammengefalteten Händen auf meinem Bette und schaute recht betrübt auf die grauen Kalkwände des weiten und öden Gemaches. Da kam mir auf einmal die Idee: Warum soll ich mir das, und sei es auch nur zu meiner Unterhaltung, nicht anders vorstellen und in meiner Phantasie so umformen können, daß ein Gemach daraus entstünde, wie solche, von denen ich schon in Märchenbüchern gelesen. Die Wände farbenprächtigt, die Decke vergoldet, statt des kleinen Fensters ein solches mit hohen Bogen und vor demselben Palmen und andere fremd-artige Bäume im Winde rauschend. — Und diese Verwandlung vollzog sich rasch, leicht und vollständig, ja, ich vermochte es, das Gemach mit Bewohnern zu bevölkern, mit einem alten

Muselmanne, der einen langen schneeweißen Bart hatte und über allerlei Schuldige und Unschuldige zu Gericht saß, die beste Art, zuletzt auch mich selbstredend einzuführen, denn nachdem alles mögliche Volk, Kameeltreiber und Wasserträger, Melonenverkäufer und entlaufene Sklaven abgeurtheilt waren, winkte mir der ehrwürdige Muselman vorzutreten und mich zu entschuldigen, daß ich in den Garten des Emir So und So eingestiegen sei und Pflirsiche genascht habe. — „Kannst du das leugnen?“ — „Nein, erhabener Richter, aber die Noth trieb mich dazu, denn es hungerte mich.“ — „Wie kommst du überhaupt in dieser fremdländischen Kleidung zu uns? Erzähle mir deine Geschichte.“ — Und dann begann ich von meiner Kindheit zu sprechen, von dem, was ich Alles schon erlebt und erlitten, wie ich den Muth gefaßt, fremde Länder aufzusuchen, mich einer Karawane angeschlossen, die von Räubern überfallen worden war, vor denen ich mich durch die Flucht gerettet, weiter und immer weiter gelaufen sei, bis ich endlich hungrig und durstig Pflirsiche im Garten des stolzen Emirs geraubt.

Dann gähnte der ehrwürdige Richter, Alle, die im Saale waren, sahen sich an und gähnten gleichfalls und verschwanden zu gleicher Zeit; meine Phantasten lösten sich in bunte glänzende Linien auf und von Allem blieb nichts übrig als die trübe Wirklichkeit, das graue Gemach mit dem fahlen Fenster, von dem ein melancholischer Landregen herabtröpfelte. Trotz alledem aber fühlte ich mich tief bewegt und hoch erfreut; denn ich brauchte ja nur das, was ich mir eben erzählt, was ich vor mir gesehen, was ich gedichtet, niederzuschreiben, um künftig in der aller schönsten und allervornehmsten Gesellschaft leben zu können und all das Unangenehme zu vergessen, das mich hiehergebracht, um selbst hinter Mauern, doch frei in der Welt umherschweifen zu können. Ich hatte ein Schreibheft mitgebracht, worin ich Concepte von Handlungsbriefen an eingebilbete Firmen zur



übung schrieb. Es enthielt grobes, ziemlich graues Papier und dahinein beschloß ich mein erstes jedenfalls unsterbliches Werk niederzuschreiben.

Der Abend des langweiligen Regentages war bereits herein- gebrochen, man hatte mir ein trüb brennendes Licht gebracht, das, nicht im Stande mein Zimmer zu erhellen, nur dazu diente, die in den Ecken lauernde Finsterniß zu zeigen. Zum Regen, der draußen immerfort niederrauschte, hatte sich ein sturmartiger Wind gesellt, kurz es war eine ungemüthliche Nacht, wenig geeignet, um die Phantasie für schlankte Palmen, sanft plätschernde Brunnen und goldenen Sonnenschein zu begeistern. Weit eher gelang es, sich in ein altes Ritterschloß zu versetzen, wo die bangharrende Hausfrau auf das Toben des Forstes lauscht, den ihr treues Gemahl, zur selbigen Stunde nach Hause eilend, durchreitet. — Doch auch das paßte mir nicht. Ich hatte schon damals einen Widerwillen gegen dergleichen Ritter- und Räuber- geschichten und wenn es nicht das Morgenland sein konnte, so beschäftigte sich meine Phantasie am liebsten mit dem, was ich selbst gesehen und erlebt.

Mein eigener Zustand im Krankenhause war indessen zu prosaisch, um darüber zu schreiben. So verwandelte ich also dasselbe in ein altes Kloster, wo der Held der Geschichte zu Gaste war, wo er, Abends ankommend, in ein gleich ödes Gemach wie das meinige gebracht wurde und dort eine der furchtbarsten Gespenstergeschichten erlebte, die je eine Haut gruselig und Haare sträuben gemacht haben. Und daran schrieb ich eifrig Tag um Tag. Den Gang dieser Geschichte habe ich allerdings vergessen, flocht aber, soviel ich mich erinnere, auch eine Liebesgeschichte ein, deren Gegenstand die Tochter des Kastellans war, und da Kastellanstöchter meistens geliebt und entführt werden, so geschah das auch hier, wobei indessen ein äußerst kunstvoll gearbeitetes Gitter insofern eine Vermittlungsrolle spielte, als es sich nicht

öffnen ließ, wodurch Er dießseits, Sie jenseits — das heißt des Bitters — abgefaßt worden wären, wenn nicht das gütige Hausgespenst, zur rechten Zeit erscheinend, die Verfolger in die Flucht gejagt hätte.

Kurz, es muß eine ganz greuliche Geschichte gewesen sein und dabei recht lang; denn als das graue Schreibpapierheft zu Ende war, erhielt ich durch die Güte des Krankenwärters eine ziemliche Anzahl bläulicher Bogen, die gleichfalls nicht ausreichten, so daß das große Werk auf Blättern von röthlicher Farbe zu Ende gebracht wurde. Ich muß dieser verschiedenen Papierforten ausdrücklich erwähnen, da die Bezeichnung derselben das Einzige war, was von meinem Erstlingswerke in die Dessenlichkeit kam.

Ich hatte vier Wochen zur Vollendung desselben, sowie zu meiner Kur gebraucht und betrat, mein Manuscript anbelangend, das Haus meines Prinzipals mit großen Hoffnungen, nicht als ob ich beabsichtigt hätte, dasselbe dem Herrn Karl vorzulesen, sondern ich baute die fabelhaftesten Luftschlösser in der Hoffnung, gedruckt zu werden und durch die Vortrefflichkeit meines Werkes vielleicht einen Wohlthäter zu finden, der sich meiner annähme, der eines Tages im Laden erscheinen würde, um mich zu einer glänzenden Zukunft mit sich fort zu nehmen. Von Honorar hatte ich natürlicherweise noch gar keine Ahnung, und wenn auch der große Wohlthäter nicht kam, so zitterte ich doch schon vor Freuden bei dem Gedanken, den Anfang meiner Novelle: „Es war an einem trüben Novembertage“ im Elberfelder Anzeiger gedruckt zu lesen. Es war dies ein Blatt, von einem Postsekretär mit dem wunderlichen Namen Kradrügge redigirt, was er indessen nicht ohne Geschick that und wofür er Belesenheit genug hatte, um jeder Nummer, ich glaube das Blatt erschien zweimal wöchentlich, irgend ein Citat aus deutschen Dichtern vorzusetzen.

Daß ich mein Manuscript in großer Bewegung verpackte

und versiegelte — es mußte dies ja Alles heimlich geschehen — wird man mir auf's Wort glauben, ebenso, daß ich lange mit mir zu Rathe ging, um es so unerkannt als möglich dem Redakteur zu übermitteln, und besorgte ich endlich dies Letztere, indem ich es: „An den Postsekretär Krakrügge“ überschrieben in den Briefschalter steckte. Von Furcht und Hoffnung hin- und hergetrieben, nahm ich zagend jede neue Nummer in die Hand, um zitternd zu der Stelle zu gelangen, wo die schöne Literatur anfing, und ich glaube, wenn ich vor den Augen meines Prinzipals zum erstenmale den Anfang meiner Novelle erblickt hätte, die Kniee wären mir zusammengeknickt; hatte ich doch eine Ahnung, als wisse er um meinen schriftstellerischen Versuch und komme daher sein auffallend ernstes, ja unfreundliches Wesen. Daß ich in der letzten Zeit hauptsächlich durch den eben geschilderten Zustand ängstlicher Erwartung seinem Unmuth durch Unaufmerksamkeiten aller Art genügende Ursache gab, fiel mir nicht ein, und selbst als der Buchhalter Teufel eines Tages, wie er sagte, freundschaftliche Veranlassung nahm, mir in's Gewissen zu reden und seine Ueberzeugung aussprach, daß der Prinzipal meinen gänzlichen Mangel an Fleiß und Ordnung, auch meine Schlemperie im Anzuge nicht lange mehr so hinnehmen würde, vermochte nicht mir die Augen zu öffnen; hatte ich doch nur eine Erwartung, eine Hoffnung und ein Bestreben, nämlich die Nummer des Anzeigers sobald als möglich zu erhalten. Endlich, ich werde den Augenblick nie vergessen, kam — nicht meine Novelle, sondern unter dem Briefkasten, den ich gleichfalls gierig durchstöberte — die Anfrage: „Herr Einsender des dreifarbigten Manuskripts, Ihr Name, Stand und Wohnort?“ Also war es wenigstens in die Hände der Redaktion gelangt, also hatte man es des Durchlesens werth gefunden, konnte es aber nicht aufnehmen, bis sich dem Hertommen gemäß der anonyme Verfasser genannt.

Darin lag nun für mich allerdings eine Schwierigkeit, denn nannte ich meinen Namen, und daß ich Lehrling im Mode-warengeschäft von Karl Johann Sasse sei, so konnte das zu Erörterungen und Nachforschungen führen, die mich auch dem Prinzipal verriethen. Deshalb bat ich in einem anonymen Schreiben, mir durch den Briefkasten eine Audienz bewilligen zu wollen, um jede gewünschte Auskunft geben zu können; worauf schon die nächste Nummer den betreffenden Einsender ersuchte, sich dem Bildhauer Herrn Eduard Liesegang vorzustellen. Dies gab mir neue Hoffnung, denn man schien mich nicht unbedingt abweisen zu wollen. Wer aber Herr Liesegang war, wußte ich damals noch nicht, und als ich endlich bei dem Buchhalter eine schüchterne Frage darnach wagte, erhielt ich die Antwort: „Der Bildhauer Liesegang sei ein Mann, der besser thun würde, sich um sein Geschäft zu bekümmern, als Verse zu machen und sich mit Dichtern, Schriftstellern und ähnlichem Volke abzugeben.“ Wenige Tage nachher, nachdem ich die Aufträge des Hauses in rasender Eile besorgt, dabei ein kleines Paket falsch abgegeben hatte, klopfte ich bescheiden an seine Thüre. Er stand an einer Hobelbank und schnitzelte Möbelornamente aus hartem Holz. Ein schon älterer Mann, einfach aber sauber angezogen, mit gut müthigem, bleichem, glattrasirtem Gesichte, klugen und freundlichen Augen, fragte er nach meinem Begehre und war sichtlich erstaunt, als ich ihm ängstlich und schüchtern sagte, ich sei der Einsender des gewissen dreifarbigten Manuskriptes.

„Ei, ei,“ sagte er, seine Instrumente niederlegend, „das hätte ich denn doch nicht erwartet, und wenn Sie, junger Mensch, das Ding, welches allerdings nicht zu brauchen ist, in der That selbst und ohne jede Hilfe geschrieben haben, so lohnt es sich schon der Mühe, daß ich es mit Ihnen durchgehe.“ Dann ließ er mich am Tische nieder sitzen und es war mir ein ganz eigen thümliches Gefühl, als er nun meine Arbeit vor mir niederlegte.

Daß sie unbrauchbar sein sollte, that mir anfänglich sehr weh, als er sie aber mit mir durchging, mir Widersprüche, Unmögliches, ja Lächerliches klar bewies, mußte ich ihm Recht geben und nahm dann erregt und dankbar sein Urtheil entgegen, daß mit meiner Gespenstergeschichte allerdings nichts anzufangen sei, daß ich aber Anderes und Besseres machen könne, worauf ich durch sein Anerbieten hoch erfreut wurde, daß er mir eine nächste Arbeit durchsehen und nöthigenfalls corrigiren wolle. Er erlaubte mir auch, ihn hie und da zu besuchen, was ich von da ab auch fleißig that, und seinen Unterredungen und Belehrungen verdanke ich die ersten Geistesblitze, die erhellend in die finstere Nacht meiner tiefen Unwissenheit drangen. Von den Alten kannte ich die Iliade und die Odyssee nur aus Bearbeitungen für Schüler, hatte von Schiller und Goethe kaum einen Begriff, kannte wohl Gellerts Fabeln, auch Einiges von Langbein und Bürger, wußte aber Dichtungen in gebundener Rede nie einen besonderen Geschmack abzugewinnen, schwärmte dagegen für Märchen und dergleichen und hatte, was sonstige Prosa anbelangte, nur ein einziges Buch gelesen, das aber auf mich einen unbeschreiblich tiefen Eindruck gemacht, den Band von Casanova's Memoiren nämlich, worin er seine Flucht aus den Bleikammern von Venedig erzählt.

Dabei ging Liesegang in seinen Belehrungen ganz vorsichtig zu Werke. Auch ermunterte er mich zu kleinen Stylübungen, wie er es nannte, und als ich eines Tages eine Skizze geschrieben — sie hieß „Angelika“ und schilderte das Wiedersehen eines jungen Mädchens und ihres Geliebten, der schwer verwundet auf dem Schlachtfelde lag und Trost in einem goldenen Kreuzchen gefunden, das er von ihr erhalten — so vermittelte Liesegang die Aufnahme dieser Arbeit in dem Elberfelder Anzeiger, und ich vermag unmöglich die Seligkeit zu beschreiben, mit der ich mich eines Tages wirklich gedruckt sah — „Angelika, literarischer Gauckländer, Roman meines Lebens. I. 5

Erstling“, wozu der Redakteur allerdings etwas anzüglich ein Motto aus Goethe gesetzt hatte:

„Schöpft des Dichters reine Hand,  
Wasser wird sich hellen.“

Wie es aber so in meinem Geiste lebendiger und heller wurde, so senkten sich in begreiflicher Wechselwirkung um so tiefere Schatten auf mein kaufmännisches Leben und Treiben, und daß Herr Karl Sasse mit seinem Lehrling immer unzufriedener wurde, konnte ich ihm wahrhaftig nicht übel nehmen. Auch hatte mein Oheim und Vormund möglichst taube Ohren, sobald von Geldzuschüssen die Rede war, um an meinem äußeren Menschen etwas zu verbessern; hatte auch mit dem Prinzipal eine erbitterte Korrespondenz über die Kosten des Krankenhauses geführt, und als er endlich doch dieselben zahlen mußte, schrieb er mir in einem derben Brief, daß jene Unkosten durch erneuerte Sparsamkeit meinerseits eingebracht werden müßten, und er durchaus nicht gewillt sei, meiner Eitelkeit und meiner Lust an schönen Kleidern Vorschub zu leisten. Du lieber Gott! Wenn ich eitel gewesen wäre und nicht vielleicht glücklicherweise eine so grenzenlose Gleichgiltigkeit für das, was er schöne Kleider nannte, gehabt hätte, so würde ich mir in der Wupper irgend eine tiefe Stelle ausgesucht haben; denn es gab eine Zeit, wo ich in meinem Außern so heruntergekommen war, daß mir Herr Karl eines Tages im Zorn erklärte, ich sei für seine vornehmen Kunden abschreckend und er könne eine solche Vogelscheuche in seinem Laden nicht länger mehr dulden.

Dann wurde ich eines Tages auf sein Privatzimmer gerufen und mußte dort einen langen Brief, den er an meinen Onkel und Vormund verfaßt, abschreiben, worauf er alsdann seinen Namen darunter setzte. Diese Epistel war ein artiges, aber nicht unverdientes Sündenregister, meinen nun beinahe zweijährigen Aufenthalt im Hause betreffend. Doch sagte er

auch andertheils meinem Vormund derbe Wahrheiten und bezeichnete es als unverantwortlich, mich so gänzlich hilflos und ohne alle Mittel in die Welt hinauszulassen, wobei er meine Garderobestücke aufzählte und zu dem Facit kam, daß, wenn ich mich einestheils nicht gründlich bessere und er mich nicht andertheils so zu stellen vermöge, daß ich in einem anständigen Hause anständig erscheinen könne, so müsse er, Karl Johann Sasse, darauf dringen, daß über mich anderweitig verfügt würde.

Daß Unglück und Unannehmlichkeiten selten vereinzelt kommen, ist eine alte Geschichte, und so erging es auch meinem Onkel und Vormund; denn genau zu derselben Zeit, als er den oben erwähnten Brief erhielt, hatte er sich durch sein aufbrausendes, jähzorniges Wesen gegenüber seinem Vorgesetzten, dem Landrath des Kreises, wo er Sekretär war, in eine Lage gebracht, daß er von der Regierung mit einer kleinen Pension verabschiedet wurde.

Dies steigerte begreiflich seine Bereitwilligkeit mir zu helfen nicht, und da ich mich einmal in der Lage befand, Alles von seiner Mildthätigkeit annehmen zu müssen, so mußte ich auch in Geduld seine Briefe hinnehmen, worin er mich zur größten Sparsamkeit ermahnte, als wenn ich überhaupt an irgend etwas hätte sparen können. Auch mit meinem Prinzipale führte er eine erbitterte Korrespondenz und machte dadurch mein Verhältniß zu demselben noch schlimmer, ja er drohte mit einem Prozesse wegen jener Krankenhausunkosten, und da er dagegen so gut wie gar Nichts that, um mein Aeußeres empfehlenswerther zu machen, ich auch nach und nach das bißchen Lust, das ich am Handelsstande, zumal an dem mir aufgedrungenen Zweige desselben gehabt, völlig verloren hatte, und auch die Geschäfte des auswärtigen Departements — Briefe und Pakete austragen, saumselige Schuldner und Weber mahnen — nur noch widerwillig und unfreundlich besorgte, so wurde mir eines schönen

Tages angezeigt, daß man meine Dienste weiter nicht gebrauchen könne, daß man meinen Vormund bereits davon benachrichtigt, daß ich aber bis zu dessen weiteren Bestimmungen im Hause bleiben könne.

Gerade in diesen Tagen begab sich Etwas, was auf meine Zukunft von großem Einflusse war. Ich hatte eines Morgens eben den Laden geöffnet, als wir ein Laufen und Rennen nicht nur der Straßenjungen, sondern auch Erwachsener an der nächsten Straßenecke bemerkten, und dorthin eilend das für Elberfeld seltene Schauspiel eines Truppendurchmarsches sahen. Infanterie mit dröhnender Musik, dann eine reitende Batterie, die durch unsere enge Gasse zog, den Raum derselben fast ausfüllend, so daß wir uns schüchtern an die Mauern des Hauses zurückzogen. Ah! wie das besonders auf mich einwirkte, der ich mich ja schon nicht mehr als zu Ladentisch und Elle gehörig betrachtete und der ich schon allerlei verrückte Pläne für die Zukunft gemacht [hatte; wie mich das aufregte und begeisterte! Die muthig schmetternde Musik, das fröhliche Aussehen der Reiter, welche das Geschütz wie eine geheiligte Person umgaben, das dumpfe Dröhnen desselben auf dem Pflaster, das Schütteln und Schnauben der Pferde, das Klirren der Säbel und Bespannungsketten. Einer der Unteroffiziere erkannte unsere Ladengehilfin, die mit mir vor der Thüre stand; er warf sein Pferd aus der Reihe und sprengte kühn und stolz an uns heran, um dem hübschen Mädchen die Hand zu drücken; sie wechselten einige Worte und er jagte wieder vor sein Geschütz, daß das Pflaster Funken sprühte. Das Mädchen war den ganzen Tag stolz gehoben und wir, auch die Lehrlinge benachbarter Geschäfte hatten sich zu uns gesellt, standen dabei in „unseres Nichts durchbohrendem Gefühle.“

Ich aber nicht ohne einen Schimmer von Hoffnung, der mich etwas kühner blicken, ja lächeln machte; denn da mein



Oheim und Vormund schon einigemal zarte Anspielungen über unverbesserliche Subjekte gemacht, die schließlich vom Kalbfell, damit meinte er die Trommel, zum Gehorsam gebracht würden, so zweifelte ich nicht daran, seine Erlaubniß zu erhalten, beim Militär einzutreten, um später gleichfalls als solch' ein stolzer Reiter jungen Mädchen vom Pferde die Hand drücken zu dürfen und auf arme Ladenschwengels stolz hinabzublicken.

Dieser Gedanke beschäftigte derart meine Phantasie, daß ich die Unklugheit beging, meinem Onkel einen äußerst dummen Brief zu schreiben, worin ich ihm meinen Widerwillen gegen den Handelsstand, dagegen die Ueberzeugung aussprach, es bei irgend einer Truppengattung bald zum Offizier zu bringen und deßhalb um die Erlaubniß bat, in das Düffeldorfer Manenregiment eintreten zu dürfen. Ich hätte mich gerne für die Artillerie entschlossen, doch fürchtete ich meines Onkels Widerspruch bei der Schwere dieses Dienstes, die mit meiner immerhin noch schwächlichen Körperbeschaffenheit so sehr im Widerspruche stand und wozu auch, wie man mir gesagt hatte, bedeutende mathematische Vorkenntnisse erforderlich seien.

Die Antwort, die ich von meinem Oheim erhielt, war durchaus nicht für die Deffentlichkeit geeignet und suchte ich mir eine stille Ecke aus, als ich mich veranlaßt sah, diese Epistel zum zweitenmale durchzulesen; welcher Spiegel meiner Vergehungen der verschiedensten Art seit dem Eintritte in das Haus von Karl Johann Sasse! — auch nicht die kleinste meiner Unthaten war vergessen worden. Welches Register von Ungehörigkeiten, Fehlern, ja Lastern, die an Verbrechen streiften — welches Ungehener war ich! — Daß mein Vormund schließlich versicherte, er werde seine Hand gänzlich von mir abziehen, konnte mich nach dem eben Gesagten nicht mehr überraschen. Auch fand er meine grenzenlose Nachlässigkeit nur noch übertroffen von meiner Dummheit, die darin gipfelte, daß ich bei meiner fatalen Mittel-

losigkeit in ein Ulanenregiment eintreten wolle; „da ich aber nach Allem,“ so schloß er, „was man schon vergebens mit Dir versucht, daran zweifle, ob Du überhaupt zu einer anständigen Carrière befähigt bist, so halte auch ich es für das Richtige, Dich von der eisernen Disciplin des Militärstandes beugen zu lassen. Gehe also nach Düsseldorf, Deine Tante Karthoff wird Dich für einige Zeit aufnehmen, die nöthigen Papiere werde ich einschicken und dann versuche, ob Du einen Batteriechef findest, der leichtsinnig genug ist, Dich aufzunehmen, denn zu jeder anderen Waffe als zur Artillerie müßte ich meine Einwilligung versagen, da Du möglicherweise, wenn Du endlich vernünftig und willig wirst, dort noch etwas lernen kannst; denke aber nach Alledem, was Du mich schon gekostet hast, nicht daran, noch von mir weitere Unterstützungen zu erhalten.“ Und darin hielt er Wort und ließ mich, ich war damals noch nicht ganz sechzehn Jahre alt, den Versuch machen, allein und ohne Hilfe durch die Welt zu kommen.

---

### Drittes Kapitel.

#### Soldatenleben im Frieden.

Tante Karthoff war gleichfalls eine Schwester meiner verstorbenen Mutter, und wenn ich derselben bei meinem Düsseldorfer Aufenthalte nicht gedacht, so geschah das, weil sie mit Tante Lottchen, bei der ich lebte, in sehr schlechtem Einvernehmen stand. Familienzwistigkeiten der verschiedensten Art hatten sich durch die Heirath der Letzteren zu einer wahren Feindschaft gesteigert, so daß nicht nur aller Verkehr abgebrochen war, sondern daß Unannehmlichkeiten, welche den einen Theil trafen, von dem andern beinahe wohlgefällig aufgenommen wurden, wie

ich mich eines Tages erinnere, daß bei Tante Karthoff für die Haushaltung ein Schwein geschlachtet wurde, welches sich als krank erwies, worauf zu meinem Erstaunen meine alte Großmutter den Bers machte:

„Welch' schrecklich Beginnen —  
Das Schwein ist voll Zinnen!“

Auch trugen die verschiedenartigen Vermögensverhältnisse beider Schwestern zu dem Zermürnisse das ihrige bei. Tante Lottchen, die sich kümmerlich durchbrachte, war nie vom Glücke begünstigt worden, während die andere, oder vielmehr mein Oheim Karthoff, einen bedeutenden Treffer in der Lotterie gemacht und dafür ein hübsches Haus an einem vortheilhaften Platz gebaut hatte, wo die Tante in besserer Lage gleichfalls ein Spezereigeschäft betrieb. Auch vermietete sie Zimmer an Zöglinge der Malerakademie und hier war es auch, wo ich nach Jahren meinen Freund Nethel wieder sah. Er war bei seinem großen Talente rasch durch den Antikensaal gewandert und malte soeben sein erstes Bild: „Sankt Bonifazius, der die heilige Eiche der Sachsen umhauen läßt.“ So in glücklichen und ehrenvollen Verhältnissen schwärmte er enthusiastisch, wie man es früher nie von ihm gewohnt war, für das herrliche Leben auf der Akademie, wo von den jungen Malern, gleichwie auf den Universitäten, eine Art von Kneipkoment eingeführt war, woselbst man sich gerne phantastisch anzog, bunte Mützen auf sehr langen Haaren trug, auch große Hunde mit sich führte und bei Wein und Bier Volkslieder sang. Nethel und andere Maler, die bei meiner Tante wohnten, nahmen mich häufig zu diesem Treiben mit und es fehlte nicht viel, daß ich abermals den Versuch gemacht hätte, ob denn in mir gar nichts von einem Künstler stecke; doch war ich verständig genug geworden, um die unüberwindlichen Schwierigkeiten zu fühlen, besonders da ich an manchen meiner Bekannten sah, wie sauer

sie es sich werden ließen, um etwas Tüchtiges und Bemerkenswerthes zu Stande zu bringen. So besuchte ich damals häufig den jungen Andreas Achenbach, der, heute ein so bedeutender und berühmter Meister, damals vom Fenster seines kleinen Stübchens aus das Innere des Akademiehofes malte und mir in den bittersten Ausdrücken klagte, wie schwer ihm das würde und wie er überhaupt fürchte, kein Talent zur Malerei zu haben. Lessing, Schrödter, Wendemann, Hildebrandt und Andere sah ich gleichfalls mit Ehrfurcht und Staunen, ohne ihnen begreiflicherweise nahe zu kommen, und wenn ich den genialen Scheuren mehr als einmal grüßen durfte, so geschah das nur, weil wir, da er von Aachen stammte, spezielle Landsleute waren. Häufig besuchte ich Ateliers, um den Arbeitern zusehen zu dürfen, oder betrat die Gallerie, um dort Bilder, nicht ohne Verständniß, zu betrachten. Auf mich übte damals schon Alles, was mit der Kunst in irgend welcher Berührung stand, eine große Wirkung und wenn gleich weit entfernt, etwas leisten zu können, hatte ich doch ein ganz gesundes Urtheil, das nichts Schlechtes und Mittelmäßiges gelten ließ. Lessing malte seinen „Klosterhof im Schnee“ und zeichnete kämpfende Ritter und durstige Kreuzfahrer. Wendemann's „Juden an den Wassern von Babylon“ machten eben solches Aufsehen wie „das trauernde Königspaar, von Sohn und im kleinen Genre: „Papa zur Kirche gehend.“ Hildebrandt's „betäubte Lohgerber,“ denen eine Haut weggeschwommen, und was die Tüchtigen sonst angaben, wurde vom großen Haufen nicht selten bis zur Karrikatur nachgeahmt, und Kirchgänger und Kirchgängerinnen, Ritter und Kreuzfahrer, trauernde Juden und trauernde Königspare, Mädchen mit dem Schwane, oder mit dem Regenschirme, allein oder in Gesellschaft lebend, bis zum Ueberdruße wiederholt.

Wie ich zu jener Zeit bei meinem Umgange mit den verschiedensten Künstlern, bei meiner Schwärmerei für ihre Ar-

beiten, ja bei meinem Entschluß, die militärische Laufbahn zu ergreifen, plötzlich darauf verfiel, mich mit Mechanik zu beschäftigen, ist mir heute noch unerklärlich und doch begann ich eines Tages das Schlagwerk einer Schwarzwälder Uhr, ohne je das Innere einer solchen gesehen zu haben, zu zeichnen, wie es nach meiner Idee sein müsse; und als ich es einem Uhrmacher zeigte, war ich selbst erstaunt, von ihm zu hören, daß ich ziemlich das Richtige getroffen. Was war natürlicher, als daß ich hierauf einen nur ganz kleinen Schritt weiter ging und mich mit dem Perpetuum mobile beschäftigte, das ganz leicht durch den Magnet herzustellen sei, der halbangezogen durch eine gelöste Feder oder dergleichen zurückfahren sollte, und damit das gleiche Spiel öfters wiederholend, die ewige Bewegung erfunden zu haben glaubte; daß sich aber dabei meine Begriffe ebensowohl wie meine Zeichnung verwirrten, ist selbstredend und so kam ich denn zur Konstruktion einer Wassermühle, die mir plötzlich die Idee eingab, irgend einen Mühlenbauer aufzusuchen und ihn zu bitten, mich als Lehrling anzunehmen. Wo ein solcher zu finden sei, konnte ich lange nicht erfahren und wanderte dann, einer oberflächlichen Beschreibung folgend, in den Wald hinein, wenn ich nicht irre, der Düffel entgegen, um allerdings einige Holzhauerplätze, aber nicht das Gewünschte zu finden. Auch verwischte schon am nächsten Tage das militärische Gepränge, dem man täglich in Düsseldorf begegnete, meine Mühlen schwärmerei und ließ mich wieder sehnsuchtsvoll dem Tage entgegensehen, wo auch ich dem Vaterlande als Soldat meine Dienste weihen würde.

Die Aufnahme der Freiwilligen der Artillerie fand im Frühjahr statt und gewöhnlich zu einer Zeit, wo der Brigadekommandeur in Düsseldorf anwesend war, um die tauglichen Individuen theils selbst auszusuchen, theils ihre Einreihung in diese oder jene Abtheilung zu genehmigen. Damals hießen die

heutigen Artillerieregimenter noch „Brigaden“, bestanden aus drei Abtheilungen, deren jede von einem Major oder Oberstlieutenant kommandirt wurde, über welche Gesamtheit dann meistens ein Oberst den Befehl führte. Das war zu jener Zeit Herr Oberst von Tuchsien, über den schon damals eine Masse von Anekdoten zirkulirte.

Er hatte von der Pike auf gedient, war in den letzten Kriegen avancirt und ein tüchtiger Soldat, aber seine Grobheit kannte keine Grenzen. Sein bloßer Anblick jagte den untergeordneten Offizieren und Gemeinen Schrecken ein, und wenn es hieß: der Oberst von Tuchsien ist in der Stadt! so sah man im Benehmen und Anzug des Militärs gewiß nicht das geringste Dienstwidrige. Er war sehr groß, breitgeschultert und besaß eine ungeheure Körperkraft; so hatte er einst, als vier Kanoniere auf einer schlammigen Wiese ihr Geschütz zum Ausproben nicht rasch genug herumdrehen, dieselben weggeschleudert und es, mit einer Hand den Prokring fassend, allein emporgehoben und herumgewendet. Sein rothes Gesicht sah beständig zornig drein, obgleich er es so böse nicht meinte; er war im Ganzen sehr gutmüthig, quälte die Soldaten nicht aus Laune, sondern forderte nur die größte Ordnung, genaues Nichten und möglichste Schnelligkeit in den Bewegungen. Der größte Theil der Soldaten sah das Vernünftige dieser Forderungen ein und liebte ihn trotz der Unmassen von Donnerwettern, die seinem Munde entströmten. Während des Manöverirens diklirte er für die kleinsten Fehler dem drei, jenem acht und vierzehn Tage Arrest und auch auf sechs Wochen kam es ihm im Zorne nicht an. Wenn jedoch nach dem Exercitium zum Appell geblasen wurde und sein Adjutant ihm die Liste der Strafen vorlas, die er am Morgen diklirt, so stieg er mit einem gewaltigen Fluche vom Pferde, lief unter den Kanonieren herum, die ermüdet um ihre Geschütze lagerten, und wenn keine zu groben Fehler vorge-

kommen waren, schrie er mit seiner Donnerstimme: „Na, ich will euch Millionenhunden noch eenmal eene vollkommene Amnestie angedeihen lassen.“

Vor diesem gestrengen und hochgewaltigen Herrn sollte ich nun in Kurzem erscheinen und will ich schon gestehen, daß mich, eigentlich zum erstenmale in meinem Leben, ein recht bängliches Gefühl überschlich, als ich nach dem Breidenbacher Hofe, dem Hotel, wo er wohnte, ging. Herausgeputzt hatte ich mich möglichst, trug eine hohe Halsbinde mit noch höherem Kragen; doch wenn ich auch sauber genug aussah, so erschrak ich doch bei meinem Vorhaben über das blasse eingefallene Gesicht, sowie die schwächliche Gestalt, die mir aus dem Spiegel entgegenblickte. Es waren noch mehrere andere da, welche in die Brigade aufgenommen werden wollten und nach und nach vor dem Obersten erscheinen mußten. Endlich kam auch an mich die Reihe und mit hochklopfendem Herzen trat ich in das Zimmer, wo sich ein paar Stabsoffiziere mit großen silbernen Epauletten, sowie einige Batteriechefs und Adjutanten befanden.

Der Oberst saß auf einer Tischdecke und rauchte gewaltig. Er trug die sogenannte Interimsuniform, auf dem Kopfe einen gewaltigen Hut mit weißen Federn; neben sich hatte er eine große Masse Papier liegen, die er mit dem linken Beine fest hielt; er war bei guter Laune als ich hereintrat, und wenn er lachte, so schüttelte sich sein schwerer Körper sichtlich und sein röthliches Gesicht wurde purpurfarbig. Als er mich betrachtete, sagte er: „Wenn det so fort geht, meine Herren, so kann ich bald meine ganze Brigade aus lauter so Windbeuteln kompletiren.“ Dann sagte er zu mir, nachdem er mich eine Zeit lang mit dem Kopfe nickend stumm angeschaut hatte: „Ihre Papiere sind allerdings in bester Ordnung. Sie schreiben eine anständige Handschrift, nur kann ich nicht läugnen, daß Sie zur Artillerie verdammt schwach sind, auch haben Sie noch nicht das erforder-

liche Alter: sechzehn Jahre!“ Ich entgegnete ihm freimüthig: „Herr Oberst, das sind zwei Fehler, welche sich mit jedem Tage bessern; ich habe Lust und guten Willen und die werden, hoff' ich, meinen Mangel an Körperkraft in der ersten Zeit ersetzen.“ Er lachte und erwiderte: „Ja, aber ich fürchte nur, wenn ich Sie nicht mit Stricken an das Geschütz festbinden lasse, wird Sie der Wind umpusten.“ Dann nahm er nochmals meine Papiere vor und blätterte darin, während ich ihn bat, gefälligst einmal den Versuch zu machen. „Nun,“ sagte er endlich, „wir wollen es denn zusammen probiren. Merken Sie sich aber vor Allem drei Dinge, welche ich in meiner Brigade will gehandhabt wissen; det is erstens Ordnung, zweetens Ordnung und drittens Ordnung; nur dies kann den Dienst aufrecht erhalten und begreift alles andere in sich. Gehen Sie mit Gott zum Hauptmann Freyend und sagen Sie ihm, sein Oberst mache ihm sein Kompliment und schicke ihm eine Kleinigkeit. Adje, Herr Artillerist!“ Berauscht von meinem Glücke machte ich eine Verbeugung und wandte mich nach der Thüre, aber der Oberst rief mir nach: „Wenn ich später die Ehre habe, Sie wieder zu sehen, möchte ich gerne die hohe Halsbinde und den Batermörder vermiffen.“

Damit war ich der siebenpfündigen Fußbatterie zugetheilt, deren Quartier in der großen Kaserne ich von meinen früheren Besuchen her genau kannte und wohin ich mich direkt, nachdem ich angenommen, begab. Dort trat ich beim Feldwebel ein und lernte hier den Herrn Premierlieutenant Lachmann, den ersten Offizier der Batterie kennen, der wie alle ersten Offiziere der Batterie damals in gewöhnlichen Fällen den ganzen Dienst leitete und nur beim Gesamtexerciren sein Kommando an den Kapitän abgab; fast das gleiche Verhältniß, wie zwischen einem Kapitän zur See und seinem Lieutenant, wobei wir uns in diesem speziellen Falle sehr wohl befanden, denn Premier-



lieutenant Lachmann war ein ruhiger, etwas trockener, unparteiischer Offizier von großem Pflichtgefühl und Diensteifer, der aber nie in Pedanterie ausartete, und genügte ihm häufig der gute Wille für die That, besonders wenn er bei uns jungen Leuten das ernstliche Streben erkannte, vorwärts zu kommen. In seiner kurzen und präzisen Art zu reden nahm er mich gleich in's Verhör, hatte nach wenigen Fragen meine Verhältnisse weg, und als ich beim Appell dem Batteriechef, Hauptmann Freyend, vorgestellt wurde, that er das abseits und sagte in seiner offenen, etwas rücksichtslosen Art: „Da haben sie sich wieder einmal beim Bezirkskommando mit allem Respekt zu sagen übereilt, einen jungen Menschen angenommen, allerdings von anständiger Familie, wie ich aus seinen Papieren ersehe, der auch vermögliche Verwandte in der Stadt hat, selbst aber ganz mittellos ist und noch nicht einmal sechzehn Jahre alt, so daß er sich die Kleidung selbst anschaffen, sich auch selbst verköstigen müßte und obendrein keine Löhnung erhalten würde. Was thun? Entweder man schickt ihn zurück“ — „O Herr Premierlieutenant,“ bat ich in kläglichem Tone — „oder der Herr Hauptmann müssen befehlen, daß auch wir ein Auge zudrücken, und mich autorisiren, ihm Beinkleider, Jacke und Uniform von der Kammer zu geben — altes Zeug ist ja genügend da und aus der Menage könnte er auch miteffen.“

Run traf es sich gut, daß der Hauptmann Freyend nicht nur meinen Oheim, wenn auch sehr oberflächlich, kannte, sondern daß ich ihm auch glücklicherweise von anderer Seite bestens empfohlen war, und dies von einem alten würdigen Herrn, dessen Frau mit dem Hause Karthoff bekannt war, dem Herrn Oberstlieutenant von Hymmen, einem in der preussischen Kriegsgeschichte rühmlich bekannten Namen, der im Felde wohlverdiente Orden trug und dem in der Schlacht von Birmaßens eine neidische Kartätschenkugel den Weg zum ferneren Avancement

versperrte. Er war ein kleiner, sehr vornehm aussehender Herr, mit einem scharf markirten Gesichte, welchem die hochemporgestiegenen Augenbraunen etwas sehr Gebietendes gaben. Er trug meistens einen grauen Ueberrock, graue Beinkleider mit breiten rothen Streifen, um den Hals den russischen St. Annenorden und in der Hand eine große goldene Tabakdose, auf deren Deckel sein Familienwappen gravirt war. Auch seinem Andenken muß ich herzliche Worte der Dankbarkeit widmen, denn er nahm sich auf die liebenswürdigste Art des verlassenen jungen Menschen ebensowohl durch mündliche Empfehlung als guten Rath und auch durch die That an, indem ich sein Haus besuchen durfte und dort manche Tasse Kaffee, manch tüchtiges Butterbrod erhielt, ja auch hic und da zum Mittagessen eingeladen wurde.

Nachdem Hauptmann Freyend gnädigst bewilligt, was sein erster Offizier zu meinen Gunsten vorgeschlagen, wurde ich eingekleidet, ja, Premierlieutenant Lachmann, der mich unter seine besondere Protektion genommen, ließ mir Jacke und Uniform, was mir alles viel zu weit war, durch den Batterieschneider sogleich zurecht machen, so daß am andern Tage schon die unerhörteste Wandlung mit mir vorgegangen war. Ich hatte eine Kanonierjacke an, durfte einen Säbel umschnallen und zum ersten Mal als wirklicher Artillerist dem Appell beiwohnen. Auch wurde ich einer Korporalschaft in einer Stube zugewiesen, auf welcher sich noch mehrere Freiwillige befanden, erhielt dort ein Bett mit einem Strohsack, Strohkissen, sowie einer wollenen Decke; am Fußende stand auf einem Täfelchen mit großen Buchstaben zu lesen: „Hackländer, Kanonier,“ und das machte mich überglücklich.

Ob mein eigener Leichtsinm oder der meines Vormundes größer war, gänzlich mittellos (ich hatte nicht fünf Groschen in der Tasche, als ich beim Militär eintrat) eine neue Laufbahn zu beginnen oder mich beginnen zu lassen, bleibe hier unerörtert,

aber erwähnen will ich, daß mich nur mein unverwüßlicher Humor, meine stets gute Laune, meine Genügsamkeit und ein glückliches Temperament, das mich keine Noth schwer empfinden ließ, so zu sagen über dem Wasser erhielt. Dazu war ich lernbegierig, fleißig in den Unterrichtsstunden und in meiner Kleidung möglichst ordentlich, lauter gute Eigenschaften, die mich sowohl bei meinen Vorgesetzten als auch bei meinen Kameraden beliebt machten. Letztere theilten im wahren Sinne des Wortes ihr Brod redlich mit mir, denn auch davon erhielt ich, als noch nicht sechzehn Jahre alt, keine Rationen zugetheilt. Wenn ich nicht irre, waren damals außer mir noch zehn Freiwillige bei der Batterie, die meisten wie ich in der Hoffnung eingetreten, es bis zum Offizier zu bringen und doch konnte man uns Allen mit mathematischer Gewißheit voraussagen, daß es keiner von uns bis zu den Epauletten bringen würde. Wohl gab es eine Brigadeschule zur Vorbereitung auf die große Kriegsschule in Berlin, die sich beim Regimentsstabe in Münster befand, wohin man kommandirt werden konnte, doch gehörten dazu tüchtige Vorkenntnisse, wie sie keiner von uns besaß. Auch ist von allen Freiwilligen der Batterie Niemand dorthin gelangt. Die meisten wurden und blieben Unteroffiziere, ein paar wurden Feldwebel oder Wachtmeister, bis sie nach neunjähriger Dienstzeit eine niedere oder höhere Civilversorgung erhielten.

Manche habe ich so in späteren Jahren wieder gesehen, auf einem Zollbureau oder als Postkondukteure; doch ist die Mehrzahl dieser ehemaligen Stubengenossen meinem Gesichtskreise entschwunden. Ueberhaupt schloß ich nur mit einem einzigen innige Freundschaft, die auch bis heute fortgedauert hat, und war dies ein origineller, liebenswürdiger Kamerad: Alexander Rieve aus Köln, der Sohn eines hohen Gerichtsbeamten, ein außerordentlich hübscher junger Mensch voll Talent und Fähigkeit, der auch etwas gelernt hatte, und dem es trotzdem nicht besser als allen

übrigen erging; im Dienste aufmerksam, Alles augenblicklich erfassend und auf's Beste ausführend; dabei nach damaligem Ausdrucke propre bis zum Neufsersten, war er dagegen zu allen möglichen Streichen aufgelegt, sobald er die Kaserne im Rücken hatte. Dann gab es nicht leicht ein verbotenes Kleidungsstück, das er nicht so öffentlich als möglich zur Schau trug. Eine weiße Weste unter der offenstehenden Uniform, streng verpönte hohe Kragen, einen feinen Säbel, und als er später Bombardier geworden war, die Quaste desselben sowie die kleinen Lizen auf den Achselklappen von weißer und schwarzer Seide, damit erstere dem Fähnrichsporte-épée ähnlich sehe. An Geld, das er auch für uns, seine Kameraden, bereitwillig ausgab, fehlte es ihm selten; er wußte uns auch bei Nacht stets zur Kaserne hinaus- und wieder hereinzubringen, hatte aber bei diesem Treiben das Unglück, häufig an seinem auffallend hellblonden, dichten krausen Haar erkaunt und angezeigt zu werden und hieß es meistens: so ein Weißkopf ist auch mit dabei gewesen. Als letzterer habe ich seiner in meinem „Soldatenleben im Frieden“ in dem Kapitel „Marsch- und Einquartirungsleiden“ unter dem von ihm angenommenen Namen Graf Weiler gerne und freundlichst gedacht. Später ließ er sich zu einer anderen Batterie versetzen, kam mir dann aus den Augen, und als ich ihn dann nach langen Jahren wieder sah, hatte er ein ziemlich bewegtes Leben hinter sich, war Zollbeamter gewesen, dann Kaufmann geworden, was er heute noch ist, und verkauft jetzt ganz vortreffliche Cigarren für ein Hamburger Haus.

Wir hatten zwei Feuerwerker bei der Batterie, jeder bemerkenswerth in seiner Art. Der eine, Wortmann, hatte Schulen besucht, viel gelernt, war belesen, geistreich und ein ausgezeichnete Erzähler, wobei er namentlich mit wenig Worten Charaktere zu schildern wußte, und von dem ich in dieser Richtung viel gelernt habe. Er spielte sehr gut Guitarre, malte nicht ohne

Talent Miniaturporträts auf Elfenbein, war aber bei diesen Fähigkeiten nur ungern Soldat und diente nur so lange, bis er beim Zollwesen eine Anstellung erhielt. Später wurde er Kaufmann, lebte in Lemney und habe ich noch häufig mit ihm korrespondirt.

Der andere Feuerwerker, mein Exercirmeister Linke, war Soldat und nur Soldat vom Tschakofnopf bis zum Sporenrad. Er würde sich kein Dienstvergehen haben zu Schulden kommen lassen und hätte es sein Leben gekostet, hatte aber doch eine ideale Seite, indem er einer der eifrigsten eines Gesangsquartetts war, an dem Wortmann, ich und ein Unteroffizier Ellendorf, dessen ich später gedenken werde, Theil nahmen. Höchst amüßant für uns jüngere Leute war häufig die Aussprache des alten, biederen Feuerwerkers, der zum Beispiel in dem bekannten Liede von Reißiger unerschütterlich statt

„Der Rosse Gewieher, der Hunde Gebell“

sang:

„Der Roße Gewieher, der Hunde Gebell“.

Seine Frau war als erste Markbedienterin der Batterie eine wichtige Person, in deren Schuldbuche ich stark vertreten war. Das eben erwähnte Gesangsquartett gewährte uns manche Unterhaltung, besonders wenn wir in lauen Sommernächten verschiedenen Schönen Ständchen brachten, und wenn mich auch die Gretchen, Luisechen und Amalien nicht im mindesten interessirten, so nahm ich doch gerne an einer Maibowle Theil, die dankbarst den Sängern zuweilen gespendet wurde.

In dem oben angeführten Buche, „Soldatenleben im Frieden,“ das wohl vielen der Leser auch dieser Blätter bekannt ist, habe ich in Wahrheit und Dichtung jenes Stückchen meines militärischen Lebens geschildert und da ich nicht im Stande wäre, das anders und besser zu erzählen, ohne mich zu wiederholen, so

will ich mich damit begnügen, hier nur Weniges von dem Wahren anzuführen, was dort durch Dichtung verdeckt worden ist.

Premier-Lieutenant Lachmann hielt seine starke Hand über mir, auch als Hauptmann Freyend durch tolle Jugendstreiche, die wir nun einmal nicht lassen konnten, mich und einige andere der Freiwilligen „stark auf dem Striche hatte“, wie man damals zu sagen pflegte. Lachmann hatte mich dem besten Exercirmeister, dem Feuerwerker Linke zugetheilt, gab mir Reitunterricht, ließ mir Bücher und verschaffte mir unentgeltlich Unterricht in Mathematik und Sprachen bei einer in der Kaserne lebenden, für uns sehr geheimnißvollen Persönlichkeit, dem Artillerieoffizier Sch., der sich, wie es hieß, eines groben Disziplinarvergehens schuldig gemacht hatte und schon seit vielen Monaten in Untersuchungshaft befand. Es war dies der erste regelmäßige, pünktliche und praktische Unterricht, den ich erhalten habe und dem ich mit dem größten Fleiße folgte, dem ich anwohnte, nicht um meine Zeit zu verträdeln, sondern um wirklich etwas Tüchtiges zu lernen. Auch sorgte Premier-Lieutenant Lachmann dafür, daß ich, kaum sechzehn Jahre alt, zum Bombardierexamen zugelassen wurde und, da ich darin vortrefflich bestand, zur Verwunderung Aller schon ein halbes Jahr nach meinem Dienst Eintritt zu dieser ersten Würde avancirte; dadurch hatte ich ein besseres Einkommen, war ein Vorgesetzter geworden, allerdings in kleinster Art, betrachtete aber meine neuen goldenen Treppen an den Armelausschlägen mit dem gleichen Stolge wie der General seine dicken Quastenepauletten. Doch war Lachmann dabei von einer mich schmerzenden Offenheit, indem er mir gerade heraus sagte, daß ich ohne gründliche Vorbildung sowie ohne Hoffnung auf eine Zulage niemals daran denken sollte, Offizier zu werden. „Sie haben nun zwei Wege,“ meinte er, „entweder Sie dienen Ihre drei Jahre ab, um dann zu Ihrem Handelsstande zurückzukehren, oder machen das Unteroffizier- und Feuerwerkexamen und lassen

sich dann zur Brigadeschule commandiren, wo Sie es in ein paar Jahren zum Oberfeuerwerker bringen können, um dann aber, falls nicht ein gesunder Krieg kommt, mit dem Kopfe an der Wand stehen zu bleiben — ich würde Ihnen rathen, die bürgerliche Carrière wieder zu ergreifen.“

Damals predigte er aber mit seinen weisen Lehren den taubsten Ohren. Schwärmte ich doch noch mit allem Jugendmuth für das Soldatenleben, ja ich vermochte es, ihm interessante, höchst poetische Seiten abzugewinnen — und das war allerdings bei der Waffe, bei welcher ich eingetreten, bei der Artillerie, eine Möglichkeit. Schon das geheimnißvolle Geschütz an sich mit seinem Exercitium und seiner complicirten Ladung, besonders bei den Mörsern und Haubizen, die Ruhe, mit der es seinen metallenen Mund aufthat, um Kugeln und Kartätschen gegen den Feind zu speien, dann wieder im Gegensatz dazu die Beweglichkeit seiner Glieder, wenn es mit sechs Pferden bespannt, gefolgt von seinen acht Reitern, über Berg und Thal, durch Dick und Dünn dahinraspelte. Selbst die Arbeiten im Laboratorium, das Anfertigen von Kartätschen, Granaten, Schrapnels, war eine höchst amüsante Arbeit; was lernte man nicht Alles dabei: vom Anfertigen der Schlagröhre bis zum Herstellen der Fallschirmraketen größten Kalibers. Bei allen diesen Dingen war ich höchst anständig und gewandt, so daß mich sogar der Kapitän häufig belobte, der mir sonst strengstens auf die Finger sah und dem es nach und nach ein Vergnügen machte, mich wegen Kleinigkeiten hart zu bestrafen.

Arrest, welches Wort von fürchterlichem Klang! Es spricht sich so rasch gegen den armen Untergebenen aus, es wird so leicht über ihn verhängt, und doch sind es stets mindestens vierundzwanzig Stunden, die wie durch einen schwarzen Strich aus unserem Leben vertilgt sind, die wir, oft hungernd und frierend, auf der harten Britsche zugebracht haben; für kleine Vergehen eine harte Strafe, um so härter, da wir meistens überzeugt sind,

sie nicht verdient zu haben. Ich hatte mich in dieser Richtung außerordentlich in Acht zu nehmen, ein Stäubchen auf meinem Rocke, eine matte Stelle, es brauchte nicht einmal ein Rostfleck zu sein, am Säbel, an den Sporen oder dergleichen, eine Miene, als wenn ich innerlich räsonnirt hätte, ein Vergehen beim Exerciren, und ich konnte sicher sein, eingesteckt zu werden, was mir auch bei meiner Dienstzeit in verschiedenen Portionen über zwölfmal geschah.

Eine helle Lichtseite dagegen war das Anfertigen von Faßschinen und Schanzkörben im frischen grünen Wald; es geschah dies in Düsseldorf am Fuße des Grafenberges und war für uns Alle, besonders wenn Premier-Lieutenant Lachmann die Expedition leitete, ein fröhliches Fest. Vor Tagesanbruch wurde ausgezogen, die Markedenterin mit ihrem kleinen Karren an der Spitze; dann erhielten wir das Revier zugetheilt, wo wir mit den Faßschinennessern Zweige abhieben, die dann auf den Platz zusammengesleppt wurden, und wo man auf Holzblöcken die langen Faßschinen zusammenschürte. Dazwischen gab es herrliche Ruhepunkte, besonders über die Mittagszeit, wo zuweilen ein Faß Bier erschien und man sich in den Schatten streckte, lustige Soldatenlieder sang und wo das Ganze in ein heiteres Waldfest ausartete. Auch der Batteriebau, der meistens in der nächsten Nacht darauf folgte, hatte etwas Anregendes, Poetisches für mich. Es wird angenommen, man arbeite angesichts einer belagerten Festung in einer finsternen Nacht. Feuer und Licht, Sprechen, kurz jedes Geräusch ist strengstens verboten, um den Feind nicht aufmerksam zu machen. Tiefgebückt, fast auf dem Bauche kriechend, werden die Schießscharten ausgesteckt, dann fällt die Mannschaft wie ein krabbelnder Ameisenhaufen über das Terrain her, man hört Nichts, als ein dumpfes: „Surtig, Leute, grabt!“ und wie sich der Graben vor der Batterie vertieft, hebt sich die Brustwehr Zoll um Zoll in die Höhe. Heitere Stunden heute noch in der



Erinnerung, wenn wir jungen Leute uns, endlich müde geworden, zur Markedenterin wegstahlen oder in einem der großen Kollkörbe ausruheten. Dann kam der feierliche Augenblick, wo vor Tagesgrauen die Bettungen gelegt, das Belagerungsgeschütz eingeführt und der überraschte Feind, der allerdings nicht da war, durch einen Manöverbeschuß aufgeschreckt wurde.

Die glücklichste Zeit indessen waren für uns die Schießübungen auf der Spellner Heide bei Wesel, wo wir bei Bauern im Quartier lagen, oft gut, oft herzlich schlecht verpflegt waren, wo aber meistens das einförmige Kasernenleben aufgehört hatte und das Soldatenhandwerk schon mehr einen großartigen, ja kriegerischen Anstrich bekam. Wurde doch hier mit wirklichen Kugeln auf wirkliche Schanzen und Scheiben geschossen, die ganze Bataillone vorstellten. Gab es doch nächtliche Festlichkeiten, wo Granaten und Bomben einen feurigen Bogen in der Luft beschreiben und mit glühenden Kugeln geschossen wurde. Unvergeßliche Zeiten, wo wir mit so wenig zufrieden, ja glücklich waren, wo ein Glas Branntwein, ein Brod und ein Stückchen Wurst für den ganzen Tag genügte, wo in den Quartieren kleine Verhältnisse angesponnen wurden, die aber bei uns Freiwilligen damals kaum weiter gediehen, als zu sonntäglichen Spaziergängen durch den Wald, während man Blumen pflückte und Beeren suchte, um dann unter Austausch des Vornamens von einander zu scheiden.

Beim Schlusse des ersten derartigen Manövers, das ich mitmachte, wurde uns, bevor die Batterie abmarschirte, mitgetheilt, daß wir nach Köln versetzt seien und direkt dorthin abmarschiren würden. Einigen meiner Kameraden war diese Veränderung erwünscht, Anderen gleichgiltig, mir aber recht unangenehm, denn wenn ich auch in Düsseldorf von Tante Karchoff (mein Oheim war unterdessen gestorben) keine irgend nennenswerthe Vortheile hatte, so hatte ich doch wenigstens ein Haus, wo ich meine Abende

zubringen konnte. Wirthshäuser würde ich nicht besucht haben, wenn mir auch das Geld nicht gefehlt hätte, denn gegen Bier und Wein hatte ich stets einen gewissen Abscheu und trank nur an Manövertagen etwas anderes als Wasser. Tante Karthoff hatte vier Töchter, die alle älter waren als ich und von denen die beiden jüngsten als Schönheiten galten, was ich aber nicht einzusehen vermochte und was wenigstens gänzlich wirkungslos auf mich blieb. Eine spielte Guitarre, und da ich zum Notenschreiben wie zu vielen anderen Dingen Geschick hatte, so copirte ich Abends Lieder für sie, wofür ich nach dem sehr einfachen Nachtessen noch eine gewisse Anzahl getrockneter Pflaumen erhielt, die ich mir am andern Morgen in der Kaserne gut schmecken ließ. Auch that es mir leid, den guten Herrn Oberst-Lieutenant von Hymmen verlassen zu müssen, der gegenüber manchen Quälereien des Kapitäns immerhin eine Art Schutz für mich war. Hauptmann Freyend, der überhaupt ein launiger Herr war, hatte stets etwas an mir auszusagen, und wenn ich vielleicht auf einen brüskten und gänzlich unmotivirten Vorwurf vor Zorn erröthete, was ich nicht läugnen will, so konnte er zu mir, der ich wirklich nichts als den allerdünnsten Kaffee getrunken hatte, sagen: „Herrrr! Sie scheinen wieder einmal stark gefrühstückt zu haben,“ und dann bedurfte es nur eines entschuldigenden Wortes oder eines Zuckens der Mundwinkel oder sonst einer Bewegung von meiner Seite, um mir einen Arrest zuzuziehen: „Man setze diesen widerspenstigen Bombardier augenblicklich auf Wasser und Brod — Herrrr! Sie soll sogleich das Donnerwetter regieren!“

Am letzten Tage der oben erwähnten Schießübungen hatte ich den Fuß verrenkt, konnte weder gehen noch reiten und fuhr mit andern Kranken auf einem Leiterwagen, so meinen Einzug in die heilige Stadt Köln haltend. Dort wurden wir wegen nöthiger Baulichkeiten in der Dominikanerkaserne für einige Zeit einquartiert, ich mit andern auf dem sogenannten

Thurmmarkt, einer der engsten Gassen am Rhein, einestheils von uralten Häusern begrenzt, andernteils von den großen Gasthöfen ersten Ranges, deren Front dem Flusse zugekehrt war. Wir wohnten bei einem armen Schneider in einem dürftigen Stübchen, und als wir Nachts — es war an einem heißen Spätsommertage — zu Bette gehen wollten, fanden wir solche Schaaren anderer hüpfender Einquartierung, daß wir deren älteres Recht respektirten und uns draußen auf den steinernen Haustreppen niederließen. Die Küchen der Gasthöfe drüben strömten süße Gerüche aus, die wir, hungrig wie wir waren, einathmeten und dabei mit Interesse das bewegte Leben am Eingange beobachteten. Omnibusse, hoch mit Gepäck beladen, vierspännige elegante Reisewagen, damals meistens Engländer mit Dienerschaft vorn und hinten; dazu das Tönen der großen Glocke, das Herausstürzen der Kellner, der tiefe Bückling des Wirths, dann feierliche Prozession mit hohergehobenen Lichtern die Treppen hinan — ah — ah — wer dort einmal so einkehren könnte! Das schien mir damals ein sehr thörichter Wunsch, der aber später doch in Erfüllung gegangen ist.

Dann siedelten wir in die Dominikanerkaserne über, ein ehemaliges Kloster mit hellen, freundlichen Räumen, und auch ich fühlte mich in Köln bald heimisch. Mich interessirte die alte ehrwürdige Stadt, mit ihren vielen Kirchen, mit der herrlichen Dommasse, welcher ich manche Stunde bei Tag im Innern, bei Nacht, besonders wenn der Mond schien, sie außen umkreisend, gewidmet habe. Viele Bilder, viele Anschauungen habe ich dabei gesammelt, die ich später in meinen Büchern verwerthete; auch dem alten Rathhause an seinem stillpoetischen Platze, auf den der mit dem Löwen kämpfende Bürgermeister von Köln niedersieht, verdanke ich Aehnliches, und wer eine meiner ersten Geschichten „Vier Könige“ gelesen, wird darin Bekanntes von Köln wiederfinden.

Zu jener Zeit aber war meine Liebe zur Schriftstellerei völlig verschwunden und ich mußte über mich selbst lächeln, wenn ich an meine Versuche in Elberfeld dachte. Auch nicht im entferntesten kam es mir in den Sinn, selbst etwas zu schreiben oder von Büchern etwas Anderes in die Hand zu nehmen als den Artillerieleitfaden, Werke über Kriegskunst, oder Mathematisches, wovon mir jener Lieutenant Sch. in Düsseldorf, der eines Tages ebenso geheimnißvoll wie er dort gelebt, verschwunden war, Einiges geschenkt hatte.

Da saß ich einmal, müde vom Exerciren, auf unserer Stube, verzehrte ein Stück Brod mit Butter und stimmte in die Neckereien ein, die einem jungen Unteroffizier von uns galten, der sich in der Bibliothek abonniert und der, sowie er eine Freistunde hatte, über jenen Büchern saß. „Lacht immerhin,“ sagte er achselzuckend, „und begnügt euch mit eurer eigenen, schlechten Gesellschaft, wogegen sich mir die ganze Welt aufthut, wenn ich den Deckel eines solchen Werkes öffne. Ich lese nicht nur, um mir die Zeit zu vertreiben, wie ihr wohl glaubt, sondern lebe mit dem, was hier erzählt wird, und bin dann nicht mehr in eurer engen, dumpfigen Stube, sondern draußen in der schönen weiten Welt.“

So ungefähr, wenn auch mit andern Worten, suchte er uns zu belehren, worüber wir alle herzlich lachten; doch bat ich ihn schließlich, als er einen kleinen Dienst versehen mußte, mir einen Einblick in sein Zauberbuch zu gestatten. Es war „der Jude“ von Spindler, und ich las den Titel und das erste halbe Kapitel stehend, dann ließ ich mich am Tische nieder, und als sich die andern Kameraden lachend und plaudernd gleichfalls dorthin setzten, zog ich mich in eine Ecke zwischen Bett und Fenster zurück und las und las — nein, ich las nicht, ich verschlang: der Zauber, von dem der Andere gesprochen, hatte auch mich ergriffen, die weite Welt hatte sich mir aufgethan, ich

darbte mit dem leichtsinnigen Junker von Hülshofen im „Nebstod“, ich wandelte durch die Straßen der alten Reichsstadt, ich lebte mitten in dem düsteren Geheimnisse der Judengasse.

Ja, ich war traurig, als ich nach einer Stunde das Buch wieder abgeben mußte, statt es nacheinander zu Ende zu lesen, und freute mich kindisch, dies am anderen Tage, wo ich auf die Wache kam, thun zu können. Wir hatten diesen Wachdienst theils auf den Mauern und Wällen der Festung Köln, Wallrevision, wie das hieß, oder auf den Außenwerken, den Forts, welche die Stadt in einem weiten Kreise umgaben. Auf einem derselben hatte ich andern Tags die Wache, und werde ich den herrlichen Nachmittag nie vergessen, als ich mich, nachdem abgelöst worden und die neuen Posten aufgezogen waren, mit meinem Buche unter den schattigen Bäumen des Glacis ausstreckte und las.

Es war ein wundervoller Herbsttag, die Birkenstämme leuchteten wie Silber zwischen dem schon gefärbten Laube, und wenn ich träumerisch meine Blicke über die Ebene vor mir schweifen ließ, so versanken sie unwillkürlich in den grüngoldenen Strom, der drüben langsam vorüberzog, und dabei fühlte ich mich glücklich, gleich darauf wieder weiterlesen zu können. Und nicht vorübergehend war diese Leidenschaft, denn von da an verschlang ich von Büchern, was mir nur in die Hände kam, Alles durcheinander, Novellen, Romane, auch Geschichtliches, und besonders hatten Biographien für mich einen großen Reiz. Doch hatte ich merkwürdigerweise ganz vergessen, daß ich selbst einst schriftstellerische Versuche gemacht, dachte wenigstens nicht daran, dieselben zu erneuern.

Die Wallrevisionen, von denen ich oben sprach und wozu nur Bombardiere verwendet wurden, waren die leichteste Art von Wachdienst und hatten bei gutem Wetter für uns etwas sehr Anziehendes; man war sein eigener Herr und lustwandelte mit

einem großen Schlüsselbunde zum Aufsperrn der verschiedenen Eingangsthüren, Kasematten, Lunetten und Bastionen, drang dort in finstere unheimliche Gewölbe ein, wo entflozene Kettengefangene verborgen sein konnten, wie das schon vorgekommen war, prüfte anderswo die Festigkeit der Schlösser und hatte vor Allem darauf zu achten, daß die schweren Festungsgechüße nicht nur vorhanden waren, sondern auch sauber auf ihren Unterlagen ruhten, und daß die Kugel- und Bombenhausen unverfehrt waren. Meistens aber, wie ich ehrlich gestehen will, wurde diese Revision von uns sehr oberflächlich besorgt, wir begnügten uns mit einem flüchtigen Spaziergang und vertrauten einfach der Meldung des Abziehenden, daß Alles unverändert sei. Dabei kam es einmal vor, daß ein langer Vierundzwanzigpfünder von einer morsch gewordenen Unterlage herabgeglitten war und wochenlang von uns als im Graze liegend gemeldet wurde. So hatte auch ich ihn ungesehen übernommen und trat nach Beendigung meiner Wallrevision zur Abmeldung in das Bureau des Artillerieoffiziers vom Plaze, Major Pagig, welchem Namen er auch alle Ehre machte. Namentlich sah er uns Artilleristen fürchtbar auf die Finger, und wo er uns auf einem fahlen Pferde, wie er es nannte, ertappen konnte, so saßen wir ohne Gnade und selten unter drei Tagen fest. Dabei hatte er einen durchdringenden scharfen Blick und war im Stande uns so einzuschüchtern, daß sonst ganz tüchtige Leute ihren Rapport herstotterten, was er durchaus nicht leiden konnte. Letzteres war nun bei mir nicht der Fall und ich meldete mit der sichersten Stimme, daß der Wallrevidirende vom Eigelsteinerthor Alles unverändert gefunden.

„So, und Sie haben dort nirgendwo Leute bei der Arbeit bemerkt?“

„Nein, Herr Oberstwachmeister —“

„Vortrefflich, wie ist denn der lange Vierundzwanzigpfünder wieder auf seine Unterlage gekommen?“

Da saß ich gut fest und wie ich den Major Paßig, der für Humor nicht unempfänglich war, kannte, wußte ich wohl, daß mich nur eine unerhörte Frechheit retten konnte, weshalb ich ganz gemüthlich weiter meldete: „Den langen Vierundzwanzigpfünder — er mochte gegen zwanzig Zentner wiegen — habe ich selbst auf die Stellage gehoben.“ Einen Augenblick zuckte es verdächtig in seinem braunen Gesichte, die Augen blitzten und die Spitzen seines langen Schnurrbarts hoben sich drohend in die Höhe, dann aber fing er an zu lachen und indem er sich auf dem Absatz herumwandte, rief er mit einer Handbewegung gegen mich aus: „Machen Sie, daß Sie so rasch als möglich hinauskommen, denn bei einer zweiten derartigen Lüge muß ja das Haus über uns zusammenstürzen — fort, fort!“ Ob ich lief, was ich laufen konnte!

Dann kam der Winter und ich erlebte hier in Köln zum erstenmale, was Fasching sei. Allerdings besaß ich keine Mittel, mich irgendwie anders an den Lustbarkeiten desselben zu betheiligen, als daß ich mit Hunderten und Tausenden durch die Straßen zog, die Vermummten anschaute und mich an den Maskenscherzen und Aufzügen ergökte, und doch hätte ich so gerne einen jener lichterfüllten Säle besucht, um mir das glänzende Maskengewühl in der Nähe anzuschauen, und dazu kam ich eines Abends auf ganz unverhoffte Art. Es wurde noch spät von der Kommandantur ein Unteroffizier mit zwölf Mann zur Ergänzung der Feuerwache auf dem Gürzenich verlangt, und da außer mir Niemand zu Hause war, ich hatte mich wieder einmal in einen Spindler'schen Roman verbißen, so erhielt ich den Auftrag, die Mannschaft dorthin zu führen. Es war das kein kleines Vergnügen, denn wenn ich auch in meiner Uniform keinen Zutritt in den kolossalen Saal selbst hatte, so konnte ich mich doch durch die Nebensäle schleichen, um meine aufgestellten Posten zu revidiren und mir dabei das Maskengewühl aus

nächster Nähe anschauen, obendrein forderte mich ein Harlekin auf, eine Flasche Wein mit ihm zu trinken, was wir gemüthlich in einer Ecke thaten, und hätte mir das fast einen Arrest zuwege gebracht, denn man hatte mich gesehen, wie ich in der Uniform mit einer Maske fraternisirte.

Ueberhaupt ging es bei solchen Kommandos, ja bei jeder Art von Wache, die wir zu thun hatten, stets haarscharf an Numero Sicher vorüber und wahrlich nicht ohne unser Verschulden; doch will ich darüber hier Nichts weiter erzählen, sondern nur die Versicherung geben, daß bei ähnlichen, oft in der That haarsträubenden Vorkommnissen, wie ich sie in den „Wachstubenabenteuern“ erzählt, viel mehr Wahrheit als Dichtung zu Grunde liegt.

Meine sonstigen Verhältnisse anbelangend, muß ich hier nachholen, daß mein Oheim und Vormund, den ich während einiger Jahre nicht gesehen, und der, wie ich früher schon gesagt, pensionirt worden war, Jülich verlassen und nach Köln gezogen war, wo er auf dem alten Markt eine Eisenhandlung etablirt hatte. Unterdeßsen Bombardier geworden, hatte ich als solcher eine Löhnung, war also selbstständig und unabhängig von ihm, was wohl mit der Grund war, daß er mich, Vergangenes nicht weiter berührend, freundlich aufnahm und mich einlud mit ihm auszugehen und hie und da an dem Abendessen der Familie Theil zu nehmen, eine Einladung, die mir um so erwünschter kam, da ich auch in Köln noch nicht erfahren, wie das Innere eines Wirthshauses aussah und da die vier Töchter meines Oheims Köhr den hübschen Bombardier und Better wohl leiden konnten, und wir uns, wenn der gestrenge Oheim abwesend war, gerne in jene Zeit der Jugend zurückversetzten, wo wir so lustig als möglich zusammen gespielt hatten. Mein Vormund, der lange Jahre Wittwer gewesen, hatte hier in Köln wieder geheirathet, und da mich auch die junge Frau in ihren Schutz nahm, war ich fast täglicher Gast im Hause.



Leider aber nicht lange, denn vom Bezirkscommando wurde verlangt, man solle tüchtige Bombardiere auffordern, das Unteroffiziersexamen zu machen, und da auch mich Premier-Lieutenant Lachmann dazu vorschlug, so konnte Hauptmann Freyend füglich nicht Nein sagen. Ich machte das Examen glänzend mit, avancirte auch kurz darauf, wurde aber dann zu einer Festungsbatterie nach Jülich versetzt. Wir lagen dort auf der Citadelle der damaligen kleinen stillen Festung und wer sich für mein damaliges Leben interessirt, den bitte ich aus meiner Geschichte „Feuerwerker Wortmann“ Alles das auszuscheiden, was sich auf ein zärtliches Verhältniß des Helden jener Geschichte bezieht und das Uebrige so ziemlich für Wahrheit anzunehmen. Angenehmerweise dauerte indessen mein Aufenthalt dorten nicht lange, da die ganze Batterie nach Köln versetzt wurde, während Hauptmann Freyend sowie auch mein Gönner, Premier-Lieutenant Lachmann nach Wesel kamen.

Mein neuer Batteriechef war Hauptmann Heinz, ein eigenthümlicher Herr, der heutzutage wohl schwerlich dazu kommen würde, einen Zug, geschweige denn eine Batterie zu commandiren. Schon ziemlich bei Jahren, sah er gerade so aus, als wenn er sowohl auf dem Rücken als auf der Brust eine fatale Erhöhung gehabt hätte, und das Gesicht, welches tief zwischen den Schultern steckte, trug stets den Ausdruck eines ganz außergewöhnlichen Erstaunens. Er konnte mich ganz wohl leiden, war überhaupt ein wohlwollender Vorgesetzter, der Fünfe gerade sein ließ, wenn man ihm nur seine Ruhe gönnte, weshalb wir aber ganz in die Hand seines hochadeligen ersten Offiziers gegeben waren, der bei der Garde gedient hatte und von dem wir zum erstenmale die unangenehmen Seiten preußischen Junkerthums kennen lernten. Glücklicherweise war die Stadt Köln groß genug, um außerhalb des Dienstes selten mit einem Offizier der Batterie zusammenzutreffen, und da ich pünktlich auf meinen

Dienst hielt, mich auch in der hohen Charge eines Unteroffiziers durch Eifer und „Propretät,“ ein Wort, das, wie gesagt, damals allseitig gebraucht wurde, auszeichnete, so hatte ich ziemlich ruhige und straflose Tage.

Mit uns lag noch eine zwölfpfündige Batterie in der Dominikanerkaserne, die gleichfalls mit Freiwilligen besetzt war, unter denen ich Freunde hatte, die mir auch heute noch lieb und werth sind. So jener Unteroffizier Ellendorf, Guitarrespieler und Sänger par excellence, der aber bald darauf den Dienst verließ, dann lange Jahre für mich verschwunden war und während dieser Zeit eigenthümliche Schicksale erlebte. Er hatte sich mit Eifer auf das Studium der Medizin geworfen, ging dann nach Costarica, wo er mit Glück practicirte, preussischer Consul wurde, um später vermöglich und mit Orden geschmückt nach Deutschland zurückzukehren, wo ich ihn häufig sah und wir uns gern der damals verlebten Zeit erinnerten. Ein Anderer, Ladendorf, lebte später als geachteter Arzt in Berlin, und will ich hier noch eines Dritten aus unserer eigenen Batterie erwähnen, Bombardier Compert, ein gutmüthiger Kamerad in jeder Beziehung, und bei uns angestaunt wegen seiner unbeschreiblichen Bequemlichkeit. Auch ihn sah ich später in Berlin wieder, wo er als Rentier und Hausbesitzer lebte.

Bei meiner Rückkehr nach Köln wurde ich im Hause meines Vormundes wieder freundlichst begrüßt, nahm aber Abends nicht mehr so häufig an der Familientafel Theil, weil unterdessen noch andere Verwandte nach Köln gekommen waren, bei denen es heiterer, ja gemüthlicher zuging, als unter den Augen meines inuner noch strengen und leicht erregbaren Oheims. Ein gleichwie dieser pensionirter Kreissekretär Lachenwitz hatte bei der rheinischen Dampfschiffahrtsgesellschaft die Stelle eines Controleurs erhalten und seine Frau, eine geborene Hackländer, allerdings sehr weilläufig mit uns verwandt, die durch Köhrs meine

Anwesenheit erfahren, nahm sich meiner auf's Herzlichste an und lud mich ein für allemal in ihr Haus, wo stets ein amüsanter, ja lustiger Leben herrschte. Vater Lachenwitz, ein geschiedter Mann und tüchtiger Arbeiter, hielt es mit dem bekannten lutherischen Spruch und liebte, allerdings in Ehren, Wein, Weib und Gesang. Stets befand sich Abends ein guter Trunk, sei es in der Flasche, oder einer mächtigen Bowle auf dem Tisch, dabei wurde geplaudert und gelacht, auch mit den blühenden, schönen Töchtern getanzt, von denen zwei ein ganz ausgesprochenes Talent für Musik und Gesang hatten und häufig uns und dem alten Herrn vorsingen mußten. Ich sehe ihn noch heute mit verschwommenen Neuglein im Lehnstuhl sitzen, wenn die Jüngste, das gefüllte Glas in der Hand, mit einer prachtvollen Stimme sein Lieblingston intonirte:

„Reich mir, o Knabe, den Becher,  
Füll' ihn mit funkelndem Raß.“

Ebenso liebenswürdig als in jeder Beziehung hochachtbar übte diese Familie Gastfreundschaft bis zur Uebertreibung. Gäste saßen stets um den Tisch und machte ich hier in rascher Folge die angenehmsten Bekanntschaften. Doch will ich von allen denen, die im Hause verkehrten, nur eines einzigen Wesens erwähnen, bei dem es mir wie in der bekannten Oper ging:

„Ihr Blick, mir zugewendet,  
War Blitz und Schlag zugleich!“

Magdalene G. — ihren Namen will ich nicht ausschreiben, obgleich mich wahrlich keine Ursache, die ihr unangenehm sein könnte, dazu zwingt — war ein junges Mädchen fast in meinem Alter, die hochgewachsen und in jungfräulicher Fülle reifer und älter als ich erschien. Ihr bleiches Gesicht war nicht schön, aber klug und angenehm. Die großen dunkelblauen Augen, durch lange Wimpern etwas verschleiert, die Lippen stark und frisch roth. Daneben war ihr Haar das prächtigste, und auch später

habe ich nie Schöneres berührt. Ich will bei diesen Worten nur gleich bemerken, daß es uns ausgelassenen jungen Leuten den größten Spaß machte, der guten, geduldigen Magdalene die Nadeln aus dem Haar zu ziehen, das dann goldig und gewellt dicht um sie her bis über die Knice herabfloß. Dann strichen wir es ihr lachend glatt und halfen die gewaltigen Stränge wieder aufbinden.

Magdalenens Mutter, eine Wittve ohne Vermögen, betrieb auf einem der Rheindampfer eine Restauration und nahm diese, ihr einziges Kind, gewöhnlich mit sich, weßhalb von da an Ankunft und Abgang der „Stadt Mainz“, so hieß jener Dampfer, für mich ein großes Ereigniß wurde, welches ich, so oft es mir mein Dienst erlaubte, nicht versäumte. Wenn das Schiff dann in Sicht kam, so schlug mein Herz gewaltig, wenn ich das hellblonde Haar erblickte und mich überredete, Magdalene vorn am Bugspriet oder neben dem Radkasten, wo ihre Cabine stand, habe nach mir ausgegahut. Darauf war ich einer der ersten an Bord, bewillkommte das junge Mädchen herzlich, wurde von ihr ebenfalls in gleicher Weise begrüßt und fühlte mich glücklich, wenn ich für ihre Mutter kleine Aufträge besorgen konnte, besonders wenn mir diese gestatteten, Abends nochmals das Schiff zu besuchen und dann dort zu bleiben, bis mich die Mutter nach Hause schickte. Wie manche Stunde in lauen Sommernächten saß ich dort neben Magdalenen und ließ mir von ihr erzählen von den Schönheiten des Rheingaaues, wo der Fluß zwischen steilen Felsen mit den Ruinen alter Mitterburgen gefrönt dahinfließt; auch nannte sie mir die Namen einzelner Schlösser und erzählte mir die wunderbarsten Sagen, in die stets eine Liebesgeschichte verflochten war. Von wie manchem herrlichen Märchen erfuhr ich hier zum erstenmale — vom Fels des Drachen, dem alljährlich eine Jungfrau geopfert wurde, von Nomenwerth, Nolandsee und des Ritters treuer Liebe, von der

Lorelei, die singend auf hohem Felsen saß, dabei ihr goldenes Haar kämmend, und als sie mir das erzählte, wußte ich, wer meine Lorelei war, und hätte für einen Blick der Liebe aus ihren tiefblauen Augen gerne mein Schifflein am Felsen zerbrechen lassen. Ach, und wir tauschten ja unbewußt Blicke der Liebe aus, wenn wir Hand in Hand auf die dämmernden Fluthen des Rheines blickten oder den Musikflängen vom Ufer drüben lauschten, wo bei blinkendem Lichterscheine frohe Menschen saßen und den duftigen Maiwein aus grünen Kümpechen tranken.

Doch sind diesen Blicken der Liebe und Zärtlichkeit nie die erläuternden Worte gefolgt und wir auch nicht aus der reinen Unschuld unseres Verhältnisses aufgeschreckt worden; wir waren eben zwei Kinder mit noch ganz kindlichen Gefühlen, und wenn sie beim Abschiednehmen meinen Mund recht lange auf ihren weichen, heißen Lippen duldete, so war dieß für mich selbst in Gedanken die äußerst mögliche Grenze der Vertraulichkeit, und wenn ich auch die Seligkeit eines solchen Augenblickes empfand, so dachte ich doch an nichts Weiteres, als daß ich sie morgen wieder sehen würde, oder daß sie wieder für einige Tage verschwände — meine süße Lorelei, deren Original ich mir nie anders denken konnte als in Magdalenenens Wuchse, mit ihrem Auge und mit ihrem Haar, dessen wehenden goldenen Locken ich so lange nachschaute, als der Dampfer in Sicht blieb. Sie war von ruhigem, sinnigem Gemüth, praktisch und verständig; ich erzählte ihr zuweilen aus meinem Leben, wie schlimm es mir schon ergangen und wie ich jetzt Alles daran setzen wollte, um Offizier zu werden und damit eine ehrenvolle Existenz zu erreichen. Ehrenvoll allerdings, das gab sie zu, aber eine Existenz, die mich später befriedigen werde — daran zweifelte sie kopfschüttelnd und sprach mir oft von dem glänzenden Glende mancher junger Leute, die ohne Unterstützung das kümmerliche Leben verschämter Hausarmen führen, ja, die noch weit schlimmer

daran sind, da sie dem Schein zu liebe sich die grausamsten Opfer auferlegen müssen. „Besser,“ meinte sie, „wärfst du Kaufmann geblieben oder hättest sonst ein Geschäft ergriffen, zu dem du Lust und Fähigkeit hast.“ Dann machten wir Pläne, ob in der Administration von der Dampfschiffahrt nichts für mich zu erlangen sei, ja ich sprach darüber eines Tages mit meinem Vetter, dem Controleur Lachenwitz, und spielte auf eine Dampfschiffkondukteurstelle an, was er mir gegenüber als für leicht möglich zu erlangen erklärte, um dann hinter meinem Rücken über diesen vermessenem Gedanken herzlich zu lachen.

Daß es aber auch wohl sein könnte, daß ich es niemals zum Offizier bringen würde, betonte Magdalene zuweilen bei jenen Gesprächen, und wenn ich mir diese ihre Worte zu Hause in der Kaserne in Gesellschaft von einem Duzend Kameraden im Bette liegend wiederholte, so gab es allerdings Augenblicke für mich, wo ich mich eines sehr trüben Blickes in die Zukunft nicht erwehren konnte.

Vielleicht Feuerwerker werden, wenn das Glück günstig war, selbst Oberfeuerwerker, dann Jahre, Jahre lang bis zu einer dürftigen Civilanstellung dienen, waren trostlose Aussichten; doch hatte ich noch immer nicht Lust und Liebe zu meinem Geschütz verloren, und wenn wir beim Exercieren über die Heide dahinjagten, war ich stolz darauf, der Führer meiner Haubitze und acht tapferer Artilleristen zu sein.

Zu jener Zeit sah ich nach Jahren meinen Oheim Wirth wieder und zwar ehe ihn das Unheil betroffen, von dem ich früher erzählt habe, weshalb er immer noch für einen vermöglichen Mann galt. Ihm gefiel der junge lustige Unteroffizier trotz der groben Commisuniform (zu einer feineren hatten meine Mittel bisher noch nicht gereicht), weshalb ich eine solche von ihm dankend als Geschenk annahm. Jetzt gehörte die Welt mein und als ich funkelnd und strahlend zum erstenmale wieder bei

Lachenwitz erschien, natürlicherweise nur begierig Magdalenen zu gefallen, schien gerade diese keine große Freude an mir zu haben, während die Andern mich jubelnd und händeklatschend bewunderten und mir nicht oft genug sagen konnten, welch prächtiger Offizier ich einstens werden würde. Nur sie sagte Nichts dergleichen und als ich sie Abends nach Hause bringen durfte — ihre Mutter war, wie das zuweilen vorkam, allein mit dem Dampfer den Rhein hinaufgefahren — erschien sie mir niedergeschlagen, ja traurig, und als ich sie, wie das sonst immer geschah, eine Treppe hoch in ihr Zimmer begleiten wollte — sie wohnte mit der Mutter bei einer Tante — so schüttelte sie leicht den Kopf und sagte: „Es ist besser, wenn du jetzt nach Hause gehst.“ — „Weßhalb denn, Lenchen? Es ist ja noch nicht so spät.“ — „Rein, aber es schickt sich nicht, daß wir Beide droben allein bei einander sitzen. Meine Tante hat das schon lange der Mama gesagt; doch habe ich darüber gelacht und sie auch, bis es ihr gestern eine Nachbarin eindringlich wiederholte.“ — „Aber heute noch einmal zum letztenmale?“ — Darauf sagte sie nichts, ging aber die Treppe vor mir hinauf und ich folgte ihr. Doch hatte ein Mißton unser Verhältniß gestört, wir saßen ziemlich stumm nebeneinander auf dem Sopha, allerdings Hand in Hand, seufzten aber mehr als wir sprachen, und als ich endlich, viel früher als sonst, gehen wollte, meinte sie:

„Ich muß dir auch sonst noch etwas sagen.“ —

„Und gleichfalls nichts Gutes, Lenchen?“ — —

„Mama meint und hat auch wohl Recht, das Hin- und Herfahren auf dem Rhein nütze mir eigentlich gar Nichts und deshalb sollte ich es einmal bei meiner Schwester, die in Cleve verheirathet ist, versuchen.“ — „Was denn versuchen?“ — „Nun, wie es mir dort gefällt.“ — „Nö so — darin hat sie wohl Recht, aber für mich ist das traurig.“ — „Für mich auch, doch komme ich ja bald wieder.“

So ungefähr lautete unser Gespräch, das, während ich Abschied nehmend vor ihr stand, von uns Beiden mit leiser, trauriger Stimme geführt wurde. Dann bot sie mir ihre Lippen zum Kuß, schlang die Arme um meinen Hals, und als sie darauf ihre Wangen an die meinigen legte, wurde mein Gesicht feucht von ihren Thränen.

Dann ging ich die Treppe hinab — das allerletzte Mal — verstört und nur eines Gedankens fähig, dessen, daß ich sie nicht wieder sehen würde. Gegenüber ihrer Wohnung war das Mainzer Kaffeehaus, wohin ich mich begab und zu ihren Fenstern aufschaute, die noch lange erleuchtet blieben und wo ich in gleichmäßigen Pausen einen Schatten kommen und verschwinden sah.

So endete unser kindlich reines Verhältniß, dessen Erinnerung mich heute noch mit tiefer Wehmuth erfüllt und das wohl diese kurze Schilderung werth ist. Vergessen habe ich die gute Magdalene nie, wie oft schwebte und schwebt mir heute noch ihre schöne Gestalt vor Augen, ihr Gesicht mit dem milden, innig herzlichen Ausdrücke, und von ihr stammt auch wohl meine Vorliebe für blondes Haar, wie ich es so häufig in meinen Geschichten angebracht.

Das war meine erste Liebe und ist auch in gewisser Beziehung meine einzige geblieben, wenn ich gleich in späteren Zeiten noch verschiedene Male leidenschaftlich verliebt war.

Jahre waren vergangen, als ich sie im Fluge noch einmal wieder sah, und wenn wir damals am gleichen Orte gelebt hätten, wer weiß, was geschehen wäre. So aber sah ich sie nur wenige Augenblicke. Ihre Mutter war gestorben, sie begab sich zu Verwandten nach Paris und lebt jetzt noch dort als — Oberin eines Klosters.

---



### Viertes Kapitel.

#### Handel und Wandel.

Daß ich gleich am andern Tage nach dem Erzählten den Versuch machte Magdalenen wieder zu sehen, will ich durchaus nicht läugnen, doch war sie schon am frühen Morgen nach Koblenz zu ihrer Mutter gereist, wo der Dampfer „Stadt Mainz“ einer Reparatur wegen mehrere Tage liegen bleiben mußte. Zu gleicher Zeit wurde ich von der Batterie abkommandirt, um mich mit zwanzig Kononieren an den Vorarbeiten der alljährigen Schießübungen bei Wesel zu betheiligen. Erfreulicherweise kamen wir in die Stadt selbst zu liegen und hatte ich bei einem Holländer dorten ein recht angenehmes Quartier. Mein kinderloser Wirth, ein über alle Beschreibung gutmüthiger Mann, hatte eine schon ältere, sehr dicke Frau, welche der traurigen Leidenschaft fröhnte, sich mindestens einmal im Tage, gewöhnlich Abends, schwer zu betrinken. Dann fanden wir sie irgendwo auf dem Boden liegen und schafften sie, er bitterlich weinend, zu Bette. Sein einziger Trost bei diesem traurigen Verhältnis war ein kleiner Hund, Moritzchen genannt, der die merkwürdige Eigenschaft besaß, auf Befehl seines Herrn lachen zu können, das heißt, er zeigte grinsend seine Zähne.

Hier sah ich auch Nieve wieder, der draußen bei einer reitenden Batterie stehend auch hier wie früher in Düsseldorf und Köln die Straße und vornehme Wirthshäuser unsicher machte und auch mich nicht selten in Ungelegenheiten und Strafe brachte. Unser guter, wenn gleich polternder Oberst von Tuchsien hatte mit Pension und dem Range eines Generalmajors der Infanterie den Abschied erhalten und soll sich dabei in den bittersten Ausdrücken darüber beschwert haben, daß er, ein alter Artillerist, noch gezwungen werde mit dem rothen Kragen um-

herzulaufen; doch gab es damals in Preußen nur einen einzigen General der Artillerie, den Prinzen August von Preußen, Generalinspektor sämmtlicher Brigaden, der auch uns zuweilen inspizierte, und wobei es im Dienste und auch nachträglichen Strafen hoch herging. Unser neuer Oberst hieß Schlemmer und war ganz das Gegentheil des früheren. Den Klang seiner Stimme habe ich nie gehört, da er nur flüsternd mit den Offizieren sprach, auch scheute er jede unnöthige Bewegung, saß steif und regungslos auf seinem Pferde, hatte einen schwarzen Federbusch, glatt anliegendes schwarzes Haar, einen dito kleinen Schnurrbart, und wurde die ganze dunkle Erscheinung von den Kanonieren nur Schippenbauer oder auch schwarzer Peter genannt. Ueberhaupt waren sie mit dergleichen Benennungen sogleich bei der Hand und die meisten Offiziere und Unteroffiziere hatten ihren Spitz- oder Beinamen.

Der neue Brigadekommandeur, direkt von Berlin kommend, zog die Zügel der Disziplin so scharf als möglich an, was von den Offizieren und der Mannschaft, meistens Rheinländer und Westfalen, schwer empfunden wurde. Oberst von Tuchsien erließ, wie oben erzählt, meistens die Strafen, die er im Zorne während des Exercirens diktiert hatte, wogegen von dem Arreste, den der neue Kommandeur verhängte, auch niemals eine Minute erlassen wurde. Von den Freiwilligen, mit denen ich eingetreten war, hatten viele schon die Brigade verlassen und andere nahmen ihren Abschied, da durch Allerhöchste Kabinettsordre die Schule in Münster aufgehoben worden und somit für uns Alle selbst die schwächste Aussicht erloschen war, Offizier zu werden.

Da hatte ich bei einem hitzigen Artilleriekampf, wo es galt, durch Gräben und Buschwerk einer anderen Batterie zuvorzukommen und wobei ich als Geschützführer allerdings höchst reglementswidrig die Kartätsche zum ersten Schuß unter dem Kollet

verborgen trug, das Unglück mit dem Pferde zu stürzen und mich nicht nur an der Hand schwer zu verletzen, sondern auch den Fuß zu verstauchen, so daß ich nur unter den empfindlichsten Schmerzen dem Manöver bis zu Ende folgen konnte, dann aber sogleich in's Lazareth gebracht werden mußte. Dort war ich eine lange, traurige Zeit, und wochenlang nachher, als die Batterien schon abgerückt waren, zog ich mit streng bestimmter Marschrouten und noch immer mühsam gehend nach Köln.

Ich habe meinen Aufenthalt in Wesel, die letzte Schießübung, welcher ich beiwohnte, sowie die Zeit, die ich im Lazareth verbrachte, in meinem „Soldatenleben im Frieden“ ausführlich beschrieben, und wenn das alles dort auch ein bißchen dichterisch ausgeschmückt ist, so läuft doch die Wahrheit wie ein dicker, sehr rauher Faden hindurch und denke ich heute noch mit sehr gemischten Gefühlen an diese traurige, wenn auch nicht interesselose Zeit. Unauslöschlich steht besonders in meinem Gedächtniß jener Theil der Spellner Heide, wo ich so viel Wechselvolles erlebt und den ich nun, meiner Garnisonsstadt zuwandernd, durchschnitt. Da lag die weite Fläche leer vor mir, verschwunden war das bewegte Leben, das sich noch vor wenig Wochen dort gezeigt. Von den Lagerplätzen und Bivouaks sah man nichts mehr als schwarze Aschenhaufen, die oft vereinzelt, oft in langen Linien dalagen. Die Schenken waren nicht mehr und man erblickte nur auf dem Boden einen viereckigen Platz, den die Bretterwände umgaben und der von den Füßen der Gäste fest zusammen gestampft war. Drüben hatten die Pulverschuppen und Laboratorienhäuser gestanden, hier war der Platz, wo wir in der Nacht Batterien gebaut, aber von all dem sah man nur schwache Spuren, nur weit hinten in der Heide ragte der Kugelfang empor, glänzend im ersten Lichte der Sonne und an die vielen heißen Stunden erinnernd, in welchen wir dort hinaufkletterten und die verschossenen Kugeln suchen mußten.

In Köln hatte sich Manches und nicht zum Guten verändert. Vetter Lachenwitz war gestorben, seine Familie weggezogen und von den heiteren Cousinen habe ich nur noch eine, die älteste, in späteren Jahren als die Gattin des berühmten Blumenmalers Prayer in Düsseldorf wieder gesehen. Der einzige Bruder, Sigmund, ein talentvoller Thiermaler, mit dem ich häufigen Verkehr hatte, starb noch jung, gleichfalls in Düsseldorf.

Kapitän Heinz war pensionirt worden und unser neuer Batteriechef, der gegen uns Freiwillige eingenommen und mißtrauisch war, ließ es uns gerne fühlen, daß ihm Unteroffiziere von gereiftem Alter weit lieber seien als wir jungen Leute, die wir, nach seinen Worten, ohne Dienstfeier und lustig unsere Tage verlebten und uns wie der Vogel auf dem Baume betrachteten.

An dem leßtern Bilde war in der That etwas Wahres und ich will gerne gestehen, daß ich in jener Zeit häufig Umschau hielt, um ein rettendes Land und einen angenehmen Hafen zu erblicken.

So kühn schon gleich anfangs die Idee gewesen war, bei den geringen Vorkenntnissen und den wenigen Mitteln, welche die Meisten besaßen, um Offizier zu werden, so hielt man das doch damals noch für eine Möglichkeit und die Vorgesetzten behandelten uns mitunter darnach. Jetzt aber war dieser goldene Traum längst verflattert und wer nicht vom Kadettenhause und der Kriegsschule aus zur Batterie kam, dessen Carrière war nach neunjähriger Dienstzeit mit der silbernen Schnalle geschlossen. Vor einem solchen Ende aber hatte ich einen wahren Abscheu, welcher durch Neußerungen ehemaliger Kameraden, die nach dreißigjähriger Dienstzeit in der Zöllneruniform an den Thoren standen, unter ihnen auch der gute Feuerwerker Linke, noch vermehrt wurde.

Da that sich mir plötzlich und unverhofft, wie noch später häufig in meinem Leben, eine Aussicht auf, originell und überraschend, wie für ein ordentliches Lustspiel geschaffen. Der Held hat eben, trübe in die Zukunft blickend, seinen kleinen Monolog gehalten, sieht sich „gegenüber von gar Nichts“ und ist schon im Begriffe, Hamlets berühmtes „Sein oder Nichtsein“ zu variiren — da — neue Scene — ein Unbekannter mit wohlwollenden Mienen und freundlichem Aeußern tritt auf.

So erging es mir in der That, nur mit dem Unterschiede, daß ich den wohlwollenden Freund, Herrn Anthes aus Hamburg eines Abends zufällig bei meinem Onkel Köhr antraf, wo er zufällig meiner ältesten Cousine den Hof machte, und das mit den ernstesten Absichten, da er zufällig kurze Zeit vorher mit einem, wie man glaubte, wohlhabenden Kölner Kaufmann Herrn Hecking ein Tabak- und Cigarrengeschäft errichtet hatte; dabei war es dieser jungen Firma hauptsächlich darum zu thun, neben den älteren und berühmteren Konkurrenten, welche den Platz beherrschten, recht bald bekannt zu werden, wozu eine Kundenschaft unter dem Militär allerdings viel beitragen konnte; weshalb ich als geheimer Reisender in der Uniform eines Artillerieunteroffiziers meinen Kameraden diesen Tabak anbot, der dann auch, leider aber häufig auf Kredit reizenden Absatz fand, und war ich dadurch gewissermaßen wieder in die kaufmännische Carrière eingefädelt. Auch hatte ich vom Verkaufe einen bescheidenen Nutzen und da ich mich dieser Handelsverbindung wegen häufig in die Fabrik meines neuen Freundes begab, so fand ich, daß dieser Handelszweig seine angenehmen und mir recht zusagenden Seiten hatte. Es war doch dabei ein interessantes und abwechslungsreiches Treiben, so ganz anders als mit der Elle und Scheere zu hantieren: mit den mächtigen Ballen getrockneter Tabakblätter, die drunten am Rheine ausgeladen und auf Schleifen zu uns gebracht, dann auseinandergelegt und for-

tirt, hierauf theils zu Rauchtobak verschnitten, theils zu Cigarren verarbeitet wurden.

Letzteres interessirte mich in hohem Grade und ich begann es zu lernen. Wie manche Stunde saß ich am Wickeltische, hatte statt der Uniform ein leinenes Wamms an und da ich mir Mühe gab, so brachte ich schon nach drei bis vier Wochen die erste ziemlich anständige Cigarre zusammen, die ich mit einem ganz unbeschreiblichen Behagen rauchte. Da ich mich bei dieser Arbeit recht anständig bewies, auch Talent für das Sortiren des Tabaks, ja für alle Manipulationen der Fabrikation zeigte, so schlug mir Herr Hedding auf Empfehlung meines Freundes Nuthes vor, als Commis mit einem allerdings sehr bescheidenen Gehalte, aber freiem Mittagstisch, in sein Geschäft einzutreten, was ich mit Freuden annahm. Meine Entlassung aus dem Militär besorgte Oheim Röhr, der als ehemaliger Verwaltungsbeamter und Jurist neben seiner Eisenhandlung sich gerne mit verwickelten Prozessen abgab und dadurch, sowie durch sein würdevolles Auftreten als ehemaliger französischer Gardegrenadieroffizier mit der Ehrenlegion Bekanntschaften in den höchsten Civil- und Militärcreisen hatte. Trotz der guten Aussichten, die ich hatte, verließ ich die Kaserne mit wehmüthigem Gefühle und als ich Uniform und Waffen abgab, betrachtete ich die Jahre meiner Dienstzeit als verloren, was aber, wie sich später zeigen wird, doch nicht der Fall war.

Von einem kleinen Vorschusse, den ich von Hedding erhielt, schaffte ich mir einen bescheidenen Civilanzug an, mietete ein kleines Zimmerchen und will das unendlich behagliche Gefühl nicht verschweigen, das mich bewegte, als ich mich zum erstenmale nach langen Jahren wieder als alleiniger Bewohner zwischen vier anständigen Wänden sah; auch lernte ich bei Hedding ein geregelttes Hauswesen kennen; er hatte, da er Junggeselle war, eine Haushälterin, die vortrefflich kochte, auch war sein Keller

gut besetzt und als wieder einmal die Carnevalszeit erschien, erhielt ich für gutes Verhalten eine kleine Zulage, besuchte zum erstenmal die große Gefassenversammlung, setzte die bunte Schellenkappe auf und sang bei einer Flasche geringsten Rheinweins all' die lustigen Lieder mit, welche auf Vorschlag des Carnevalspräsidenten von dem Orchester intonirt wurden. Zum Rosenmontage schlug Anthes vor, daß wir uns an dem großen Maskenzuge theilnehmen, wozu uns Herr Hecking sein Pferd und Tilbury lieh. Letzteres wurde mit einer gewaltigen Narrenkappe, die ich aus Pappdeckel und buntem Papier angefertigt hatte und mit unzähligen Glöckchen behing, überspannt. Hoch auf der Spitze stand ein riesiger Hanswurst, der auf einen Zug der betreffenden Schnur Arme und Füße bewegte, was außerordentliches Vergnügen beim Publikum verursachte. Anthes hatte sich als kölnischer Bauer verkleidet und ich mich als Bäuerin, wozu ich Alles, was nöthig war, von der Haushälterin erhielt. So tollten wir den Tag hindurch mit durch die Straßen und Abends besuchte ich den Gürzenichball, weniger um dort zu tanzen oder gar zu intrigüiren, sondern um von einem stillen Platze aus das höchst interessante Maskengewühl an mir vorbeiziehen zu lassen, damals noch unbewußt Studien für spätere unsterbliche Werke machend.

Wenn ich nicht irre, war es jener Ballabend, wo eine bekannte geschlossene Gesellschaft „zum Hahnen“, bei der sich manche von den ersten Kölner Kaufleuten befanden, im Saale umher verdeckte Käfige hatten aufhängen lassen, in welchen sich Embleme jener Gesellschaft, große ausgewachsene Hähne befanden, die nach Mitternacht auf einmal enthüllt wurden und nun ein langandauerndes Krähen begannen; auch sonst fiel allerlei Ergötzliches vor, die Lust war berauschend und allgemein, und als ich nach Hause zog, schlossen sich auch draußen bei der Morgendämmerung zahlreiche Hähne jenem Krähkonzerte an.

Was nun die Fabrikation und den Verkauf unserer Waare anbelangte, bemerkte ich bald, obwohl man mir keinen vollen Einblick in die Geschäfte gestattete, daß nicht Alles auf's Wünschenwertheste ging und Anthes gestand mir auch auf meine Frage, daß Herr Hecking mit einem viel zu kleinen Kapital angefangen, auch nicht die richtige Arbeitskraft sei, um die Fabrik emporzubringen und über Wasser zu halten. Er war häufig abwesend, besuchte seinen Club und seine Gesellschaften, ritt und fuhr spaziren, und wenn Anthes auch im Stande war, das Geschäftliche allein und somit besser zu führen, so konnte er doch nicht die fehlenden Fonds herbeischaffen. Es war traurig mit anzusehen, wie darauf Alles nach und nach in's Stocken kam, wie uns zuerst die besten Arbeiter verließen, wie keine Tabaksballen mehr herbeigeführt wurden, wie sich der Prinzipal immer seltener blicken ließ, endlich eines schönen Tages ganz weg blieb, auch die Haushälterin verschwand, und wie dann das Geschäft geschlossen wurde, worauf auch wir beide die Hütte nahmen und davon gingen. Mein Freund machte sich übrigens nicht viel daraus; er hatte schon längst daran gedacht und auch Schritte gethan, in seiner Vaterstadt Hamburg ein eigenes Cigarrengeschäft zu gründen, was er nun in's Werk setzte. Er heirathete alsdann meine Cousine und lebt heute noch in Hamburg als geachteter Mann und vielfacher Familienvater zufrieden im Kreise der Seinigen.

Mir war die nun plötzlich wieder errungene Freiheit minder behaglich, und ich erinnere mich wohl, daß ich ziemlich betrübt an den Ufern des Rheines spazierte und bewegt jener Zeit gedachte, wo ich der Ankunft und der Abfahrt des Dampfers „Stadt Mainz“ beigewohnt hatte; und auch jetzt wie damals zog es mich gewaltig den Rhein aufwärts, weshalb ich sehnsuchtsvoll dem Treiben der Passagiere, die sich nach Bonn und Koblenz einschiffen, zuschaute.



Da wurde ich plötzlich vom Bordrtheil eines Dampfers angerufen, und als ich ausblickte, sah ich Ellendorf, der mir eifrig winkte, in Civilkleidung bei einem andern Herrn stehend.

„Hast du nicht ein paar Tage Zeit?“ rief er, als ich näher gekommen war. — „Wozu?“ — „Um eine Partie an die Har mitzumachen.“ — „Zeit wohl, zu Vergnügungsreisen aber“ — hier machte ich die gewisse Daumenbewegung. — „Das ist Nebensache, unser ehemaliger Kamerad Wanderfeld hat mich eingeladen zu ihm zu kommen und gebeten, irgend jemand Lustigen mitzubringen; auch steht hier Lauffs, der sich freut, deine Bekanntschaft zu machen, den wir in Oberwinter gleichfalls einen Tag bekneipen wollen.“ Lauffs machte dazu eine recht einladende Pantomime, doch entgegnete ich achselzuckend: „Ich kann doch nicht mit, wie ich hier gehe und stehe.“ — „Und warum nicht? Lauf in den nächsten Laden und kaufe dir eine Zahnbürste, das Uebrige wird sich alles finden.“

So ließ ich mich denn, wie man zu sagen pflegt, an einem seidenen Faden heranziehen, und nachdem ich gethan, wie mir Ellendorf in Betreff des nothwendigen Toilettestückes gerathen, ging ich auf's Schiff, kaufte mir aber selbst mein Billet, natürlicherweise dritter Klasse auf dem Berdeck, und dann kam es mir förmlich wie ein Märchen vor, daß ich, der vor einer halben Stunde noch an nichts weniger als an Reisen gedacht, nun auf einmal die gute Stadt Köln an mir vorübergleiten und hinter uns zurückbleiben sah.

Lauffs, der Sohn des Pfarrers von Oberwinter — er war bei unserer Batterie vor meiner Zeit gewesen — empfing mich bestens und wiederholte seine Einladung auf's Freundlichste, und Ellendorf, der sich in einer stattlichen Civilkleidung befand, erzählte mir, daß er in seiner Heimath Westfalen Gelder flüssig gemacht und nun im Begriffe sei, sich medizinischer Studien halber auf die Universität Marburg zu begeben. Vorher aber

wollte er an der Nar noch einmal angenehme Erinnerungen wachrufen.

So dampften wir, nicht ohne blinkenden Rheinwein im grünen Römer, aufwärts und ich will gestehen, daß ich mich ganz glücklich fühlte. War ich doch unverhofft zu einer Reise gekommen, nach der ich mich schon lange gesehnt, zu einer Tour in's Siebengebirge, sollte Bonn sehen, Godesberg und Drachensfels, die Wolfenburg, Rolandsöck mit dem Fensterbogen des getreuen Ritters, und Nonnenwerth:

„Wo das Kloster aus der Mitte  
Düstrer Linden sah —“

als hochinteressante Orte, die ich aus Gedichten, Erzählungen und Bildern kannte, ein für mich, der ich auch Spieß und Kramer gelesen, in mannigfacher Beziehung klassischer Boden.

Wir legten nun an der Universitätsstadt Bonn an, wo ich zum erstenmal lebendige Studenten mit ihren bunten Mützen, kurzen Sammtrocken, manche mit hohen Stiefeln, alle mit farbigen Bändern, sah. Dann erschienen vor uns schimmernd in Duft und Abendroth die malerischen Siebenberge, dann dampften wir, ich unbeschreiblich glücklich, an der steilen Wand des Drachensfelsens vorüber, wo ich mir gläubig die Höhle des Jungfrauen verschlingenden Ungehensers zeigen ließ, sah nun wirklich Rolandsöck auf dem Berge vor uns, mitten im Rhein das Kloster zwischen den grünen Bäumen, und als von dort die Abendglocke klang, saßen wir im Garten des stillen Pfarrhauses von Oberwinter, eifrigst mit einer Bowle duftigen Maitrankes beschäftigt.

Unvergesslich schöner Abend! Unbeschreiblich herrliche Tage, wo wir das Siebengebirge durchstrichen und den Drachensfels bestiegen, die tief im Walde einsam herrlich gelegene Ruine des Klosters Haysterbach besuchten und eines Abends auf Nonnenwerth so ausgiebig die Klosterweine versuchten, daß uns die aufgehende Sonne sanft entschlummert unter einer Laube fand.

Ueber Remagen zogen wir hinauf an die Mar, um dort bei dem vortrefflichen Freunde Manderfeld in Bodenbach gleichfalls ein paar unvergeßliche Tage zu erleben, wobei ich einen Abend nicht vergessen kann, wo nach tüchtigem Bechen Ellendorf aufgefordert wurde, eines seiner Lieder preiszugeben und zur Erhöhung des Effekts mit seinem Stuhle auf einen trockenen Laub- und Strohhaufen plazirt wurde, der aber tückischerweise und so langsam nachgab, daß der Sänger nicht einmal merkte, wie er bei dem Liede:

„Es blinken drei freundliche Sterne  
In's menschliche Leben hinein,“

langsam rückwärts sank, worauf er mit der Guitarre im Arm sanft entschlummerte.

Endlich mußten wir uns trennen; Ellendorf zog nach Marburg, Lauffs blieb in Oberwinter und ich ging zu Fuß nach Bonn, von wo ich noch an demselben Tage per Dampfer nach Köln zurückkehren wollte. Da führte mir hier der Zufall, als ich am Rhein hinschlenderte, eine bekannte, sogar entfernt verwandte Familie entgegen — einen Herrn Weber mit Frau und Tochter — die ich schon früher in Elberfeld kennen gelernt, auch zuweilen besucht, und die mich dringend baten, einige Tage bei ihnen zu bleiben. Doch war meine Toilette, besonders meine Wäsche, dazu in einer unmöglichen Verfassung und man ließ mich endlich ziehen, nachdem ich das feste Versprechen gegeben hatte, morgen und dann für längere Zeit wieder zu kommen. Auch war inzwischen in Köln meine Zimmermiete abgelaufen und da Anthes unterdessen nichts Passendes für mich gefunden hatte, so saß ich einmal wieder, um mit unserem Batteriechef zu reden, wie der Vogel auf dem Zweige, und hielt ich es für das Klügste, das Wenige, was ich besaß, in ein altes Köfferchen zusammenzupacken, um dann — irgend Etwas zu beginnen, worüber ich mir aber vorläufig auch nicht die geringste Rechen-

schaft zu geben vermochte. Man hatte mir allerdings angeboten, mich in der Tiefe einer Schreibstube zu versenken, auch einen Blick dahinein thun lassen; doch graute es mir davor und es war wohl zu meinem Heile, daß ich im glücklichen Uebermuth der Jugend auf irgend etwas Anderes hoffte, das, wie es im Märchen heißt:

„Daherkäme und mich mitnähme.“

Vorderhand aber folgte ich der Einladung nach Bonn und wurde dort von meinen Verwandten auf's Herzlichste aufgenommen, machte angenehme Bekanntschaften unter deren Freunden und Bekannten, auch in Studentenkreisen, und ward auch hier durch meinen frischen Humor und meine ewig heitere Laune in kurzer Zeit so beliebt, daß ich zahlreiche Einladungen erhielt, hier und dort zu jeder Zeit die Kneipen der Verbindungen zu besuchen, an Whistpartieen, von denen ich nicht die Spur verstand, Theil zu nehmen, Ausflüge aller Art, Landpartieen in's Siebengebirge und weiter mitzumachen, ja mich auch in Kollegien einschwärzen zu lassen, wobei ich mich denn heute noch mit großem Vergnügen einer Reihe von Vorlesungen erinnere, die von vielrenommirten Professoren gehalten wurden.

So verlebte ich dort eine bunte, ja zuweilen wild bewegte Zeit, die aber trotz alledem wahrlich für mich nicht verloren war, denn auch hier habe ich, ohne es zu wollen und zu wissen, im Hörsaale, in der Kneipe und auf dem Fechtboden Studien gemacht, die ich später in den Fall kam, in meinen Geschichten ausgiebig zu verwerthen. Nur wenige der jungen Leute, mit denen ich damals in Berührung kam, habe ich nachher flüchtig wieder gesehen, und von denen, die mich alsdann noch interessirten, nur einen Einzigen, damals einen schönen jungen Mann, dessen Schlafrock von blauem Sammt mir sehr imponirte, den heutigen preußischen Gesandten am Münchener Hofe, Freiherr v. Werthern, welcher im Sommer am Starnbergersee zu leben pfl egt.

Daß ich bei meinem Bonner Aufenthalte recht gedankenlos, ja leichtsinnig in den Tag hineinlebte, will ich durchaus nicht läugnen, wobei meine ohnedies kleine Baarschaft auf ein geringes schwand, ohne daß es mir gelungen wäre, durch schriftliche Anerbietungen nach manchen Seiten hin irgend eine Stelle zu erhalten, doch tröstete ich mich gerne damit, meiner einzigen Schwester Julie, die sich unterdessen in Crefeld gut verheirathet hatte, einen schon längst versprochenen Besuch zu machen, wo es mir alsdann wohl nicht fehlen würde, in der bedeutenden Fabrikstadt mit ihren vielen Sammet- und Seidenetablissemens ein anständiges Unterkommen zu finden. Endlich kam der Tag, wo ich mich von Bonn, von meinen vielen Freunden und Freundinnen losreißen mußte und als ich den Dampfer betreten, sandte ich den Siebenbergen, die ich so häufig in lustiger Gesellschaft durchstreift, einen letzten, recht wehmüthigen Gruß; war es mir doch gerade zu Muth, als hätte ich nun mit der Poesie meines Lebens abgeschlossen, und wie sich dann rheinabwärts die Ufer allmählig immer mehr abflachten, so auch meine Hoffnungen, die, als ich endlich über Düsseldorf und dann zwischen langen, langen Pappelalleen hindurch nach dem stillen Crefeld ging, gleich Null standen.

Mein Schwager Gustav Büschgens war Vorsteher einer der größten Seidefärbereien des damaligen Crefeld, jener des mächtigen und tonangebenden Hauses von der Leyen. Diese hatten zu Anfang des Jahrhunderts in der Nähe von Crefeld ein allerdings ganz kleines Versailles angelegt, wo die Familien der verschiedenen Herren häufig ihren Sommeraufenthalt nahmen. Es war dies ein großes Terrain mit einem prachtvoll herangewachsenen, nach und nach aber recht verwilderten Parke, was indessen der Poesie desselben keinen Eintrag that; rings war er von tiefen Wassergräben umzogen, ja in Schlangenlinien durchschnitten, wodurch Gelegenheit gegeben war, zahlreiche Brücken

und Brückchen, alle mit Geländern in reichster Schmiedearbeit versehen, herzustellen, die meistens zu irgend einer Phantasie des Parkes führten, hier zu einem Rondell, aus mächtigen Bäumen bestehend, in dessen Mitte sich ein Steintisch mit Steinbänken befand, oder wo einstens ein Spielplatz der Kinder gewesen, oder wo noch die Reste einer Ruine oder irgend eines Tempelchens zu sehen waren. Dort führten diese Brücken auf einzelnstehende, im Zopfstile gehaltene Häuschen, meistens aus rothen Backsteinen erbaut, manche noch ganz gut erhalten, andere aber schon so baufällig, daß der Eintritt verboten war. Das Ganze hieß Leyenthal und an der einen Seite des Parkes war in den solideren Gebäuden die Färberei sowie die Wohnung meines Schwagers eingerichtet worden.

Freundlich von diesem und meiner Schwester aufgenommen, wurde ich in einem bescheidenen Stübchen — die ganze Wohnung bestand eigentlich nur aus solchen — untergebracht, und da es Hochsommer war, so nahm ich allsogleich auf meine Art von dem Parke Besitz. Ein alter Rachen diente mir dazu, das Terrain ringsumher zu recognosciren, auch Entdeckungsexpeditionen in's Innere zu machen, hie und da wie ein echter Seefahrer anzulegen und von einem noch unbekanntem Winkel Besitz zu nehmen und alsdann sämmtliche Häuser und Häuschen auf's gründlichste zu untersuchen.

Dabei vergingen mir im raschen Fluge Tage, Wochen, ja Monate, von denen ich, wie eben schon gesagt, die meiste Zeit unter den hohen Bäumen verlebte und dort stundenlang sitzend den Garten selbst mit jenen Gestalten bevölkerte, wie ich sie in einem der baufälligen Häuser auf einer alten Tapete gefunden. Herren in buntpfarbigen Röcken mit Kniehosen und seidenen Strümpfen, mit zierlichen Degen, den Hut unter dem Arme, mit Damen in leuchtenden, bauschigen Toiletten, süß konversirend, während kleine Kinder mit großen schlanken Wind-

hunden spielten und ein dabei stehender, pausbäckiger kohl-schwarzer Mohr auf goldenem Teller Kannen, Gläser und Tassen trug. Abends dagegen, wenn aus dem feuchten Terrain ringsumher dichte Nebel steigen und geheimnißvoll die Baumgruppen umspannen, waren es Elfen und andere Geister, die meine Phantasie auf's Lebhafteste beschäftigten und mich vollständige, oft recht unheimliche Geschichten ausdenken ließen, die mit den zerbrochenen Treppen, den beständig zugeschlossenen Thüren und Fenstern eines der eben erwähnten Häuser, welches vor Alter ganz schief stand, in Zusammenhang gebracht wurden. Freunde und Bekannte hatte ich so gut wie gar keine, war deshalb auf mich selbst angewiesen, sowie auf die kleine Bibliothek meines Schwagers. Ich las Alles durch, was ich darin fand, manche Sache zwei-, dreimal, sowie die Historien von Weisflog, die mich ganz außerordentlich interessirten. Auch von Schiller, Goethe, Shakespeare wurde Vieles gelesen, leider häufig Alles durcheinander, und wenn ich dann meinen abendlichen Spaziergang machte, weit über den Park hinaus, wo am fernen Horizonte der holländischen Ebene die Sonne in phantastischer Gluth hinter Wolken untergegangen war, so erschienen mir auf dem goldigen Himmel in jenen Wolkengebilden die Gestalten der verschiedenen Könige, Helden und Geister, die in meinem Kopfe umherspukten, oder ich überließ mich auch wohl, auf dem Boden ausgestreckt, einer unaussprechlichen Sehnsucht nach unsagbar Schönem, das dort hinter dem Horizonte nur darauf warte, von mir erreicht und erfaßt zu werden.

Von den neuen Erzeugnissen der Literatur las ich nur Mellstab's 1812 und mit solchem Interesse, daß ich, um mir die glücklichen Gefühle des Autors nach Beendigung eines solchen Werkes richtig vorstellen zu können, die letzte Seite auf ein Papier abschrieb, als wenn ich selbst dieser glückliche Verfasser wäre.

Auch schien es mir eines Versuches nicht unwerth, wieder

einmal selbst ein bißchen zu schriftstellern, wobei es mir übrigens nicht im entferntesten einfiel, meine Militärerlebnisse oder dergleichen niederzuschreiben. Das kam mir viel zu prosaisch und und hausbacken vor, als daß es nur irgend eine Menschenseele hätte interessieren können, woran mir doch sehr gelegen war. Denn ich beabsichtigte nicht nur zu meinem Vergnügen zu schreiben, sondern ich wollte gedruckt und honorirt werden. Letzteres noch ganz besonders deswegen, um aus meiner recht abhängig und dadurch unbehaglich gewordenen Stellung im Hause meines Schwagers herauszukommen; meine Schwester that für mich wohl Alles, was in ihren Kräften stand; aber bei ihrer jungen Haushaltung, die jährlich durch Zuwachs gesegnet wurde, und bei dem nicht übermäßigen Einkommen meines Schwagers vermochte sie nicht viel mehr zu thun, als daß ich bei ihr lebte, nachdem sich mein Schwager lange vergeblich bemüht, mir eine Stelle zu verschaffen.

Indessen war es ein Glück für mich zu nennen, daß ich damals nicht auf den Einfall kam, jene Soldatengeschichten im Frieden zu schreiben, die später so großen Erfolg hatten. Wer weiß, ob sie mir nur halb so gut gelungen und ob sie nicht vielleicht spurlos verschwunden wären, und selbst wenn sie ein gleiches Aussehen erregt hätten, wäre ich wohl hiedurch an Crefeld gefesselt geblieben und wäre nicht gerade dadurch, daß ich sie in Stuttgart schrieb, der entscheidende Umschwung in meinem Leben eingetreten.

So verfaßte ich denn natürlich zuerst ein großes Trauerspiel in fünf Akten „Der Ring“, frei nach Shakespeare, mit der ganz kleinen Anlehnung an des großen Britten Macbeth, daß bei mir gleichfalls drei Hexen, die den verhängnißvollen Ring weihen, das Stück eröffnen, ja wenn ich mich recht entsinne, so hatte eine derselben sogar die Frechheit, dies mit den Worten zu thun:



„Wann kommen wir uns wieder entgegen,  
In Wind, in Sonnenschein oder Regen?“

worauf die zweite mit einem leichten Anklange an Goethe zur Antwort gab:

„Sobald die herrliche Walspurgisnacht  
Mit allen Geistern neu erwacht.“

Furchtbar schöner Gedanke! — und so ging es durch das ganze Stück, in welchem bis über die Knöchel in Blut und Graus gewatet wurde, und wo, glaube ich, schließlich die Geister sämtlicher Erschlagenen in dem Ringe, der sich zum glühenden Kreise ausgedehnt hatte, einen höllischen Rundtanz hielten.

Fertig ist dieses Werk allerdings geworden, es wurde aber dann von mir recht betrübt auf die Seite gelegt, da ich verständig genug war, um beim Durchlesen zu fühlen, daß Goethe und Shakespeare alles das einigermaßen besser gesagt hatten.

Dann erbat ich mir von meinem Schwager neues Papier, denn solches kaufen zu können, davon war bei mir schon längst keine Rede mehr. Ich schnitt es in ein großes Oktav, stellte durch Bleistiftstriche einen breiten Rand her, in den ich schreiben wollte, damit es wie eine gedruckte Seite aussähe, was, wie ich dachte, für den betreffenden Buchhändler bestechend sein würde. Die Geschichte, die ich nun wirklich schrieb, war ganz à la Weisflog und hatte ich mich in derselben sehr an dieses Autors Epos, der Zwiebeln- und Mückenkönig gewärmt. Es begann mit einem Familienleben allerkleinsten Zwerge, dies aber ganz nach eigener Erfindung, welche unter großen Alkanthusblättern wohnten, die ich irgendwo im Garten gesehen; Pilze dienten ihnen als Hüte oder Sonnenschirme, und so viel ich mich entsinne, webten sie einen Zaubergürtel, der den Besitzer befähigte, von aller Welt geliebt zu werden.

Auch dieses Werk wurde fertig geschrieben, selbst nach mehrmaligem Lesen nicht nur für einen kolossalen Fortschritt gegen-

über dem „Ringe“ gehalten, sondern für druckwürdig befunden und deshalb unter meinem Namen an den Buchhändler Mayer nach Aachen gesandt.

Mit meinem Vater, der kleine Broschüren, sowie auch jenes Charadenbuch, dessen ich erwähnt, bei ihm verlegte, hatte ich ihn als Kind öfters besucht und da er mich häufig freundlich am Kopfe gepätschelt, so setzte ich als junger angehender Schriftsteller mein volles Vertrauen in ihn. Leider ohne den gewünschten Erfolg; denn mein Werk kam einige Wochen später als gänzlich unbrauchbar unfrankirt an mich zurück.

Doch hatte sich zu gleicher Zeit die Aussicht auf eine Stelle für mich eröffnet, weshalb ich mir aus dieser Abweisung durchaus nichts machte, ja nun selbst meine Schreibernen als das, was sie auch in der That waren, als eine gänzlich unnütze Zeitverschwendung ansah und meine sämtlichen literarischen Versuche den Flammen opferte, mit dem festen Vorsatz, mich in meiner neuen Stellung nie mehr mit solchen Dingen zu beschäftigen.

Das Haus mit der Firma „Gebrüder Brüning,“ in welches ich eintreten sollte — ein Kommissions- und Agenturgeschäft in roher Seide — wurde von zwei Brüdern in der Weise geführt, daß der eine die Geschäfte in Crefeld, der andere die in Elberfeld besorgte; und für den Letzteren war ich engagirt worden, mit freier Wohnung, Kost im Hause und einem kleinen Vorschusse, um meine Toilette nothdürftig wiederherzustellen.

So ging ich denn im Sommer 1836 abermals nach Elberfeld; doch ist dieses Gehen nicht wörtlich zu verstehen, denn ich fuhr dieses Mal mit dem Postwagen, auch war meine Toilette ganz anständig und so machte ich denn mit meinem offenen, frischen und heiteren Aeußern einen vortheilhaften Eindruck auf meinen neuen Prinzipal und dessen Frau. Es war ein kinderloses Paar und galt, sowie das Handlungshaus, dem der Prinzipal

vorstand, für mehr als wohlhabend. Sie bewohnten ein schönes großes Haus, die Börsenhalle genannt, weil sich in demselben ein großer Saal befand, in dem an gewissen Tagen kaufmännische Geschäfte, besonders im Handel mit roher Seide abgemacht wurden, doch war die Börsenhalle zu gleicher Zeit eine geschlossene Gesellschaft mit Lese- und Billardzimmer, wo sich die Mitglieder täglich, am Samstag aber in zahlreicher Menge versammelten. Die Restauration, welche vortrefflich war, wurde unter Aufsicht der Frau vom Hause durch eine Haushälterin und eine Köchin besorgt; auch war neben der stets gut besetzten Speisefarte ein wohlversehener Weinkeller da und mithin auch für meine persönlichen Bedürfnisse auf's Beste gesorgt.

Da ich mich mit Eifer in die Geschäfte warf, besonders bemüht war, die Eigenthümlichkeit unserer Waare, der rohen Seide, kennen zu lernen und sie nach Feinheit des Fadens und ihren sonstigen Eigenschaften abzuschätzen, mich auch recht gerne im Lesezimmer der Börsenhalle nützlich machte, dort Zeitungen sortirte und einheftete, auch einen Katalog der Bibliothek entwarf, so stand ich bald mit Prinzipal und Prinzipalin auf ganz vortrefflichem Fuße, und letztere, für die ich nach den oft langweiligen Stunden ihres früheren Alleinseins ein unterhaltendes Element war, sorgte für mich, wie es nur eine Mutter thun konnte, so daß ich mich fast als Kind des Hauses betrachten durfte.

Wie ich noch wenige Jahre zuvor durchaus keinen Begriff von Poesie und Literatur hatte, so noch weniger von Politik und dem, was sich überhaupt in der Welt begab; und so war auch in dieser Richtung das Lesezimmer mit seinen Schätzen an Zeitungen, Broschüren, Journalen und Büchern für mich eine Fundgrube, in der ich auf's Eifrigste nach Belehrung suchte. Stundenlang, an Sonn- und Feiertagen oft bis Abends, saß ich dort und las, und je mehr ich fühlte, wie unwissend ich noch sei, um so mehr suchte ich mich, wenn auch leider oft sehr ober-

flächlich und auf die primitivste Art zu belehren, doch blieb bei meinem vortrefflichen Gedächtniß stets irgend Etwas hängen; auch war ich durchaus nicht schüchtern, mir durch unablässiges Fragen weiter zu helfen. Bis zu den Poesien der neuesten Zeit war ich indessen noch lange nicht gedrungen, als eines Sonntags Morgens ein anderer junger Kaufmann, mit dem ich Billard spielte, mich an die Glashüre zog, die zum Lesezimmer führte und dort auf einen Herrn deutend sagte: „Da sitzt Freiligrath.“ — Ich schaute ihn fragend an. „Wie? Sie wissen nicht, wer Freiligrath ist?“ Nun hatte ich allerdings diesen kuriosen Namen im Morgenblatt gelesen, ohne aber den Versen, unter welchen er stand, Aufmerksamkeit zu schenken, schämte mich aber doch meiner Unwissenheit und fing an noch eifriger zu studiren und auch Gedichte zu lesen. Ach und mit welchem Genuße ich nun bald auch die Freiligrath'schen verschlang, las und wieder las, vermag ich nicht zu beschreiben!

Ehe ich ihn aber, vielleicht ein Jahr später, selbst kennen lernte, hatte ich noch eine schwere und sehr unangenehme Zeit zu durchleben; denn eines Morgens — ich hatte schon längst bemerkt, daß mein Prinzipal mit sehr Unangenehmem beschäftigt war und daß dessen Frau, sonst heiter und mittheilbar, gedrückt und traurig umherschlich, oh, ich erinnere mich, als ob das erst gestern geschehen wäre — reichte er mir über den Pult ein Schreiben, indem er mit gefurchter Stirne sagte: „Lesen Sie es aufmerksam durch.“ Unwillkürlich fiel mir Aehnliches ein, wie ich es bereits während meiner Lehrzeit erlebt hatte und wo es sich um jene gewisse Epistel an meinen Vormund handelte; doch hatte ich diesmal wahrlich keine Gelegenheit gegeben, sah auch nach der ersten Zeile, daß ich mich geirrt; doch war das, was ich las, noch betrübender.

Mein Prinzipal schrieb an den Präsidenten der Handelskammer, daß er nach jahrelangem, mühseligem Kämpfen und

Ringen augenblicklich außer Stande sei, seinen Verpflichtungen nachzukommen und er sich als insolvent erklären müsse.

Ein harter Schlag für die beiden alten Leute und begreiflicherweise auch für mich, der ich nun voraussichtlich wieder vom Zweige in die weite Welt hinauspfleifen konnte.

Doch sollte es für mich so schlimm nicht kommen; denn wenn auch das Fiskissement ausbrach, wobei sich indessen, zur Ehre meines Prinzipals gesagt, Alles in musterhafter Ordnung befand und der Prozentsatz des Verlustes für die Gläubiger nur ein äußerst geringer war, der, wie ich glaube, später noch ganz gedeckt worden ist, so blieb ich doch vorläufig noch für Monate im Hause, um bei der Liquidation thätig zu sein, und erhielt dann durch Vermittlung meines Prinzipals eine Stelle in dem benachbarten Barmen und, wie es mir damals schien, mit einer Standeserhöhung, denn ich wurde Reisender für ein noch ganz junges Geschäft in Färberseife und italienischem Baumwoll für Tuchfabriken.

Mein neuer Prinzipal, Herr Dahl, spekulierte bei zu erwerbenden Kundschaften der großen Tuchfabriken und Färbereien in Aachen und Birtscheid auf die dortigen Bekannten meines Vaters, um einen älteren und bedeutenderen Konkurrenten auszustechen. Das gelang mir anfangs recht gut und in manchen Häusern, wo man sich meiner aus den Knabenjahren her noch erinnerte, gab man mir deshalb Aufträge, die aber selten zu Nachbestellungen führten, auch wohl, ehe sie effectuirt werden konnten, wieder abgelehnt wurden. Auch will ich nicht verschweigen, daß ich nach der zarten, liebenswürdigen, weichenduftenden Seide, für die grobe Fabriksseife und das ranzige Gallipoliöl keine Sympathie empfand; doch war der Hauptgrund meines abermaligen Geschäftswechsels, daß mich Herr Brüning, der unterdessen Agenturen für rohe Seide wieder erhalten hatte, in sein Haus zurückrief.

Uebrigens war mein Aufenthalt in Barmen für mich insofern nicht ohne Nutzen gewesen, als ich dort mit Freiligrath bekannt und innig befreundet wurde und durch ihn eine Menge fähiger, talentvoller, junger Leute kennen lernte. Sie hatten ihren wöchentlichen, geselligen Zusammenkünften den Namen „Freiligrathverein“ gegeben und hier wurden dramatische Werke, besonders von Goethe, Schiller und Shakespeare mit vertheilten Rollen gelesen.

Was mich betrifft, so hatte ich bis jetzt im Vorlesen nie etwas zu leisten vermocht. Ich ging, sobald mich die Sache interessirte, zu energisch, ja leidenschaftlich in's Zeug und überhaspelte mich schließlich häufig so, daß ich nicht weiter konnte und ganz undeutlich wurde. Hier nun nahm ich mich zusammen, um den meistens komischen Rollen, die mir zugetheilt wurden, vor solcher Gesellschaft gerecht zu werden, und erinnere mich noch, daß ich zum Beispiel die Rolle des Hofmarschalls Kalb in „Kabale und Liebe“ so las, daß die Andern vor Lachen nicht weiter konnten und ebenfalls galt mein „Falstaff“ für eine ganz heitere Leistung, natürlich aber war der Maßstab, den wir anlegten, ein bescheidener, und würde irgend ein gewähltes Auditorium schwerlich durch uns befriedigt worden sein. Nach der Vorlesung folgte ein lustiges Mahl, das meistens bis spät in die Nacht dauerte. Von all den meist liebenswürdigen Freunden, aus denen jener Freiligrathverein bestand, habe ich außer Freiligrath nach Jahren nur einen Einzigen, den mir am wenigst sympathischen, wiedergesehen. Zwei Andere, ein Arzt, Doktor Rohl, und ein junger Kaufmann Zulauf wanderten in Folge getäuschter Hoffnungen des achtundvierziger Jahres nach Texas aus; ein Dritter, Polizeikommissär Gutsteiner, der das für einen preussischen Beamten unverzeihliche Verbrechen begangen hatte, mit freisinnigen jungen Leuten umzugehen, wurde in Folge davon von Barmen weggemessregelt, verkümmerte und starb früh,

und ein vierter endlich, der Einzige unseres Kreises, der kleine literarische Erfolge aufzuweisen hatte, Hermann Büttmann, Redakteur der Barmner Zeitung, entwich, um Verfolgungen zu entgehen, in die Schweiz, durfte aber später nach Deutschland zurückkehren, war eine Zeit lang Redakteur des *Jeuilletons* der Kölnischen Zeitung und wanderte später mit seiner Familie nach Australien aus, wo er vor zwei Jahren als Herausgeber einer deutschen Zeitung in Melbourne starb.

Damals, wo die Censur in Preußen noch in so schöner Blüthe stand, daß ich sogar eines Tages gewarnt wurde, weil ich auf einer kleinen lithographischen Handpresse meines Prinzipals, Herrn Brüning, Weinetiketten ohne polizeiliche Erlaubniß gedruckt, reizte es uns, den strengen Preßverböten entgegenzuwirken, weshalb wir ein fliegendes Blatt gründeten, die „diabolische Kneipzeitung“ mit dem Beiblatt „der Katzenjammer,“ das vermittelst Ueberdruck allerdings nur in wenigen Exemplaren abgezogen wurde; doch erschienen nur vier bis sechs Nummern, da der Drucker, ein uns freundlich geneigter Lithograph, fast in einen bösen Konflikt mit der Behörde gerathen wäre.

Eines der Mitglieder unseres Vereines war auch der Buchhändler Langewiesche in Barmen, bei dem Freiligrath wohnte, und übernahm Lekturer, wie bekannt, die Herausgabe des malerischen und romantischen Westfalen, im Verlag von Langewiesche, und zog eines Morgens nach der rothen Erde ab, von vielen seiner Bekannten und Freunden, worunter auch ich mich befand, bis nach Siegburg, dem Schlosse Wittfelds, begleitet. Dort feierten wir ein solennes Abschiedsfeft und entließen den theuren Freund, dem es vergönnt war, frei in die Welt hinauszuziehen, mit den besten Glück- und Segenswünschen.

Doeh hatte er sich eine Arbeit aufgeladen, die ihm, dem Poeten, nicht gelingen mochte, deren Last ihn drückte und die er nach kurzer Zeit auf die Schultern seines Freundes Levin

Schücking warf; ein paar herrliche Gedichte hatte Freiligrath zur Einleitung geliefert und die Briefe, die er an Freunde auf dieser Reise in Westfalen schrieb, sind in ihrer Art außerordentlich schön, doch konnte es ihm nicht gelingen, das bisweilen so langweilige Feld der Prosa zu ackern und statt, wie es sein Verleger und auch wohl der Leser wünschte, geradlinige Furchen zu ziehen, spähete er nach poetischen Stoffen in Wald und Flur und entschlüpfte endlich dem ihm unbequemen Joche, indem er an den Rhein zog und sich in Unkel, wo ich ihn später wieder traf, niederließ.

Wenn auch, wie oben schon erzählt, mein Prinzipal, Herr Brüning seine Geschäfte im kleinen Maßstabe wieder aufgenommen hatte, so war doch gerade deshalb für mich keine dauernde und lohnende Beschäftigung mehr bei ihm zu finden, weshalb ich mich nach einer anderen Stellung umsah, wobei es mir ein paarmal begegnete, daß Prinzipale, die sonst an meiner Persönlichkeit oder dem, was ich leisten konnte, nichts auszusetzen hatten, Anstoß daran nahmen, daß ein paar Geschäfte, in denen ich thätig gewesen war, fallirt oder liquidirt hatten und das für ein böses Omen ansehen wollten.

Aufrichtig gesagt war mir selbst dadurch der Handelsstand, für den ich nie eine große Vorliebe gehabt, ganz zuwider geworden; ich will auch gestehen, daß mein Umgang mit den oben erwähnten jungen Leuten, unsere bisweiligen literarischen Beschäftigungen mich vollständig von Haupt- und Kassa buch abzogen. Freiligrath hatte mir beim Weggehen ein kleines Stehpult geschenkt, worauf er selbst häufig gearbeitet hatte und wer weiß, ob dieses nicht mit Schuld daran war, daß ich mir eines Tages wieder Feder und Papier kaufte und eine kleine humoristische Skizze anfang, die erste, von der ich später Einiges brauchen konnte. Sie war aus dem kaufmännischen Reiseleben, wo ein junger Mann sich seinen Kunden vorstellt: „Ich heiße Specht



— mein Name ist Specht — ich reise in Indigo — in blauem Indigo.“ Fertig ist diese Skizze allerdings nie geworden, doch begann ich in Folge dieser Arbeit kleine Entwürfe zu machen, ja flüchtige Erinnerungen aus meinem Soldatenleben im Frieden niederzuschreiben, die einem meiner damaligen Freunde, dem Buchhändler Rudolph Neuburg, so gefielen, daß er, der übrigens ein äußerst lebhafter, ja excentrischer junger Mann war, mich hoch und theuer beschwor, dem Handelsstande vollständig Lebewohl zu sagen und mich der Schriftstellerei zuzuwenden. Es war dies allerdings ein leicht hingeworfener Rath, den ich aber, auch leicht hin, zu befolgen beschloß.

Vielleicht kann ich zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich selbst, allerdings noch sehr im Unbewußten, etwas von dem ahnte, was in mir versteckt lag, und wurde das gänzliche Loslassen meiner bisherigen Verhältnisse für mich zum Heile:

Denn es riß mich unter gewaltigen gefährlichen Strömungen  
„nach oben.“

Auch hatten sich meine Verhältnisse leider so gestaltet, daß ich mit meinen zahlreichen Gläubigern nur durch einen Saldo-vortrag zu ihren Gunsten, auf dem Papiere natürlich, abzurechnen vermochte, wobei ich mir und ihnen allerdings feierlich gelobte, später sämmtlichen Forderungen, soweit ich dazu im Stande sein würde, gerecht zu werden, und darf ich hinzu-fügen, daß ich ihnen auch nach nicht zu langer Zeit gerecht geworden bin.

Mein Freund Neuburg, der in der Buchhandlung von Langewiesche beschäftigt war, hatte eine Stelle bei dem Buchhändler Paul Neß in Stuttgart erhalten, und was war natürlicher, als daß er mich dringend einlud, ihn dorthin, als an einen der bedeutendsten Sitze des deutschen Buchhandels, zu begleiten. „Dort,“ sagte er, „findest du Journale genug, die deine kleinen Arbeiten gerne aufnehmen werden, dort ist überhaupt

ein literarisches Leben, du kannst nützliche Bekanntschaften machen, vielleicht sogar Johann Georg Cotta kennen lernen, dort gibt es reiche Bibliotheken, ein vortreffliches Theater und eine reizende Gegend an den Ufern des Neckars, wo sich äußerst billig leben läßt und der Gulden so viel als hier der Thaler gilt.“

„Abgemacht, wir reisen zusammen!“ — und so fuhren wir an einem ausnahmsweise heiteren Apriltage aus Elberfeld nach Köln, bestiegen dort Abends das aufwärts gehende Dampfboot und landeten früh gegen fünf Uhr in Unkel, wo wir Freiligrath besuchen wollten. Es war ein heller, fast heißer Morgen, das Siebengebirge erglühete herrlich im Strahle der aufgehenden Sonne, von drüben schaute der Rolandsbogen ernst herüber, langsam und majestätisch umschloß der leuchtende Strom Insel und Kloster Nonnenwerth und ich schwelgte heiter, fast glücklich in den Erinnerungen an vergangene Tage. Alles, was mich gedrückt, hatte ich hinter mir gelassen, ich athmete frisch und fröhlich auf und war im leichten Sinn der Jugend von dem seligen Gedanken erfüllt, einer besseren Zukunft entgegen zu gehen.

Wie wir durch den Fährmann, der uns vom Dampfer herübergebracht, erfahren hatten, wohnte Freiligrath dicht am Rhein in einem stattlichen Hause, durch einen Thorbogen von dem dazugehörigen Garten getrennt, und da es noch zu früh war, um den Freund in seiner Ruhe zu stören, so drangen wir in diesen Garten, um dort in einer schon vollkommen grünen Niederlaube auf dem Tische ein großes Glas weißen Wein zu finden, in dem sich ein Busch Feldblumen befand, außerordentlich bezeichnend für ein lustiges, poetisches Rheinlandleben, wie es mir noch erinnerlich war.

Freiligrath empfing uns herzlichst und wir fanden dort einen jungen Studenten aus Bonn — Dralle — der, eine äußerst leichtlebige Natur, später gleichfalls nach Stuttgart kam,

dort „Viktor Hugo“ übersezte, sich nebenbei durch allerlei lustige Streiche bekannt machte und endlich nach London ging, wo er heute noch als solider Familienvater im Kreise der Seinigen lebt. Dralle lag im Wohnzimmer Freiligrath's auf einer Matratze am Boden, rings von Bücherhaufen umgeben, nicht etwa für ihn zum Studium, sondern es war Freiligrath's Bibliothek, die dieser gerade zu ordnen und aufzustellen im Begriffe war.

Auch wir fanden in gleicher Art Platz für einige Tage, die wir zu Fußpartieen in die Umgegend benutzten, um Abends am Ufer des Rheines unter der oben erwähnten Fliederlaube eine lustige Maitrantbowle zu trinken. Dann schlug die Trennungsstunde, ein aufwärtsgehender Dampfer entführte uns dem lange nachschauenden und nachwinkenden Freunde, und wir fuhren stromaufwärts bis Mannheim, von wo wir mit der Retourlegenheit eines Lohnkutschers über Karlsruhe nach Stuttgart reisten. Auf der ersten Hälfte dieses Weges leisteten uns ein paar hübsche junge Mädchen Gesellschaft, die Töchter eines Försters vom badischen Schwarzwalde, was ich hier nur erwähne, weil ich vermuthe, mein guter Freund Rudolph habe unterwegs, ohne daß ich es gemerkt, ein kleines freundschaftliches-Verhältniß mit einer derselben angeknüpft, denn nach langen, langen Jahren erhielt ich von einer unserer damaligen Reisebegleiterinnen eine Anfrage nach ihm, den aber damals schon die kühle Erde deckte.

Bemerkenswerther aber als diese Begegnung waren unsere Reisebegleiter bis Stuttgart, die sich in Karlsruhe am frühen Morgen zur Abfahrt vor dem kleinen Gasthose zusammen fanden, zwei junge Leute, allerdings älter als wir, die den Rücksiß einnahmen, da wir schon vom vorhergehenden Tag im Besitze der Lohnkutsche gewesen waren. Der Eine, still und bescheiden, einfach gekleidet, sprach im badischen Dialekt, das heißt, er antwortete ziemlich kurz auf die an ihn gestellten Fragen, während

der Andere, der mit einer gewissen schätzbaren Eleganz gekleidet war, an den Füßen hohe Stiefel, auf dem Kopfe einen weichen Filzhut von gar seltsamer Form trug; sogleich nach der Abfahrt hatte er den Gesprächsfaden in die Hand genommen, sich nach dem Ziele und Zweck unserer Reise erkundigt, um hierauf mit ungemein geläufiger Zunge einen Abriss seines eigenen Lebens zu geben. Er war Schauspieler, Künstler ersten Ranges, wie er sagte, Charakterdarsteller, und begab sich nach Stuttgart, wo unter Theodor Dörings Leitung ein königliches Sommertheater in Cannstatt entstehen sollte, bei dem er Engagement zu finden hoffte. — „Dauerndes Engagement, später an der Hofbühne selbst“ — setzte er mit erhobenem Kopfe hinzu, „sobald man sich erst von dem überzeugt haben wird, was ich zu leisten im Stande bin.“

Von diesen Leistungen ließ er uns unterwegs beim Füttern der Menschen und Pferde bereitwillig Einiges hören und sehen, was bei mir, der ich das Theater überhaupt nur ein paarmal in meinem Leben besucht, von erstaunlicher Wirkung war. Er deklamirte Wallenstein's Monolog:

„Es gibt im Menschenleben Augenblicke,“

mit rollenden Augen, wüthender Geberde und dröhnender Stimme, die aber am Schlusse, wo man:

„Roß und Reiter niemals wiederjah!“

zu einem leisen, kaum vernehmbaren Flüstern herabsank. Dazu trug er über die Schulter ein kurzes Mäntelchen, blau mit rothem Futter, in das er sich malerisch zu drapiren verstand, jetzt als Herzog von Friedland, wobei ihm sein Stock als Schwert diente, und gleich darauf, indem er das scharlachene Futter auswärt's wandte, eine rothe Hahnenfeder, die er in der Tasche hatte, auf den Hut steckte, als Mephisto „mit langem, spitzem Degen, das Mäntelchen von starrer Seide.“

So fuhren und gingen wir unseres Weges, erstaunt über die Vielseitigkeit unseres Reisegefährten und überzeugt, daß wir seinen Namen schon in den nächsten Tagen hinter einer glänzenden Rolle auf dem Hoftheaterzettel lesen würden; er, freundlich und herablassend, gab uns jungen Leuten, die wir in die Welt hinausjogen, um unser Glück zu machen, kluge Verhaltensregeln; hatten wir doch kein Geheimniß daraus gemacht, daß Neuburg Buchhändler sei, ich mich der Schriftstellerei widmen wolle und der Dritte, der ruhige, stille Gefährte nach Stuttgart ging, um eine Stelle im Singchor der dortigen Oper zu erhalten — „ein hartes Stück Brod“ — hatte ihm der große Mime achselzuckend zur Antwort gegeben, „doch genügend für bescheidene Wünsche, sowie für eine Brust, in welcher nicht der ungebändigte Muth seine Spannkraft übt.“ Leider aber gingen, wie ich vorausschicken will, die Hoffnungen dieses Künstlers nicht in Erfüllung, er fand an der Stuttgarter Hofbühne keine Anstellung, auch habe ich ihn nicht wieder gesehen, ja weiß mich nicht einmal mehr seines Namens zu erinnern, während sein stiller bescheidener Kollege sogleich beim Singchor angestellt wurde, nicht nur in guten Verhältnissen dauernd dort blieb, sondern auch das Glück hatte, eine Tochter von europäischem Ruhme zu bekommen, die berühmte Klaviervirtuosin Anna Mehlig.

Es war am Abend des 15. April 1840, als wir nach langer und langsamer Fahrt mit müden Säulen in Stuttgart eintriumphirten und Neuburg und ich in dem heute noch bestehenden Gasthose „König von Württemberg“, damals einem der ersten der Hauptstadt, an der Ecke der Kronprinz- und Langenstraße, abstiegen. Meine Baarschaft war äußerst gering, dagegen meine Erwartungen und Hoffnungen außerordentlich groß. Hatten mich doch die Erzählungen des großen Mimen, mit dem ich gereist, Einblicke in das Theaterleben, ja bis hinter die Couliissen thun lassen, die mich entzückten und bei denen sich mir ein neues

Feld der Bestrebungen aufthat. Von wie vielen jungen Leuten hatte er erzählt, die von der Universität weg oder aus dem Kaufmannscomptoir ohne Vorbereitung frischweg zur Bühne gegangen waren und glänzend reussirt hatten. Ja er hatte Namen genannt, vielleicht wahre, vielleicht falsche, die ich alle bis auf einen vergessen, nämlich den des Stuttgarter Hoffchauspielers Moritz, des allmächtigen Regisseurs, wie er versicherte, von dessen Vergangenheit und jetziger Stellung er die kühnsten und unglaublichsten Dinge erzählte. Seinen Reden nach wurde Moritz mindestens allwöchentlich einmal in das Cabinet des Königs berufen, um dort die privaten Wünsche seiner Majestät entgegenzunehmen, und dann erzählte er uns flüsternd hinter der vorgehaltenen Hand, eine Dame, die dem Könige nahe gestanden, würde Moritz schon lange geheirathet haben, wenn es ihm möglich wäre, von seiner Frau, einer ungeheuer reichen böhmischen Gräfin, geschieden zu werden, natürlicherweise alles Thorheiten und Uebertreibungen, deren einzig Wahres darin bestand, daß Moritz, ein bedeutender Schauspieler, auch bei dem Könige beliebt, im Hause jener Dame, der Fräulein v. Stubenrauch, befreundet, allerdings mit einer Baronin Sch., die aber in kleinen Verhältnissen in Wien lebte, verheirathet war.

Mir rieth unser Reisebegleiter, mich der Theaterkritik zuzuwenden, dem leichtesten und einträglichsten Geschäft, bei dem man sich vornehmen müsse, ohne Ansehen der Person und deren Leistungen, seien sie gut oder schlecht, konsequent zu loben oder zu tadeln, dabei, um Aufsehen zu erregen, zuerst einem anerkannten Künstler tüchtig zu Leibe zu gehen, um scheinbar den Standpunkt der Unparteilichkeit und der unbeugbaren Kritik einzunehmen und dadurch das Andern gespendete Lob um so wirksamer zu machen. „Man wird Sie gut bezahlen,“ schloß er, „man wird Sie fürchten, man wird Ihnen von allen Seiten entgegenkommen, und ich kann Sie versichern, solch' ein Theater-

kritiker, dem schöne Augen lächeln, der von den weichsten Händen gestreichelt wird, hat ein ganz beneidenswerthes Loos!“

Glücklicherweise bin ich niemals in den Fall gekommen, von seinen Lehren Gebrauch zu machen. Alles, was dergleichen Kritiken und Reklamen anbelangt, war mir von jeher zuwider gewesen, und wie ich selbst niemals Schritte gethan habe, mich loben zu lassen, so widerstand es mir, die Feder, Andere betreffend, dafür anzusetzen und wenn ich einmal genöthigt gewesen wäre, einem Freunde gefällig zu sein, hätte ich ihm viel lieber eine Novelle geschrieben. Auch habe ich kein Talent für dergleichen Besprechungen und wie ich auch das Gute empfand und empfinde, so war mir doch von jeher die Gabe versagt, dieses Genießen und Empfinden in die richtigen Worte zu kleiden; vielleicht aber hätte ich es auch darin durch Übung zu etwas gebracht; doch wozu leeres Stroh dreschen oder auf dürrer Heide grasen, wenn einem die saftige Wiese des vollen Menschenlebens zu Gebote steht! So dachte ich damals schon, habe, dem Altmeister folgend, stets in's volle Menschenleben gegriffen und bin über Stoffe nie verlegen gewesen. Daß ich dabei und bei meiner geringen Schulbildung jede Art von Tendenz sorgfältig vermied, ja, anfänglich sogar allen Fremdwörtern und bedenklichen Reflexionen aus dem Wege ging, habe ich mir selbst nie zum Vorwurf gemacht und ist wohl gerade die natürliche unbefangene Art, mit der ich meine Anschauungen niederschrieb, hauptsächlich mit der Grund, daß dieselben, wie sie gegeben waren, auch aufgenommen wurden und meinen Schriften eine so weite Verbreitung verschafften. Nie nahm ich mir vor, strenge nach dieser oder jener Richtung hin zu wirken, und ehrlich will ich es aussprechen, daß ich keinen größeren Ehrgeiz hatte, als zur Unterhaltung meiner Leser beizutragen, und zufrieden war, diesen Zweck und dabei ein angenehmes, behagliches Leben zu erreichen. So wünschte ich, daß man mich und meine Schriften beurtheilt und mit dem

frohen Waldvogel vergleicht, der gleichfalls singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, der den Vergnügten heiterer werden läßt und dessen lustige Weisen selbst ein bedrücktes Gemüth auf Augenblicke umzustimmen vermögen.

Am Morgen nach unserer Ankunft stellte sich mein Freund Neuburg seinem Prinzipale vor und ich flanirte ohne Zweck und Ziel durch die Straßen Stuttgarts. Hier war vor Kurzem das Standbild Schillers, von Thorwaldsen modellirt, enthüllt worden und man bewunderte damals noch ungetheilt die lebensvollen Formen des vortrefflichen Monuments, fand es auch nicht unpassend, daß der Dichter und Philosoph nachdenklich mit gesenktem Kopfe dasteht, statt sich aus dem Anblick des Himmels Begeisterung zu holen; während es später Mode wurde, den berühmten Bildhauer darob in Wort und Lied zu verunglimpfen und die Statue des großen Dichters als verunglückt darzustellen. Ich war und bin dieser Ansicht und liebe heute noch diese erste Thorwaldsen-Schillerstatue, besonders nach so manchen späteren verunglückten Versuchen, dem großen Dichter und Denker die Nase zu erheben.

Zu gleicher Zeit war in Stuttgart das große Buchdruckerfest gefeiert worden und sah man noch Gruppen von Festgästen die Straße durchziehen. Das Alles gefiel mir außerordentlich wohl, dies muntere Leben und Treiben überall, dazu heimelte mich der Klang der schwäbischen Sprache an, besonders aus dem Munde der frischen jungen Mädchen, denen ich zahlreich begegnete, weiß mit dunklem Haar und dunklen Augen, die freundlich hersehauten, wenn man hinübersah; ja, die dem stehenbleibenden Fremden unter freundlichem Lächeln die weißen Zähne zeigten. Bewundernd umkreiste ich die Thürme des alten Schlosses der Grafen und Herzoge von Württemberg, betrachtete dann das neue Schloß, hoch oben mit der goldenen Krone geschmückt und fühlte mich eigenthümlich durch den Gedanken angeregt, daß unter



demselben ein wirklicher König wohne, den ich hoffentlich in den nächsten Tagen irgendwo zu sehen bekäme. Neben der Residenz sah ich ein anderes Gebäude mit hohem, eigenthümlich verziertem Giebel, das meine Aufmerksamkeit fesselte: seitwärts hatte es von korinthischen Säulen getragene Hallen, kunstreiche freiliegende Treppen, über denen geharnischte Steinfiguren zierlich geschnitztes Gebälk trugen: das ehemals so berühmte Lusthaus württembergischer Herzoge, heute das königliche Hoftheater, das ich als solches mit ganz besonderer Ehrfurcht betrachtete. Die angeklebten Zettel links und rechts von der Eingangsthüre besagten, daß „Norma,“ eine Oper von Bellini, gegeben wurde und trotz meiner sehr geringen Baarschaft beschloß ich Abends der Vorstellung beizuwohnen.

Dann klang Militärmusik von der benachbarten Königsstraße herüber, zahlreiche Spaziergänger folgten derselben und der aufziehenden neuen Wache, erfüllten den Schloßplatz, wo auch ich mich der Menge anschloß und hier unsern Reisebegleiter Mehlig wiederfand, der freudig aus dem Hoftheatergebäude kam, wo er vor dem Hofkapellmeister Peter von Lindpaintner Probe gesungen und für den Singchor angenommen worden war. Er zeigte mir den damals schon berühmten Dirigenten der Oper und Komponisten, sowie einige andere Künstler, die eben das Hoftheatergebäude verließen, und machte mich dann mit erhobenen Augenbrauen auf einen anderen Herrn aufmerksam, der zu ihnen trat. Dieser war von mittlerer Größe, hatte ein glatt rasirtes, offenes und heiteres Gesicht, trug einen dunklen Gehrock, weite blaue Beinkleider, in deren Taschen er seine Hände versenkte, während er mit lauttönender kräftiger Stimme sprach — Regisseur Moritz, den ich hier schon aus Dankbarkeit so deutlich als möglich vorstellen muß, da er es war, der sich meiner schon in Kurzem auf's Freundlichste annahm und, wie ich im nächsten Kapitel erzählen werde, viel zum Aufschwunge meines Schicksals beitrug.

## Fünftes Kapitel.

### Künstlerische Versuche.

Wie schon früher bemerkt, war ich äußerst selten in's Theater gekommen und hatte noch niemals der wirklich guten Aufführung einer Oper beigewohnt. Was Wunder also, daß ich hier förmlich wie berauscht der Introduction des Orchesters zu Norma lauschte und mich seltsam erregt und bewegt fand durch die mächtigen Stimmen, die ich hier zum erstenmale hörte, durch die vortreffliche Scenirung, vor Allem aber durch die Scherin selber, eine hohe majestätische Figur, die in für mich ergreifender Art dem keuschen Lichte des Mondes ihr Opfer darbrachte.

Ich hatte mir einen Parterresitz gekauft, und da der Zuschauerraum ziemlich besetzt war, so nahm ich es dankbar an, daß ein junges hübsches Mädchen mir bereitwilligst etwas Platz neben sich einräumte. Auch zeigte sie mir den König und die Königin in ihrer Loge, was für mich vom höchsten Interesse war, nannte mir die Namen einiger Sänger und Sängerinnen, flüsterte überhaupt so lustig und ungenirt in mich, den Fremden hinein, daß ich mich über die allerliebste Schwäbin freute und schon in der ersten Scene beinahe laut gelacht hätte, als sie bei Verschwinden des Mondes im Druidenwalde sagte: „Schauen Sie doch, wie sich der Mond verschluckt.“ Sie war keine Stuttgarterin, sondern aus der Nähe von Heilbronn, nur zum Besuche in Stuttgart, und als sie acht Tage später wieder nach Hause ging, trennten wir uns beinahe traurig, wie alte Bekannte, haben uns auch niemals wiedergesehen.

Diese kleine Bekanntschaft aber, zugleich mit dem gewaltigen Eindruck, den die Aufführung der Norma, sowie ein paar Tage später die der Grijeldis auf mich machte, worin die Stubenrauch und Moriz auftraten und wo ich abermals neben

dem hübschen Mädchen saß, hinterließ mir einen tiefen Eindruck und fachte die in jedem jugendlichen Gemüthe glimmende Begeisterung für das Theater bei mir so mächtig an, daß ich mich zu dem Wagniß entschloß, mein Glück auf jenen gefährlichen Brettern zu versuchen.

Allerdings war ich nach Stuttgart gekommen mit dem Entschluß, mich der Schriftstellerei zu widmen, aber mein leicht empfänglicher Sinn und mein zu raschen Entschlüssen geneigtes Wesen ließen mich schnell zu der Aenderung einer ursprünglichen Idee gelangen, welche eine ungleich raschere und auch scheinbar glänzendere Carrière in Aussicht stellte. Der Gedanke auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, eine große (vielleicht erste) Rolle zu spielen, wollte mich nicht mehr verlassen und verfolgte mich am Tage auf meinen Wegen durch die Stadt und zur Nachtzeit in mein Zimmerchen und wollte in der Unterhaltung mit meinen Freunden nicht mehr von mir weichen. Ich prüfte in mancher Stunde in stiller Nachtzeit, oder Morgens frühe, meine geistigen wie physischen Kräfte und war mit dem Resultate dieser wahrscheinlich sehr nachsichtigen Prüfung außerordentlich zufrieden. Auch hatte ich nach einer ersten, kurzen Unterredung mit Moritz die Ueberzeugung gewonnen, daß ich in diesem einen Freund und Gönner gefunden habe. Und darin täuschte ich mich allerdings nicht.

Daß ich mein Glück beim Theater versuchen wollte, stand also fest; doch schwankte ich noch zwischen Oper und Schauspiel, denn wenn es auch schon ein Genuß sein mußte, als Räuber Moor vor die Lampen zu treten, so war doch die Rolle eines Don Juan oder bei tieferer Stimmlage eines Sarastro nicht zu verachten. Auch entschloß ich mich in Erinnerung an den zweiten Baß, den ich, wie früher erzählt, bei unserem militärischen Quartett gesungen, zu diesem Fache und stand eines schönen Morgens vor dem gestrengen Kapellmeister von Lindpaintner,

um meine Stimme untersuchen zu lassen, wobei es mich einigermaßen verwirrte, daß der Regisseur Moritz mit der ihm eigenen raschen Bewegung in's Zimmer trat und dem Kapellmeister zurief: „Daß dich nicht stören, ich werde warten, bis du mit diesem jungen Menschen fertig bist!“ Das war nun allerdings sehr schnell und ohne günstiges Urtheil für mich geschehen, denn Lindpaintner sagte, nachdem ich ein Duzend Takte gesungen: „Sonderbar, ich hätte geglaubt, aus dieser breiten Brust müsse ein armsdicker Ton herauskommen und so, wie es ist, kann ich Ihnen nicht rathen, sich zum Gesange auszubilden.“

Moritz, der mich forschend betrachtet hatte, trat rasch näher und fragte: „Sie haben wohl große Lust, zum Theater zu gehen — gut denn, so versuchen Sie es beim Schauspiele, Sie sehen mir ziemlich intelligent und bildungsfähig aus. Was waren Sie früher; erzählen Sie mir das so kurz, aber auch so deutlich und verständlich als möglich.“

Ich nahm mich zusammen, bezwang mein sprödes Organ so viel als möglich und gab ihm mit heiterer Miene und ihn offen anschauend einen Abriß meines Lebens, der ihm ebenso wie meine Person zu gefallen schien; denn, als ich geendet, sagte er kopfnickend: „Wer weiß, was aus Ihnen noch Alles werden kann, Sie scheinen mir wenigstens eines Versuches werth, ich werde mit dem Herrn Grafen — das war der Hoftheaterintendant Graf Leutrum von Ertringen — über Sie reden, auch dürfen Sie mich besuchen.“

Damit verabschiedete er mich durch eine Handbewegung und ich ging hinweg, fast taumelnd vor Glück, ohne übrigens zu wissen, was ich denn eigentlich geworden sei, aber in dem Gedanken, schon ganz dem Verbande des königlich württembergischen Hoftheaters anzugehören.

Letzteres war indeß für mich von größter Wichtigkeit, denn dadurch, sowie auf die dringende Empfehlung des damals all-

mächtigen Regisseurs Moriz erhielt ich freien Eintritt in's Parterre und, was für die Folge noch wichtiger für mich war, ich durfte auf die Bühne gehen, um dort das höchst interessante Leben hinter den Couliissen gründlich kennen zu lernen. Wer sich einiger meiner Schriften erinnert, in welchen Theaterverhältnisse vorkommen, wird mir vielleicht das Zeugniß geben, diese Lehrzeit hinter den Couliissen wohl benutzt zu haben.

Ach und wie glücklich fühlte ich mich allabendlich bei dem stets Neuen und Interessanten, das ich dort erlebte; die bald glänzend erhellte, bald dämmerige Bühne, in Wahrheit eine Welt für sich, war hier auf der Rückseite in ihrer scheinbaren Unordnung, bei dem hastigen Treiben der Maschinisten und Zimmerleute, mit den großen und kleinen Künstlern und Künstlerinnen, mit dem lustigen Völkchen, das costumirt und frisiert aus- und einströmte, so etwas ganz Anderes und Reizenderes, als wenn man im Zuschauerraume sitzend, Alles so glatt und ordentlich sich abwickeln sah. Dabei protegirte mich Moriz, ohne mir indessen irgend eine Anleitung selbst zu geben oder geben zu lassen, aus lauter Wohlgefallen an meinem stets heiteren und aufgeräumten Wesen, stellte mich seinen Kollegen und Kolleginnen als einen äußerst talentvollen jungen Mann vor, und so war ich auch bei allen diesen bald ein gern gesehener Gast auf der Bühne. Döring gab mir seine Rolle zum Halten, in welche er hinausstretend noch krampfhaft geblickt hatte, nachdem er sich vorher durch die Mittheilung einer äußerst pikanten Anekdote zerstreut, gab mir auch wohl sein Heldenschwert; Maurer, nachdem er sich geräuschvoll geschnäuzt, blickte mich kopfnickend und mit durchdringendem Blicke an mit der Frage: „Wann werden Sie endlich einmal auftreten?“ Die Damen grüßten mich freundlich, plauderten wohl auch ein paar Worte mit mir und selbst die hinter den Couliissen stets ernste Stubenrauch grüßte mich als Maria Stuart huldvoll und herab-

lassend, als mich ihr Moriz, mit dem schnarrenden r—r—r—r seiner Stimme, als einen außerrst strrebsamen jungen Mann vorstellte. In besondere Affektion hatte mich der damalige Garderobeverwalter Gnauth, Bruder des bedeutenden Komikers, genommen und erzählte mir gern Gespenstergeschichten aus jener Zeit, in welcher er unter den schwarzen Husaren gedient hatte. Auch ermahnte er mich, ja recht stille und bescheiden zu bleiben, selbst wenn ich es einmal zu Etwas gebracht hätte, „was ich bei Ihrem stillen, anständigen Wesen schon glaube — denn sähen Se,“ setzte er in seinem sächsischen Dialekte hinzu, „bei allen Denen, die gleich so dreist und gewaltig anfangen, hat's gewöhnlich nie lange gedauert, ja wenn so Einer recht übermüthig auftritt und gleich so thut, als wenn er schon was Rechtes wäre, so sage ich immer: Warte nur, warte nur, dich were mer ooch noch kurz kriegen — und das Theater hat se ooch Alle kurz gekriegt, darauf können Se sich verlassen.“

Ich erinnere mich dieses Gesprächs deshalb noch so lebhaft, weil es beim Beginne der Oper „Fra Diavolo“ stattfand, als ich, nichts Böses ahnend, zuschauend hinter der ersten Coullisse nicht einmal den Hoftheaterintendanten bemerkte, der plötzlich hinter mir stand und meine Schulter berührte. „Se, junger Mann,“ sagte er mit hochemporgezogenen Augenbraunen und in seiner kurzen abgebrochenen Sprechweise, „Sie wollen nächstens auftreten — Moriz hat mir's gesagt — und haben sich noch gar nicht vor den Lampen versucht — sehr schlimm, ich muß sorgen, daß es recht bald geschieht — kommen Sie mit mir — kommen Sie.“

Gerechter Gott! Er hat doch nicht im Sinn, mich in einer Oper hinauszuschicken; — überhaupt — bei dem Gedanken, vor das Publikum treten zu sollen, fühlte ich eine kleine Schwäche in meinen Knien, und doch war dem so: ich mußte ihm in die Garderobe folgen, er winkte dem Garderobeverwalter herbei und

sagte ihm mit hoherhobenem Kopfe: „Diesen jungen Mann augenblicklich als Diener Fra Diavolo's anziehen! Er soll ihm den Mantel hinaustragen, damit er sich an die Lampen und das Publikum gewöhnt! Sapperment — es ist traurig, daß ich auch noch an solche Kleinigkeiten denken muß.“

Dann wurde ich costümiert, geschminkt und mit dem Mantel des großen Räubers in die Coullisse gestellt; der Inspizient gab mir zur Zeit einen kleinen Stoß und als ich herausschritt, war es mir gerade zu Muthen, als schwankte der Boden unter meinen Füßen.

Moritz, dem ich am andern Tag diesen Auftritt erzählte, lachte unbändig darüber und meinte dann aber, ernst werdend: „Einen Versuch mit Ihnen muß ich aber jedenfalls in nächster Zeit machen, sei es auch nur, um zu sehen, wie sich Ihre Figur ausnimmt und wie Ihr Organ, das sich allerdings bedenklich weich anhört, von der Bühne herabklingt.“

„Doch ich bitte, diesen Versuch nur in einer Probe zu machen,“ bat ich schüchtern.

„Ei was Probe!“ entgegnete er, „bei der Probe nimmt man sich nie so zusammen wie bei der Vorstellung, ich werde schon wissen, wie weit ich es mit Ihnen wagen kann.“

Moritz bewohnte damals ein Parterrelogis der Schloßstraße und war diese Junggesellenwohnung für mich, da ich nie etwas Aehnliches gesehen, von höchster Eleganz; überall Fauteuils und andere weich gepolsterte Sitze und Liegegelegenheiten mit zierlich rothgeblühtem Stik überzogen, Teppiche auf dem Boden, Bilder und Lithographien an den Wänden, kleine Statuetten in den Ecken mit grünen Pflanzen umgeben, alles Holzwerk von weiß polirtem Ahorn!

Moritz war ein liebenswürdiger Gesellschafter, ein amüsanter Erzähler, besonders stark in den treffendsten Vergleichen, von denen ich hier nur eine, die Theaterleitung überhaupt

betreffend, anführen will. „Sehen Sie,“ sagte er, „da gibt man mir ein Biergespann vortrefflicher edler Pferde in die Hand, um damit in raschem, ungehindertem Laufe das vorgesteckte Ziel zu erreichen, aber, sagte man mir, du darfst die Vorläufer durchaus nicht mit Ziehen belästigen, mußt das Sattelpferd schonen und sollst den Handgaul unter keiner Bedingung anstrengen. Nun fahr zu, so rasch du kannst.“

Er war ein Lebemann, der oft ein paar leichte kleine Verhältnisse zu gleicher Zeit unterhielt, hatte damals in Stuttgart einen äußerst dummen Bedienten, den er „Biehklerlchen“ nannte, und einen wachsamem, aber sehr häßlichen Hund mit Namen „Puff“.

Für mich waren die Besuche bei ihm von großem Interesse; befanden wir uns allein, so mußte ich ihm häufig seine Rollen überhören und unter seinen Bekannten, die ich hier traf, lernte ich sehr interessante Männer kennen, die er stets durch ein paar wohlwollende freundliche Worte für mich zu interessiren wußte, so den Hofrath von Münch, Adolf Menzel, August Lewald, der damals die „Europa“ herausgab und mit dem ich lange Jahre in freundschaftlichem Verkehre blieb.

Nach einer Vorstellung der „Griseldis,“ worin er den Parzival und Fräulein von Stubenrauch die Griseldis gab, fühlte ich mich so gewaltig und poetisch angeregt, daß einige Verse, die ich in Begeisterung niederschrieb, mir gelungen genug erschienen, um sie ihm vorzulesen. Er nahm sie nicht nur wohlwollend, sondern auch erstaunt, etwas Dichterisches in mir zu entdecken, auf und warf dann leicht hin: „Daraus kann immerhin Etwas für Ihre Zukunft werden, wenn es, was ja möglich ist, mit dem Theater nicht gehen sollte; jedenfalls wollen wir dieses Gedicht verwerthen, ich werde es dem Fräulein von Stubenrauch vorlegen und bin überzeugt, Sie wird mir erlauben, daß ich Sie in ihr Haus bringen darf.“



Davor bangte mir allerdings ein wenig, denn neben der großen Künstlerin, die ich hoch verehrte, war die schöne ernste Frau auch eine gar vornehme Dame und hatte ich bis jetzt den Salon einer solchen noch niemals betreten; auch konnte meine Gesellschaftstoilette durchaus nicht auf Eleganz Anspruch machen; doch ging das besser, als ich gedacht, sie empfing mich freundlich, ja herzlich, lobte meine schwachen Verse und lud mich ein paar Tage später zum Essen ein. So wurde ich, der unbekannt junge Mensch, mit der Freundin des Königs bekannt und hat sie ein Anrecht auf meine Dankbarkeit. In den langen Jahren unseres Verkehrs, der bis zu ihrem Tode gedauert, habe ich sie schätzen, ja verehren gelernt; sie war wohlwollend und milde gegen Jedermann, hat im Stillen persönlich sowie durch Einwirkung viel Gutes gethan, ihre Stellung in keiner Weise mißbraucht, was wohl Niemand besser als ich in meinen späteren Verhältnissen zu beurtheilen vermag; verkehrte ich doch dadurch ebenso häufig mit ihr als mit den höchsten Personen des Hofstaates, und wenn dort über Protektionen ihrerseits gesprochen wurde, so betrafen diese außer Theaterangelegenheiten, wo sie allerdings allmächtig war, meistens nur eine untergeordnete Bedienstetenstelle oder dergleichen, wodurch sie irgend Jemand glücklich machte. Sie hat stets einen guten und befähigenden Einfluß ausgeübt und häufig selbst in die höchsten Kreise hinauf vermittelnd eingewirkt, zum Guten gesprochen und so den tiefen Haß, mit dem man sie und Alles, was mit ihr bekannt und befreundet war, verfolgte, gewiß nicht in solchem Maße verdient.

Auch für sich selbst hatte sie es nie verstanden, die Gunst ihres Freundes, wie sie es wohl vermocht hätte, auszubenten, und wenn sie auch mit dem, was sie besaß, bis an ihr Ende sehr anständig leben konnte, so hat sich doch das Gerücht von ihren großen Reichthümern später als eine Fabel und als böse

willige Verläumdung herausgestellt und hätten diese Verläumdungen, unter denen sie ihr Leben lang zu leiden hatte, auch in Württemberg, wo noch viel schlimmere ungerügt stattgefunden, billigerweise nicht aufkommen sollen.

Doch habe ich während meines viele Jahre langen Aufenthaltes in der Hauptstadt Württembergs die Bemerkung gemacht, daß sich wenige Städte so durch kleinliche Klatschsucht, Mißgunst und Neid, vor Allem aber durch ein unbegrenztes Mißtrauen gegen Jeden auszeichneten, der nicht das Glück hat, an den Ufern des Neesenbaches geboren zu sein. Allerdings habe ich wohlwollende, mir aufrichtig zugethane Menschen dort kennen gelernt, die mich durch herzliche Freundschaft für das viele Unangenehme entschädigt, was ich den obengenannten Eigenschaften, die aber in's Schwäbische übersetzt als derbe Biederkeit, ehrliche Gutmützigkeit zu gelten pflegen, verdanke. Einheimisch in wahren Sinne bin ich dort niemals geworden, sondern stets ein Fremder geblieben, dem eben nicht weiter zu trauen ist, als man ihn zu beobachten vermag. Dank für das Viele, was ich in Stuttgart gewirkt und geschaffen, habe ich wenig erhalten, öffentlichen Dank oder Anerkennung gar keine, wogegen die Väter der Stadt offen gegen minder verdiente Männer nicht karg mit ihrem Ehrenbürgerrecht waren. Dagegen aber reden heute noch und werden noch lange, lange Jahre für mich reden die schönsten Anlagen und Gebäude, für deren Entstehung ich gewirkt, ja, von denen ich wohl sagen kann, daß sie ohne mich vielleicht erst nach langen Jahren zur Verschönerung Stuttgarts beigetragen hätten. Durch die Schloßplatzanlage und das Wasserwerk mit seinen herrlichen Fontänen, durch den Königsbau und die große Markthalle, die ich als Direktor der königlichen Bauten und Gärten geleitet, prägte sich der schwäbischen Hauptstadt eine großstädtische Physiognomie auf und ist der Anstoß, der dadurch zur Verschönerung der Stadt gegeben worden,

wohl die Hauptursache gewesen, daß sich später der allgemeine Verschönerungsverein mit seiner nicht genug zu würdigenden Thätigkeit bildete. Auch die königliche Villa bei Berg, die ich gewissermaßen in's Leben rief, darf ich nicht unerwähnt lassen und muß dabei meines treuen Freundes, des Oberbauraths von Leins gedenken, dieses trefflichen Mannes, der mit seiner kleinen Statur und den großartigen Conceptionen dem großen Florentiner Brunelleschi zu vergleichen; Leins, der die Schloßplatzanlagen mit ihren prachtvollen Brunnen- und Schalen entwarf und ausführte, den Königsbau und die Villa bei Berg erbaute, aber dafür so wenig als ich das Ehrenbürgerrecht der Stadt erhalten hat, sondern vielfach angefeindet, durch ein Gebahren leiden mußte, das sich auf die kleinlichste, oft gehässigeste Art breit machte und dem großen Künstler und Baumeister manche bittere Stunde bereitete.

Doch wo bin ich plötzlich hingerathen?

„Was ich besitze, sah' ich wie im Weiten,

Und was verschwand, war mir zu Wirklichkeiten —“

und muß ich mir in Wirklichkeit Gewalt anthun, um wieder so objektiv fortzufahren, wie es diese Blätter verlangen und bedingen. —

Eduard Devrient kam zu einem Gastspiel nach Stuttgart, das mit Hamlet schließen sollte, und befand ich mich Nachmittags vorher bei Moritz, als der Theaterdiener eintrat und meldete: „Herr Sch., der den Fortinbras zu spielen hatte, sei plötzlich erkrankt und müsse die Rolle neu besetzt werden.“ Es war dies für Moritz, der sich mit den Vorbereitungen zu einer kleinen Reise beschäftigte, ein unangenehmer Zwischenfall, und daß er mir schon früher prophezeit, er werde mich eines Tages von heute auf morgen vor die Lampen schicken, das schien ihm jetzt plötzlich wieder einzufallen, er schickte den Theaterdiener mit den Worten: „Ich werde selbst arrangiren“ fort, und als wir allein

waren, sagte er mir kategorisch: „Sie sollen und müssen den Fortinbras spielen — keine Einwendung! — ich werde das schon machen und verantworten, hoffentlich reüssiren wir und haben dann Alles gewonnen!“

Wie mir zu Muthe war, brauche ich wohl nicht zu schildern, ich, der ich noch nie ein Wort auf der Bühne gesprochen, sollte von oben bis unten geharnischt, ein kriegerischer Held und Königssohn stolz vor meinen Mannen einhersehrend, mit wenig aber gewichtigen Worten die große Tragödie schließen, indem ich Wehe über die Gefallenen rufend, die dänische Krone in Empfang nähme.

„Gehen Sie jetzt mit der ausgeschriebenen Rolle“ — der Theaterdiener hatte sie dagelassen — „nach Hause, lernen die paar Worte sogleich pünktlich auswendig und kommen Sie heute Abend zu mir, damit ich Sie überhöre.“

Dies geschah, auch hatte ich mir die Worte des norwegischen Prinzen auf's Genaueste eingepägt, so daß ich die Rolle, wie jener berühmte Gedächtniskünstler, hätte rückwärts hersagen können, doch nahm Moritz, nachdem ich mein Auswendiggelerntes hergesagt, den Bleistift und strich kopfschüttelnd den größten Theil meiner Partie. „Thut nichts“, sagte er dabei, „wenn Sie so wenig als möglich sprechen, das Publikum ist ohnedies durch die Länge der Tragödie gelangweilt und froh, wenn der Vorhang fällt; morgen bei der Probe werde ich Ihnen das energische Herauskommen einstudiren und dann wird's schon gehen.“

Aber es ging so schlecht als möglich und Moritz, der bei der Hauptprobe selbst die Geduld verlor, schrie mich an, ich solle für einen norwegischen Krieger und Königssohn doch nicht so verteuflert kleine Schritte machen und wie ein bleichsüchtiges Mädchen heraustrippein! „Herrrrgott im Himmel!“ schrie er mit dem schnarrendsten N, das ihm möglich war, „Fortinbras war doch kein Berliner und hat gewiß nicht gesagt: Mein Glück

empfang ich trauernd.“ Er strich noch Einiges von der Rolle weg, indem er sagte: „Behalten Sie nur wenigstens den letzten Satz fest im Kopfe und marschiren Sie, wie ich Ihnen das jetzt nochmals vormachen will, in einem anständig weiten Bogen heraus.“ Dann befahl er noch dem Inspizienten, im Falle je etwas Schlimmes vorkommen sollte, den Portalvorhang sogleich niederzulassen.

Ungewöhnlich rasch kam der Abend heran und ich, der ich mich stets mit einem angenehmen Gefühle auf die Bühne begeben, betrat dieselbe, nachdem ich unten am Eingange meinen Namen auf dem Theaterzettel gelesen, heute — es war am 10. September 1840 — lange, lange vor Beginn des Stückes, scheu und verzagt, und fand, daß hier Alles einen sehr ernsten Eindruck auf mich machte. Bei einem Trauerspiel ist es überhaupt hinter den Couliissen durchaus nicht so behaglich, wie bei dem fröhlichen und lustigen Leben einer Oper oder eines Ballets; Alles ist still, der Inspizient und die andern Beamten gehen auf den Fußspitzen umher, sehen sich bei dem kleinsten Geräusch zornig um und jeden Augenblick heißt es „Sißt! — jßt!“ — Die ersten Künstler stehen hinter den Couliissen und wagen kaum eine halblaute Bemerkung über den fremden Kollegen, der den Hamlet spielt, über sein Costüm oder eine verfehlte Stellung. Ophelia, heute Fräulein von Stubenrauch, rauschte nach jeder Scene in ihre Garderobe zurück; Döring — Polonius — war verstimmt, denn der Gast hatte ihm durch sein rasches Einfallen eine sehr gute Bemerkung abge schnitten; das Gefolge des alten Königs und die norwegischen Krieger des Prinzen Fortinbras hungerten hinter der Bühne, die dänischen Hofdamen führten halblaute Haushaltungsgespräche und strickten sehr lange wollene Strümpfe; die Zimmerleute strichen faul und verdrossen einher, denn es gab nicht viel zu thun, keine schönen Dekorationen, und doch alle Augenblicke eine Verwandlung. Hinter der Scene ist

ein großer Raum, welchen die Helle der Gaslichter nicht erreicht und welcher im tiefen Halbdunkel liegt; dort spazierte in der schwarzen Rüstung Maurer als Geist von Hamlets Vater auf und ab. Schon zu Anfang des Stückes stieß ich hier auf ihn, wie er — ein sehr fettes und korpulenten Gespenst — mit schweren, dröhnenden Schritten auf- und abging. Da ich ganz am Schlusse aufzutreten hatte, war ich begreiflicherweise noch nicht angekleidet und zog vor dem schwarzen eisernen Manne verehrungsvollst den Hut. Der Geist von Hamlets Vater blieb stehen, nahm eine starke Prise und fragte: „Sie treten, wie ich gehört habe, heute zum erstenmale auf?“

„Ihnen zu dienen, Herr Maurer! Ich mache heute meinen ersten theatralischen Versuch.“

„So bewundere ich Sie,“ entgegnete der Geist, „daß Sie noch nicht costümiert sind.“

„Ich habe geglaubt, ich habe noch vier Stunden Zeit und brauchte mich deshalb mit dem Anziehen nicht zu beeilen.“

„Junger Mann,“ versetzte das Gespenst, nachdem es sich heftig geschnäuzt, „Sie müssen nicht vergessen, daß Sie, wie gesagt, heute zum erstenmale auftreten, daß Sie von Kopf bis zu Füßen in einen Harnisch gesteckt werden, und so in Blech eingewickelt, bewegt man sich verflucht schlecht, das kann ich Sie versichern, man muß sich stundenlang daran gewöhnen.“

Bei diesen Worten raffelte der Geist von Hamlets Vater bedeutend mit seiner Rüstung und ging klirrenden Schrittes von dannen; ich aber beherzigte seinen Rath und ging in die Garderobe, um mich von dem bei solchen Angelegenheiten anwesenden Flaschnermeister wappnen zu lassen. Man zog dem Prinzen Fortinbras gelbe Tricots an, einen blauen Leibrock mit kurzem Schoß, beschiente und bepanzerte denselben von unten bis oben, setzte ihm den Helm auf und gürtete ihm das lange Schwert um. Der Friseur ordnete meine Haare, klebte mir einen ver-

wegenen Bart auf und der Garderobeverwalter Gnauth war Hochselbst so freundlich, meine Backen rosenroth zu färben. So stand ich endlich da, zusammengeschnallt und gepreßt — ein armes Opfer der Kunst — und nicht im Stande eine Bewegung zu machen, welche einer menschlichen ähnlich sah; die Arme konnte ich nicht an den Leib bringen, sondern mußte sie immer abgestreckt halten; die Kniescheiben, welche etwas zu lang für mich waren, erlaubten mir nicht auf natürliche Art meine Beine zu biegen und so mußte ich, wenn ich gehen wollte, mit den Füßen eine Seitenbewegung machen, wie die Matrosen zu thun pflegen und was man spreitspurig zu nennen pflegt. Dabei rasselte der Harnisch auf eine unerträgliche Art, und wo ich mich hinter den Coulißen sehen ließ, schrie der Inspizient sein: „Sißt! — isst!“ und die Schauspieler, welche gerade hinaus-treten wollten, hießen mich so weit als möglich zurückweichen. Dieß Alles verursachte mir ein begreifliches moralisches und physisches Unbehagen, wobei es mich nicht einmal aufzurichten vermochte, daß der Geist von Hamlets Vater sich mit meinem Anzuge vollkommen einverstanden erklärte, und Moritz mir ein paar ermunternde Worte sagte.

Der dritte Akt war vorbei und die zu langen Kniescheiben hatten den armen Prinzen Fortinbras fast wund gedrückt; der Inspizient sah mich beim Beginn des vierten Aktes scharf durch die Brille an und sagte mir mit gleichgültigem Tone, als wenn das gar nichts wäre: „Im nächsten Akt kommen Sie.“ Ja, im nächsten Akte, dachte ich und fühlte ein Frösteln unter der kalten Rüstung, im nächsten Akte! Ja, wenn dies vielleicht erst nach einem Monat geschehen könnte! Aber nein, das wird in einer halben Stunde vor sich gehen! Meine Zeit ist um, der Zeiger geht unaufhaltbar vorwärts, meine Stunden, meine Minuten sind gezählt; wie die eines zum Tode Verurtheilten. Es ergriff mich eine namenlose Angst. —

Der fünfte Akt begann und ich konnte mich von der gewissen Idee einer vollkommenen Niederlage nicht los machen. Ich war überzeugt, dem todten Hamlet auf die Nase zu treten oder sonst etwas Ungeheuerliches zu begehen, um mich vor dem ganzen Publikum lächerlich zu machen. Schon längst hatte mich der Inspizient in die betreffende Coullisse beordert, hinter mir raffeln meine Mannen, das Gefolge des Prinzen Fortinbras, das mit ihm eindringt in die dänische Hofburg, wo ich wild und trotzig auftretend, die Krone in Empfang nehmen soll. Gerechter Gott! Ich, wild und trotzig! fuhr ich doch erschreckt zusammen, als mir der Inspizient sagte: „Aufgepaßt, jetzt kommen Sie sogleich!“ Doch raffte ich allen meinen Muth zusammen, wenn gleich meine Mundwinkel zuckten, mein starres Auge schon beinahe jetzt nichts mehr sah und ich, mich scheu umschauend, bei mir überlegte, ob es nicht noch thunlich sei, nach rückwärts zu entfliehen.

Hamlet lag sterbend am Boden!! — — „Hinaus!!“ sagte der Inspizient, und da er zugleich mein Gefolge kommandirte: „Vorwärts“, so fühlte ich von hinten einen gelinden Druck und stolperte ein paar Schritte vorwärts. — Ich mußte eine Coullissenstange überschreiten, die vor mir am Boden lag und über welche ich fast stürzte, da ich sie nicht sah, fühlte auch zu gleicher Zeit, daß an der Rüstung etwas gerissen war und eine Kniescheibe klappte. Der Hof des Königs und die dänischen Damen sahen mich mit Entsetzen an; dicht vor mir lag der todte Königssohn mit seiner Nase, wie absichtlich, um sich darauf treten zu lassen. Die Prosceniumslampen tanzten auf und ab, bildeten seltsame Schlangenlinien, das Publikum wogte vor mir wie ein stürmisches Meer und ich stotterte etwas Weniges von Niederlage und Mord, von einem Fest, das in diesen heiligen Hallen, wo man keine Rache kennt, vor sich ginge, dann drückte mir Jemand eine Krone in die Hand und wie hierauf der Portal-



vorhang langsam herunter sank, erwachte ich ebenso langsam aus einem entsetzlich drückenden Gefühle und erst, als ich die Proszeniumslampen nicht mehr sah, holte ich tief Athem, ließ die Krone fallen und fühlte mich wie erwacht aus meinem wirren gespenstigen Traume. —

Herr Edmund Zoller, später mein Kollege, bei der Redaktion von „Ueber Land und Meer“, der dies mit erlebt hatte, schilderte mir diesen großen Augenblick auf's Lebendigste.

Als ich am andern Tage schüchtern bei Moritz eintrat, empfing er mich allerdings laut lachend, wurde aber bald sehr ernst und sagte mir achselzuckend: „Nach dem, was wir gestern erlebt, werden Sie selbst wohl nicht mehr an eine Spur von Talent zum Schauspieler glauben — allerdings trage ich an diesem gründlichen Durchfall die Hauptschuld — denn ich hätte Sie nicht herausgehen lassen sollen, wir haben *va banque* gespielt, Sie dabei freilich verloren, ich aber die Ueberzeugung gewonnen, daß aus Ihnen niemals ein auch nur erträglicher Schauspieler werden würde.“

„Traurig für mich, denn —“

„Im Gegentheil,“ fiel er rasch ein, „Sie werden mir später für mein Experiment von gestern und für meine heutige Aufrichtigkeit Dank wissen, denn, wenn schon bei jeder Kunst die Mittelmäßigkeit etwas Erbärmliches ist, so vor Allem bei unjerem Handwerk, doch wäre ich trotz alledem nicht so grausam, Ihnen den Boden unter den Füßen wegzuziehen, wenn ich Ihnen nicht und mit voller Ueberzeugung etwas Anderes und Besseres anzurathen hätte.“

Ich horchte hoch auf.

„Sie haben mir da neulich,“ fuhr er auf- und abgehend fort, „eine flüchtige Skizze über Ihr Militärleben mitgetheilt, ich gab sie Lewald, der mir gestern Abend nach der Vorstellung auf's Günstigste darüber sprach und sein Erstaunen ausdrückte,

daß Jemand, der dergleichen schreiben könne, es vorgezogen habe, einen so miserablen Fortinbras zu spielen. Die militärische Skizze an sich erklärte er allerdings noch nicht für druckreif, will Ihnen aber bei der „Europa“ kleine Arbeiten geben und Ihnen dieselben anständig honoriren. Gehen Sie sogleich zu ihm hin und theilen Sie ihm mit, was ich Ihnen gesagt,“ bemerkte Moritz, indem er mich hinausbegleitete.

Wer war nun wieder glücklicher als ich; denn wenn ich an ein nochmaliges Auftreten auf der Bühne dachte, so fühlte ich einen wahren Schauer, so viel hatte ich gestern Abend durchgemacht.

Lewald wohnte damals im sogenannten „Bazar“ auf der Königsstraße und lebte auf ziemlich großem Fuße. Ein Bedienter in Livrée empfing mich, und als ich endlich vor den „großen Handelsmann im Süden“, wie ihn Moritz scherzhaft zu nennen pflegte, gelassen wurde, empfing er mich herablassend, aber wohlwollend und freundlich. Lewald war in den besten Jahren, hatte volles, dunkles Haar, einen gleichen Schnurrbart und aus einem zartgerötheten Gesichte leuchteten seine schönen, geistvollen Augen, er trug einen seidenen Schlafrock von persischem Muster, sprach einige gütige Worte zu mir, schützte, sich empfehlend, dringende Geschäfte vor und ließ dann seinen ersten Redaktionsgehilfen kommen, Cohn, den ich schon bei Moritz, der ihn „Cöhnchen“ zu nennen pflegte, kennen gelernt. Cohn war derselbe, der sich durch Herausgabe des hannover'schen „Port Folio“ bekannt gemacht hat und der später im Irrenhause starb. Mir übertrug er Uebersetzungen für die Europa, und eigenthümlich genug war meine erste Arbeit, eine Erzählung aus Mister Humphrey's Wanduhr von dem Engländer Dickens, die ich aus dem Französischen in's Deutsche übertragen mußte.

Mein Freund Neuburg, der unterdessen in seinem Buchhandel thätig gewesen war, hatte freundschaftlichen und thät-

lichen Antheil an meinen bisherigen Schicksalen genommen, ja mir redlich auf späteren Wiederersatz von seiner Einnahme mitgetheilt, und so war es mir möglich geworden, mein Leben, zuweilen allerdings auf recht kümmerliche Art, zu fristen.

Man lebte damals in Stuttgart noch außerordentlich wohlfeil; so aßen wir bei einem braven Metzger in der Nähe der Hirschstraße um zwölf Kreuzer so gut zu Mittag, daß zum Abendbrode ein Glas Bier, Brod und Käse genügte, was Alles zusammen damals kaum sechs Kreuzer kostete.

Wir hatten anfänglich eine gemeinschaftliche Wohnung am äußersten Ende der Sophienstraße, zogen aber nach vier Wochen mehr in den Mittelpunkt der Stadt; Neuburg zu einem Kollegen des gleichen buchhändlerischen Geschäftes, ich aber in das kleine Zimmer eines Hinterhauses in der Friedrichsstraße, dessen Lage mich entzückte, da es auf drei Seiten von Gärten umgeben, jezt im Monat Mai wie in einem Blütenmeere lag. Prachtvoll war der Anblick von meinem Fenster aus, wo ich stundenlang träumerisch sitzen, in das zarte Grün der Gräser und Gesträuche schauen, mich am Duft der Blumen und Blüten erfreuen und dem lieblichen Gesange der Vögel lauschen konnte.

Heute noch überkommt mich eine Wehmuth, wie an ein vergangenes, unwiederbringlich verlorenes Glück, wenn ich an jenes so bescheidene Stübchen denke, meine erste, eigentliche, so recht behagliche Wohnung. Mehr als einmal habe ich sie auch in Schilderungen benutzt, wenn ich etwas recht Heimliches und Gemüthliches darstellen wollte. Hier unter Blüten und Vogelgesang nahm ich die flüchtigen Skizzen aus meinem „Soldatenleben im Frieden“ wieder vor, stellte sie zusammen, änderte und feilte daran, fand aber jezt eigentlich zum erstenmale, daß in meiner rechten Hand, von jenem Sturze mit dem Pferde her, einige Schwäche zurückgeblieben war, die mir ein längeres Schreiben peinlich, ja unmöglich machte. Auch hatte ich schon

öfters gefunden, daß mir die besten Gedanken und lebendigsten Bilder anslogen, wenn ich, im Zimmer auf- und abgehend, mir gleichsam selbst etwas vorerzählte, weshalb ich auf die bei meinen sehr bescheidenen Mitteln allerdings kühne Idee kam, es mit einem Schreiber zu versuchen, dem ich hin- und hergehend diktiren wollte. Dazu fand ich einen der älteren Choristen, der für das Theater Rollen abschrieb, auch in ganz kleinen stummen Partien beschäftigt war, wie zum Beispiel als Diener Dulcamara's im „Liebestrant“ in der Tracht eines Bajazzo's hinten auf dem Wagen stand und die Zettel mit den Anpreisungen der Wundermittel vertheilte. Er hieß Lindner, war ein stiller, braver und fleißiger Mann, und kann ich schon an dieser Stelle sagen, daß ich ihm, wie man später hören wird, zu seinem Glück verholfen habe; denn heute ist er Kanzleirath und der glückliche Besitzer eines oder mehrerer Orden.

Damals freilich nahm er mein Ersuchen, für mich zu schreiben, mit bedenklichem Kopfschütteln auf und meinte: ob dabei für mich und alsdann auch für ihn wohl etwas zu verdienen sei; gewagt war es allerdings von mir, der ich selbst wenig besaß, einen Sekretär zu engagiren; doch vertraute ich meinem guten Stern; Lindner kam und ich diktirte ihm das erste Kapitel des Soldatenlebens im Frieden genau so, wie es heute in mindestens fünfzigtausend Exemplaren verbreitet ist. Dann wurde die Arbeit sauber abgeschrieben und mit Moritz überlegt, welches Journal dadurch glücklich gemacht werden sollte.

„Die ‚Europa,‘“ meinte er kopfschüttelnd, „wird Ihnen nur ein kleines Honorar zahlen und Ihren Namen nicht so bekannt machen, als wenn es Ihnen zum Beispiel gelänge, beim ‚Morgenblatte‘ anzukommen.“

„Ach ja, ‚Morgenblatt‘ und ‚Cotta'sche Buchhandlung! Welche Aussichten müßten sich alsdann für mich eröffnen!“

„Doktor Hermann Hauff, der Redakteur des ‚Morgenblattes‘,“ fuhr Moritz fort, „selbst ein vortrefflicher Schriftsteller und großer Gelehrter, gibt auf Empfehlungen gar nichts; ich kenne ihn wohl, will Ihnen auch eine Visitenkarte zur Einführung bei ihm geben, doch muß Ihre Arbeit für sein Blatt vollkommen brauchbar sein, wenn er sie annehmen soll, was ich, so gut mir dieselbe auch gefällt, doch nicht beurtheilen kann; er ist ganz außerordentlich wählerisch.“

Daß ich nicht ohne Zagen zu ihm, dem berühmten Manne, einem Bruder des zu früh verstorbenen Wilhelm Hauff, ging, wird man ebenso begreiflich finden, als daß ich der die Vorthüre öffnenden Frau des großen Gelehrten auf's Schüchternste mein Anliegen vortrug, den Herrn Doktor sprechen zu dürfen; doch flößte mir die nicht unfreundliche Art, mit welcher mich dieselbe, nachdem sie mich scharf betrachtet, unter einem Aufwerfen des Kopfes an das Studierzimmer wies, wobei sie sagte: „Da klopfen Sie an und gehen hinein, er läuft gerade spazieren,“ einigen Muth ein.

Es war hier keine Eleganz in Teppichen und Nippfachen, wie bei Lewald, sondern ein sehr einfach möblirtes Zimmer, das ich betrat, Bücher über Bücher an drei Wänden, am Fenster ein Stehpult, und an dem Stehpult Doktor Hermann Hauff selbst, in einem ziemlich abgetragenen röthlichen Schlafrock, eine lange Pfeife rauchend, während er mit weiten Schritten hin- und herging, auch blieb er nur einen Augenblick stehen, als ich ihm die Karte von Moritz überreichte, die er kopfnickend hin nahm, worauf er mich durch eine Schulterbewegung ersuchte, an seinem Spaziergange Theil zu nehmen.

„Sie sind auch beim Theater?“

„Ich hatte allerdings die Absicht, Herr Doktor, finde aber, daß mir das Talent zum Schauspieler fehlt.“

„Sehr gut, wenn man so etwas frühzeitig genug einsieht.“

„Habe deshalb auch verzichtet, und da ich schon früher schriftstellerische Versuche gemacht, so möchte ich mir erlauben, Ihnen eine Arbeit zu übergeben, die vielleicht“ — hier blieb er stehen und sah mich mit seinen klaren Augen scharf an, während ein leichtes Lächeln um seinen Mund spielte —, „die vielleicht,“ wiederholte ich schüchtern, „die, wenn möglich — die, wenn sie Ihnen gefallen sollte, vielleicht Aufnahme finden könnte.“

„Im ‚Morgenblatte‘, meinen Sie?“ — fuhr er seinen Spaziergang wieder aufnehmend fort, wobei er seine Hände in den Taschen des Schlafrocks vergrub und etwas hin- und herwackelnd weiterschritt.

„Ja, das kommt allerdings darauf an, ob ich sie brauchen kann. Legen Sie das Manuskript“ — ich hatte dasselbe hervorgezogen — „nur dort auf meinen Schreibtisch.“

„Ach, Herr Doktor, es wäre mein glühendster Wunsch und würde ich eine Aufnahme in's ‚Morgenblatt‘ als das größte Glück betrachten.“

„Ich begreife das, und wenn Ihre Arbeit mir genügt, so will ich sehen, was zu machen ist.“

„Darf ich mir vielleicht erlauben, wieder vorzukommen?“

„Ja, anfangs der nächsten Woche.“

Die Tage bis dahin kamen mir wie ebenso viele Jahre vor, und noch banger als das erstemal klopfte ich wieder an seine Thüre. Daß er mich kopfnickend anlächelte, flößte mir ein freudiges Gefühl ein, und als er mir sagte: „Ihre Arbeit ist hübsch, recht hübsch, ja so gut, daß ich sie für eine der nächsten Nummern des ‚Morgenblattes‘ bestimmt habe,“ erfüllte mich dies mit einem Entzücken, das ich unmöglich zu schildern vermag. Gedruckt zu werden und gar im Cotta'schen „Morgenblatte“, war eine Seligkeit, die mich förmlich verwirrte, weshalb ich, nachdem er mich freundlich entlassen, in die Berge hinauslief, um dort, einsam durch den Wald streichend, über mein Glück nachzudenken.

Daß diese meine erste Arbeit, „das Soldatenleben im Frieden“ bei seinem Erscheinen außerordentlich gefiel, ja gewissermaßen Aufsehen erregte, darf ich wohl ohne Ueberhebung sagen. Es war etwas Neues, frisch Ursprüngliches und, die es lasen, versicherten, es sei ihnen gerade so, als erlebten sie selbst das Erzählte.

Moritz beglückwünschte mich auf die herzlichste Art und sagte mir als, wie es schien, für ihn höchste Anerkennung, daß der Leibarzt des Königs, Obermedizinalrath von Hardegg, ein ebenso vortrefflicher Arzt als geistvoller Mann, der selten anderes als Wissenschaftliches las, meine Erzählung ausnehmend belobt, ja sich auf die Fortsetzung freue. Lewald war versünimt, daß ich die ‚Europa‘ nicht bevorzugt, blieb mir aber trotzdem freundlich gewogen.

Wohl aber mit am glücklichsten machte es mich, wenn ich im Lesezimmer des sogenannten „obern Museums“ die Gäste meine Skizzen unter herzlichem Lachen lesen und Einer dem Andern dieselbe empfehlend reichen sah.

Rasch schrieb ich neue Kapitel, die ich dem guten und mir stets freundlich geneigten Doktor Hauff brachte, und eines Tages klang seine Frage: „Ob ich vielleicht Geld brauche“ wie Musik in meinen Ohren. Das erste durch meine schriftstellerischen Arbeiten verdiente Geld! — Anerkennung und Honorar! — War ich nicht auf dem besten Wege, etwas Rechtes zu werden?! —

Auf meine Bitte schrieb er mir eine Anweisung von fünfzig Gulden auf die Cotta'sche Kasse, mit der ich mich zum Geschäftsführer und Kassier Herrn Ludwig Roth begab und hier das Glück hatte, Herrn Johann Georg Cotta selbst kennen zu lernen.

Er trat zufällig aus seinem Schreibzimmer, eine mittelgroße, etwas geschniegelt angezogene Gestalt, sich leicht in den Hüften wiegend, hatte ein wohlwollendes Gesicht mit klugen Augen,

dunkles Haupthaar und einen etwas nach oben gedrehten schwarzen Schnurrbart, dessen Spitzen durch eine auffallende Bewegung des Mundes, wenn er sprach, eigenthümlich zuckten.

Herr Roth stellte mich ihm als den Verfasser des „Soldatenlebens im Frieden“ vor, worauf er beifällig mit dem Kopfe nickte und in einem etwas affektirt klingenden Tone sagte: „Freu' mich sehr! Eine hübsche Arbeit, die mir von allen Seiten gelobt wird, fahren Sie so fort und ich werde Sie im Auge behalten; Herr Roth, wenn ich bitten darf —“

Damit war ich entlassen, sehr zufrieden, den damals ersten Buchhändler Deutschlands kennen gelernt zu haben; von da an sah ich ihn häufig, trat später auch zu ihm in gesellschaftliche Beziehungen und habe ihn stets sich gleich bleibend, freundlich und wohlwollend für mich gefunden, was ich nicht von allen meinen spätern Verlegern rühmen kann. Mit Herrn Ludwig Roth, einem etwas derben und nicht immer angenehmen Geschäftsmanne, der aber von da ab jahrelang meinen gefälligen Kassier machte, blieb ich bis zu dessen Tode in freundschaftlichem Verkehr, und habe ich es ihm nie vergessen, daß er mir hie und da kleine Vorschüsse gab. Nun traf es sich aber — und das war wieder eine jener seltsamen Schicksalsfügungen, die für mich von so großer Bedeutung wurden — daß im Herbst des Jahres 1840 ein Stallmeister des Königs, Freiherr von Taubenheim, eine Fahrt in's gelobte Land vorhatte, gewissermaßen ein Gelübde erfüllend, das er für die Verwirklichung eines Herzenswunsches gethan. Er liebte nämlich eine Nichte des regierenden Königs, Gräfin Marie von Württemberg, und wenn diese schöne und vornehme Dame auch seine Neigungen erwiderte, so stellten sich doch begreiflicherweise dieser Verbindung einige Schwierigkeiten, nicht seiner Persönlichkeit, wohl aber seiner Stellung, obgleich er zugleich königlicher Kammerherr war, entgegen. Diesen vortrefflichen, liebenswürdigen und durch und durch edlen Cha-



rakter zu schildern, wie es ihm gebührt, wird mir um so leichter, da er in allen diesen Eigenschaften von Jedermann gekannt, geschätzt und geliebt wurde. Man könnte sagen: er war, wie der Kaiser Maximilian, „der letzte Ritter“, wenn man unter diesem Worte ein hochpoetisches, romantisches Gefühl, ein Herz ohne Furcht und Tadel, unerschütterlich in seiner Freundschaft, stets zum Helfen bereit, milde gegen seine Untergebenen, empfänglich für alles Elend, freigebig gegen Arme, vornehm und ritterlich in seinem ganzen Wesen, kurz einen Edelmann vom reinsten Wasser verstehen will, auf den der Ausspruch Shakespeare's anwendbar ist:

„Nehmt Alles nur in Allem; ihr werdet nimmer seines Gleichen sehen.“

Taubenheim, von hoher, schlanker Gestalt, angenehmen Gesichtszügen und seelenvollen Augen, Virtuose in allen körperlichen Uebungen, einer der vortrefflichsten Reiter, hochgebildet, mehrere fremde Sprachen gleich der deutschen sprechend und schreibend, war damals eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten Stuttgarts. Von seiner Gewandtheit im Reiten, wenn er den König, der ihn liebte, begleitete, erzählte man sich die außerordentlichsten Dinge, und ebenso interessant war es, ihn heute bei großen Veranlassungen in voller Uniform zu sehen und morgen in entlegene Straßen und unscheinbare Häuser zu begleiten, um menschliches Elend zu lindern. Häufig erblickte man dabei seinen Klappen irgendwo angebunden, ein Pferd von so eigenthümlicher Bauart, daß es schon von Jedermann gekannt war. Dieses edle Thier mit dem tiefsten Senkrücken, den ich jemals gesehen, war trotz seines hohen Alters noch immer ausgezeichnet als Renner und Springer und erregte das Erstaunen der Zuschauer, wenn es zum Beispiel auf dem Rennplatze die mehrere Fuß hohe Barriere mit der größten Leichtigkeit nahm. Wenn der statt-

liche Reiter dort mit ihm erschien, so lief ein Gemurmel des Beifalls durch die Reihen.

Den Freiherrn von Taubenheim lernte ich nun gleichfalls bei Moritz kennen und war entzückt von der Liebenswürdigkeit, mit der auch er von meinen kleinen literarischen Erfolgen sprach, und fühlte mich hochgeehrt, seiner Mutter, einer vortrefflichen, allverehrten Dame vorgestellt zu werden. Dort lernte ich auch ihre Schwester Fräulein von Lewer kennen, eine geistvolle, hochgebildete Dame, und darf wohl sagen, daß ich mit meiner einfachen Natürlichkeit und meinem heiteren Wesen auf Beide einen möglichst günstigen Eindruck machte. Hier tangirte ich auch schon die höchste Gesellschaft, indem ich eines Tages die Ehre hatte, eben jener Gräfin Marie von Württemberg vorgestellt zu werden.

In Stuttgart, wo man von jeher mehr als nöthig und billig sich um das Thun und Lassen seines Nebenmenschen bekümmert, sprach man in allen Kreisen von der bevorstehenden Reise Taubenheims nach dem Orient und auch bei Moritz wurde derselben häufig erwähnt, doch erschrak ich fast, als Lexterer mir eines Tages in seiner raschen Weise sagte: „Wenn wir es möglich machen können, daß Taubenheim Sie auf seiner orientalischen Reise mitnimmt, so ist Ihr Glück gemacht! Wenigstens haben Sie einen tüchtigen Schritt dazu gethan!“

„Aber wie wäre das möglich?“

„Auf Taubenheim, wie auf seine Mutter und Tante haben Sie einen ganz günstigen Eindruck gemacht; Hardegg spricht überall lobend von Ihren Soldatengeschichten, prophezeit Ihnen gute schriftstellerische Erfolge, und so viel ich unsern verehrten Taubenheim kenne, wird es ihm durchaus nicht unangenehm sein, die Erlebnisse seiner Reise später gedruckt zu sehen.“

Wenn ich auch das Richtige seiner Behauptungen einsehen mußte, so hatte ich doch nicht den Muth, auch nur in meinen kühnsten Träumen an das Gelingen zu denken, war daher auch

auf's Höchste und Freudigste überrascht, als mir Moritz wenige Tage nachher sagte: „Was ich, aufrichtig gesagt, halb und halb im Scherze eingefädelt, scheint sich realisiren zu wollen. Herr v. Taubenheim, ohne gerade zuzusagen, hat auch meine Idee nicht geradezu abgelehnt und mir in Kurzem eine definitive Entscheidung versprochen; Lewald war gerade zugegen und sagte lächelnd: „Das wäre etwas für mich, Aufsehen machend im deutschen Buchhandel — ‚ein Flug in den Orient‘ von August Lewald.“

Aufrichtig gesagt, hatte ich mich jetzt schon so in die entzückende Idee, eine solche Reise machen zu dürfen und später ein Buch darüber zu schreiben, hineingelebt, daß ich auf einsamen Spaziergängen, die ich machte, schon begann, eine Vorrede zu entwerfen und diese auch niederschrieb, überschwenglich phantastisch und deßhalb gänzlich unbrauchbar, wie ich mich noch vor Kurzem, als ich diese Vorrede zufällig unter meinen Papieren fand, überzeugte, doch erleichterte ich damals durch die Abfassung derselben gewissermaßen meine Seele, ich vermochte freier aufzuathmen und mein Glück, wenn es kommen wollte, ruhiger zu erwarten.

Als und als es dann nun wirklich kam, bebte ich vor Freude und fühlte meine Augen naß werden; Taubenheim willigte ein, mich, den fremden, unbekanntem, unbedeutenden jungen Menschen mitzunehmen und half mir dabei in der zarresten Weise; für die Reisekosten brauchte ich keinen Ersatz zu leisten, sollte mir aber ein kleines Kapital, fünfhundert Gulden, für meine sonstigen persönlichen Bedürfnisse verschaffen und, da mir das in jener Zeit gänzlich unmöglich war, so ließ er mich diese Summe gegen spätere Heimzahlung unter seiner eigenen Bürgschaft aufnehmen, half mir auch auf die liebenswürdigste Art, die Reiseentwürfe vervollständigen, schenkte mir ein paar Terzerolen und erlaubte mir, ihn so oft ich wollte zu besuchen, was für mich von großem Werth war; bei welcher Gelegenheit

ich auch seine verehrte Mutter und Tante häufiger sah und das Herz der ersteren ganz besonders gewann, als ich eines Tages auf ihre Frage: „Nicht wahr, Sie werden meinem Sohn nützlich und angenehm sein, wo es Ihnen möglich ist?“ offen und ehrlich die Antwort gab: „Gewiß, Frau Baronin, und ich werde ihn mit Liebe begleiten.“

Cotta hatte mir ein ausnahmsweise gutes Honorar für meine Beiträge für „Morgenblatt“ und „Augsburger Allgemeine Zeitung“ bewilligt, Doktor Hermann Hauff gab mir seinen Segen und ermahnte mich besonders, für sein Morgenblatt zu schreiben, zu welchen Arbeiten ich mir ein Notizbuch mit weicher Lederdecke anschaffte, um es in der Satteltasche bei mir führen zu können, meinen Koffer ließ ich mit Riemen und Schnallen für Kameelritte herrichten — welches Entzücken schon allein dieser Gedanke! und — Moritz vervollständigte meine Reise-geräthe, indem er mir einen blau und roth gefütterten Schlafrock zum Geschenk machte — „bunte Farben, wie sie die Orientalen lieben!“ sagte er lachend; aus seiner Theatergarderobe fügte er ein kurzes römisches Schwert hinzu, welches ich später in der Wüste gegen eine Feuerzange im eisernen Etui, das zugleich als Pistolenladstock gebraucht werden konnte und heute noch in meinem Besitz ist, vertauschte.

So kam denn nach dem Cannstatter Volksfest, wo ich von manchen Leuten als Begleiter Taubenheims mit großer Neugierde betrachtet wurde, der Tag unserer Abreise heran.

Es war am Abend des letzten Septembers 1840, eines unfreundlichen regnerischen Herbsttages, als ich von meinen Bekannten und Freunden Abschied nahm, um meine Reise in den Orient anzutreten.

Von wichtigen Momenten meines Lebens erinnere ich mich gern kleiner Umstände, die mir in den Augenblicken bemerkenswerth erschienen. So wurde an demselben Abend Calderons

„Leben ein Traum“ gegeben. Mir kam mein eigenes Leben in dem letzten Jahre, besonders der Augenblick meiner Abreise, so zauberhaft, fast wie ein schöner Traum vor. Meinem Freunde Moritz sagte ich in der Theatergarderobe ein herzliches Lebewohl in dem Augenblicke, wo er sich aus dem ärmlichen Costüm des unglücklich Verstoßenen in das glänzende des Königssohnes warf. Lachend reichte er mir die Hände, diese Metamorphose auch mir prophezeiend. Und er hatte Recht. Wenn ich mich auch seit jenem dunklen, traurigen Herbstabend nicht zum Glanze eines Königssohnes erhob, so gingen mir doch schöne Tage auf, Tage, die gewiß mit den herrlichsten Edelsteinen wetteifern könnten.

Wollte ich nun hier in geordneter Weise fortfahren, meine Erlebnisse zu erzählen, so hätte ich weiter nichts zu thun, als meine Reise in den Orient, wie sie unter dem Titel „Daguerreotypen“ im Jahr 1842 hier in Stuttgart erschien, wenn auch nur im Auszuge wiederzugeben, doch würde auch selbst letzteres für die Vielen, welche das Buch bereits kennen, langweilig sein, und da ich obendrein versichern kann, daß meine orientalischen Fahrten ohne jeden dichterischen Schmuck, aber treu der Wahrheit gemäß geschildert sind, so genügt wohl die Hinweisung darauf und wird vielleicht Mancher, der diese Lücke für sich ausfüllen möchte, nach dem erwähnten Buche greifen.

Wie schon früher erzählt, hatte Cotta mich zu Beiträgen für seine Journale ermuntert und sandte ich ihm auch von Wien aus Verschiedenes für die Augsburger Allgemeine Zeitung, dann von Konstantinopel etwas über unseren höchst interessanten Mitt mit dem Briefcourier, von Rußschuk über den Balkan nach Adrianopel und Stambul, sowie über unseren Schiffbruch am Bord des Dampfers „Seri Perwas“, worin ich mit Fallmerayer, der damals in Konstantinopel lebte, und dem Taubenheim unsere Schiffbruchgeschichte erzählte, konfirmirte. Doch

wurden alle diese Artikel wenig bemerkt, und erst als ich von Beirut aus, wo wir bei monatelangem Aufenthalt und häufigen Excursionen im Libanon Gelegenheit hatten, Land und Leute, besonders die hochinteressanten Beduinenstämme, die kometenartig kamen und wieder verschwanden, kennen zu lernen und, als ich unsere Züge nach Baalbek, nach den Libanoncedern, nach Damaskus und Palmyra in den „Briefen aus Syrien“ für das Cotta'sche Morgenblatt schilderte, wurde man aufmerksam auf mich und ich hatte die Freude, darüber sehr anerkennende Stimmen aus der Heimath zu vernehmen; ja Freiligrath fand sich später dadurch zu einem Gedichte „Im Hafen“ angeregt, worin er mich freundlich begrüßend sagte:

„. . . Wir lasen Deine Lieder,  
Wir sah'n Dich ziehn im Bügel und zu Fuß!  
Grüß' Gott daheim! Du bist im Lande wieder;  
Die Hand, den Mund, da hast Du meinen Gruß!  
Du hörst ihn gern: — nicht wahr, oft hast Du trübe  
Dein flatternd Zelt am Abend dir gebaut?  
Hast nach der Heimath, hast nach Tren' und Liebe,  
Nach Kuß und Handschlag grollend ausgeschaut?

Gewiß! Und mehr noch! In der Cedern Dunkel  
Und auf der Raft am Saum des Wüstenquells  
Hast Du gedacht auch an mein rheinisch Unkel,  
An Rolandseck und an den Drachensfels;  
Hast Du gehört des Widerhalles Tosen,  
Der aus der Lurlei fels'gen Schluchten bricht;  
Hat Dir geblitzt mit seinen blühenden Rosen  
Der Kölner Dom, das ew'ge Steingebicht.“

## Sechstes Kapitel.

### Reise in den Orient und ihre Folgen.

Welch' hohen und doppelten Genuß ich durch den wunderbaren Wechsel dieser Reisen selbst sowie dadurch hatte, daß ich das Erlebte, noch erregt vom lebendigsten Eindrucke, niederschrieb, vermag ich nicht mit Worten auszudrücken, ja es war so unsagbar traumhaft schön, daß ich mich, einsam am Meer sitzend, indem ich auf die Wellen hinausschaute oder auf den schneebedeckten Gipfel des Libanon, selbst mit der Frage überraschte: ist dies Wahrheit oder nicht vielmehr ein schöner Traum, zusammengesponnen aus den märchenhaften Geschichten und den Liedern unseres Freundes Freiligrath, Lieder, die mein Reisegefährte nach Stuttgart, der gute Neuburg, so begeistert vorzutragen wußte? — und doch war alles Wahrheit, herrliche prächtige Wahrheit, wie ich mit Entzücken bemerkte, wenn am felsigen Gestade von Beirut die Wellen donnernd aufschäumten, oder wenn mich im Gehöft unseres kleinen Hauses der arabische Hengst, den ich in Damaskus geholt, lustig anwieherte. Ja, es war alles die lautere, herrliche Wahrheit, so phantastisch es auch erschien, wenn dort ein paar ernste Beduinen unter den hohen schlanken Palmen hielten und fast unabhsehbare Kameelzüge langsam vorüberkamen, um ihre fremdartigen Waaren zum Hasen zu bringen, ja, alles begab sich so, wie ich es sah, wie ich es mit Lust wieder erzählte; und der arme junge Mensch, der vor wenig Monaten noch bekümmert in die Zukunft blickte, stand mit einem Male auf geebnetem Wege, um aufwärts zu steigen, hoch hinweg über seine kühnsten Hoffnungen.

Und ein liebenswürdiger, zuvorkommender und in jeder Beziehung guter und edler Reisechef war und blieb Baron von Taubenheim für mich, er freute sich über meine stets unver-

wüßliche heitere Laune, lachte über meine lustigen Einfälle und Lieder, rief mir häufig bei unsern scharfen und wilden Ritten, wenn ich dicht hinter ihm blieb, ein ermunterndes Bravo zu und ließ mich meistens in seinem Zimmer wohnen. Letzteres war mir um so angenehmer, als sich unsere beiden anderen Reisebegleiter enger zusammenschlossen, wenn auch dadurch ein gemeinschaftliches vergnügliches Reiseleben durchaus nicht ausgeschlossen blieb.

Von diesen Reisebegleitern war der eine ein junger Maler, der jetzige Hofmaler Hofrath Frijch aus Darmstadt, der andere ein junger Mediziner, Sohn des Hofzahnarztes Bopp aus Stuttgart; der erstere machte im Auftrage und auf Kosten des Königs von Württemberg die Reise mit, er sollte für den König, der damals sein maurisches Schloß, die „Wilhelma“ bei Cannstatt, baute, arabische Gebäude, besonders Zimmereinrichtungen, Geräthschaften, Waffen u. dgl. zeichnen und beabsichtigte für sich Studien für künftige Bilder zu sammeln, sowie auch die Herausgabe eines Werkes über unsere Reiseerlebnisse, von denen aber nur wenige Blätter erschienen sind. Er war ein angenehmer, lustiger Gesellschafter, ein vorzüglicher Reiter, und wenn er zuweilen übermüthig jubelnd, im vollen Galopp an uns vorüberflog, konnte Taubenheim lachend sagen: „Frijch sieht wieder einmal aus, wie das verkörperte Bild des Leichtsinns.“ Bopp war ein ruhiger, ernster Schwabe, der sich ebensowenig an uns als an andere innig anschloß, dabei aber ein höchst anständiger Charakter. Er machte auf seine eigene Kosten die Reise, trieb Naturwissenschaften, suchte Kranke in ihren Häusern oder in Spitälern auf, wobei es ihm selbst nicht an Muth fehlte, später in Jassa el Arisch und Kairo Studien über die Pest zu machen, die damals ungewöhnlich stark in Syrien und Egypten auftrat. Leicht hätte er in den Fall kommen können, diese Studien an uns selbst zu machen, denn aus Jassa, wo



sich die sämmtliche Kavallerie der geschlagenen Armee Ibrahim Pascha's befand und wir in der Todtenkammer des Kapuzinerklosters untergebracht wurden, mußten wir Nachts bei Sturm und Regen fliehen, um nicht in den Pestecordon eingeschlossen zu werden, und waren wir und unsere Effekten Morgens bei Anbruch eines kühlen Tages so durchnäßt, daß ich, als einziges, kaum noch nothdürftig trockenes Kleidungsstück den blauen Schlafrock, den mir Moriz verehrt hatte, anziehen mußte, wobei ich unter einem aufgespannten Regenschirm, auf einem kleinen Esel reitend, äußerst komisch ausgesehen haben soll.

Unwillkürlich sind diese Einzelheiten, die man besser und behaglicher in meiner orientalischen Reise nachlesen kann, der Feder entschlüpft, da, während ich so jene Erinnerungen wachrufe, die ganze herrliche Zeit, die für mich in jeder Hinsicht von so außerordentlicher Wichtigkeit war, auf's Lebendigste vor mich tritt, so daß ich ihr gewaltjam enteilen muß, um nicht lang und langweilig zu werden. Baron Taubenheim hatte es übernommen, für die Gestüte des Königs von Württemberg möglichst edle und schöne arabische Pferde zu kaufen, fand aber erst in Damaskus jenen werthvollen Hengst, den ich später dort holte, nachdem er beim Sonnentempel von Baalbeck eine schöne Stute erhandelt. Eigenthümlich war es, wie wenig wirklich werthvolle Pferde wir bis dahin und auch später sahen, in Beirut nur ein einziges, aber unvergleichlich schönes, einen Grauschimmelhengst, dem Gouverneur Izzed Pascha gehörig, das wundervollste Bild eines echt arabischen Pferdes, aber unverkäuflich; denn als Taubenheim mehr im Scherze nach dem Preise fragte, strich der Pascha mit jenem nicht zu verkennenden Zungenschnalzen seinen grauen Bart und meinte: Das Pferd sei ihm nicht feil und wenn man ihm die Citadelle von Beirut mit Dukaten voll gestrichen dafür böte.

So blieb es denn bei unserem Hengste und der Stute, welche letztere, gerade als wir den Zug durch die Wüste antreten wollten, ein Fohlen warf, das wir in Decken gewickelt auf dem Rücken eines Kameels mit uns nach Kairo führten, später zu Schiff nach Malta, wo wir, als der Pest verdächtig, eine dreiundzwanzigtägige Quarantaine halten mußten, und dann nach Neapel, wo die Pferde speziell meiner Aufsicht übergeben wurden, da Taubenheim mit den beiden andern Reisebegleitern über Rom nach Florenz nach der Heimath zurückkehren wollte, während ich mit dem Dampfer nach Genua und von dort nach Mailand gehen sollte.

Um meine Dankbarkeit zu beweisen, übernahm ich bereitwillig diese nicht ganz leichte Mission, deren Verantwortlichkeit nicht verkennend, und fast hätte ich schon in der zweiten Nacht das Unglück gehabt, den Hengst und das Fohlen zu verlieren, da ersterer bei dem starken Schwanfen des Schiffes plötzlich ganz unbändig wurde, wie toll um sich schlug, bis er ausgleitend in seinem Kasten zusammenbrach und dort liegen blieb, während das Fohlen zu viel Klee gefressen hatte und vielleicht einer Indigestion erlegen wäre, wenn es mir nicht gelungen wäre, ihm, unter Beihilfe eines würdigen italienischen Sängers, der als erster Bassist von San Carlo in Neapel nach der Mailänder Scala ging und der als Vater einer zahlreichen Familie einige chirurgische Instrumente besaß, von hinten Erleichterung zu verschaffen.

Zur Wartung der Pferde begleitete mich ein Reitknecht, den Taubenheim in Veirut angenommen hatte, er hieß Ruding und erschien dort eines Abends in unserem Hause, fast weinend vor Freude, schwäbische Landsleute anzutreffen; eigenthümliche Schicksale hatten ihn in der Welt umhergetrieben, ja fast zu einer historischen Person gemacht, denn er war es, der im Dienste Louis Napoleons bei der Boulogner Affaire jenen Adler

in Pflege hatte, der dazu bestimmt war, sich auf den Gut des Usurpators niederzulassen. Nach jenem mißlungenen Versuche war Nuding nach England zurückgekehrt, dort von einem Kapitän für Indien engagirt worden und auf dem Wege über Beirut nach Egypten, wo er uns aufsuchte und an Taubenheim die dringendste Bitte stellte, ihn wieder mit nach der Heimath zu nehmen, was denn auch geschah. Mit der sorgsamten Pflege der Pferde nach englischer Art vertraut, war er in dieser Richtung brauchbar und erleichterte mir dadurch die lange Reise von Genua nach Stuttgart, während welcher ich abwechselnd eines der Pferde ritt und Nuding mit dem andern und dem Fohlen ziemlich weit vorauszog. In Genua mußte ich rasten, theils auch um den Pferden Erholung zu gönnen, theils auch um nicht vor einem gewissen Zeitpunkte, der Rückkehr des Königs, der sich auf Reisen befand, in Stuttgart anzukommen.

Ich hatte am Hafen einen guten Stall, sowie ein paar hübsche Zimmer mit der Aussicht auf das Meer gefunden und verlebte hier, meine Tagebücher durchsehend und ordnend, auch weitere Skizzen für das Stuttgarter Morgenblatt schreibend, ein paar behagliche, unvergeßlich schöne Wochen. Frühling war es dem Kalender und meinem Herzen nach, und in Duft und Blüthen bräutlich geschmückt erschienen mir die prachtvollen Umgebungen Genua's. Der Ruf meiner schönen arabischen Pferde hatte sich bald in der Stadt verbreitet und wir mußten gewisse Stunden des Tages bestimmen, wo der Stall nach vorheriger Anfrage und Empfehlung irgend Jemandes besucht werden durfte, was Nuding manche kleine Geschenke eintrug; auch hatte dieser Treffliche, der uns ja durch das heilige Land begleitet, einen kleinen Handel mit Jordanwasser, Erde vom Thal Josaphat, Olivenzweigen vom Selberg u. dgl. angelegt, wobei ich nicht ganz sicher bin, ob er nicht sein Waarenlager an Wasser, Erde und Olivenzweigen häufig in Italien komplettirte.

Sie und da ritt ich den Cham, den Hengst, nach dem prachtvollen Spaziergang Genua's, das *Aequa sola*, was aber immer mit einiger Gefahr für mich selbst, sowie für die blendenden Hüte mancher schönen Genueserinnen verbunden war, denn bei seinem tollen, oft ganz unbändigen Wesen hatte er die üble Gewohnheit, meistens dann, den Schaum weit umherspritzend, zu wiehern, wenn die herbeieilenden Damen seinen aalglatten Hals strichen und die sammtartige Haut an seinem Maule bewunderten; doch lachten sie über den fleckig gewordenen weiß und rosa Atlas, fanden auch seine sonstigen Extravaganzen allerliebft und meinten, wenn er sich einmal gar zu gewaltig gegen andere vorüberkommende Pferde wandte: „Ah, ah, *comme il est étourdi!*“

Endlich mußte es auch hier geschieden sein, ich brach meine Zelte und alles Uebrige ab, sattelte und ritt an einem wundervollen Frühlingmorgen von dannen, brauchte sechs Tage bis Mailand, eine Wegstrecke, die man heute in eben so viel Stunden durchfährt; doch wenn auch jenes langsame Dahinziehen — es ging zur Schonung der Pferde meistens im Schritt — an sich wenig Kurzweiliges bot, so habe ich doch die Schönheiten jener langgestreckten Thäler, mit ihren schäumenden Bergwassern, ihren malerischen Ortschaften, reichen Schlössern und Klöstern, alten Burgruinen, nie mehr so wie damals genossen und sie auf's Lebendigste und Angenehmste in meinem Gedächtnisse festgestellt.

In Pavia fand ich den ältesten Sohn aus dem Hotel Reichmann in Mailand, an das ich wegen Unterkunft meiner Pferde geschrieben, wurde von Signor Alfons, einem vortrefflichen lieben und guten Menschen, mit dem ich von jener Zeit die herzlichste Freundschaft unterhalten, auf's Zuverlässigste empfangen, in sein elterliches Haus, sowie in seine eigene Familie eingeführt. Er hatte eine liebenswürdige Frau, eine Neapolitanerin, Donna Emilia, die unterdessen leider gestorben ist, sowie zwei hübsche,

damals kleine Mädchen, die aber schon längst ihren eigenen Hausstand gegründet haben, und welche diese Zeilen als freundlichen Gruß von mir nehmen mögen.

Auch in Mailand verlebte ich eine schöne unvergeßliche Zeit, hatte ich doch wieder ein gutes Stück meiner weiten und nicht immer gefahrlosen Reise hinter mir, war mit meinen Pflegebefohlenen vortrefflich untergebracht, fühlte mich gesund, froh und glücklich, brauchte nicht für den nächsten Tag zu sorgen und hoffte auf mein gutes Glück, daß es mir gelingen werde, die Pferde ebenso wohl aussehend nach Stuttgart zu bringen, sie vielleicht dem Könige selbst vorstellen zu dürfen, und knüpfte daran allerlei kühne Träume à la Königin Goltonda. Dazu schien mir auch eine Bekanntschaft sehr dienlich, die ich hier auf ein Empfehlungsschreiben Taubentheims gemacht, und die mich auch jetzt schon in die angenehmsten Beziehungen zu einem ebenso geistvollen, als liebenswürdigen Manne, dem Grafen Gustav Reipperg brachte, dessen ältester Bruder Alfred eine Tochter des Königs Wilhelm von Württemberg, Prinzessin Marie, vor kurzem geheirathet hatte und nun in Stuttgart lebte.

Welche Ausichten für meine lebhafteste Phantasie, besonders da mich Graf Gustav in kurzer Zeit so lieb gewann, daß ich ihn womöglich täglich besuchen mußte, wobei er es sich in der liebevollsten Weise angelegen sein ließ, meine noch recht mangelhaften Kenntnisse, besonders der französischen und englischen Literatur, zu vermehren. Ganz besonders schwärmte er für Lord Byron, hatte einen großen Theil von dessen Dichtungen vortrefflich übersetzt und las mir stundenlang aus den Gesängen des Childe Harold vor. Auch für Musik interessirte er sich auf's lebhafteste und protegirte unter anderem einen Italiener, der eine neue außerordentlich vereinfachte Kompositionslehre geschrieben hatte, die sich aber nicht bewährte. Bei dem Grafen Reipperg fand man ausgezeichnete Leute der verschiedensten

Nationalitäten und lernte ich hier eines Tags den berühmten Phrenologen Castle kennen, der auch meinen Kopf betastete und darüber einen für mich recht schmeichelhaften Bericht machte; auch wohnte ich verschiedenen anderen phrenologischen Sitzungen an, wobei es rührend war, wie Graf Gustav Reipberg stundenlang unermüdllich den Sekretär seines Schütlings machte und dessen holperiges Französisch elegant und fließend niederschrieb.

Graf Reipberg war ein auffallend schöner Mann, Aristokrat vom reinsten Wasser, mit lebhaften geistreichen Zügen, leuchtenden Augen und einem hellblonden so dicht und fest gekräuselten Haar, wie ich nie ähnliches gesehen; selbst von einer alten und sehr vornehmen Familie (die Herren von Reipberg kommen schon im ersten Jahrhundert in Schweizerchroniken vor) verkehrte er in den ersten Mailändern Häusern, war der Liebling der Damen, mit denen er, als Maltheserritter und deshalb zum Cölibat verurtheilt, um so freier und ungezwungener zu verkehren vermochte.

Leider war diesem ausgezeichneten Manne, meinem hochverehrten und lieben Freunde, kein langes Leben beschieden; wenige Jahre darauf, nachdem ich ihn in Mailand kennen gelernt, kam er zum Besuch seines Bruders, des Grafen Alfred, nach Stuttgart; es war im Spätherbst und, abgehärtet durch eine Wasserkur in Prießnitz bei Gräfenberg, reiste er in leichter Kleidung mit dünnen feinen Schuhen, wodurch er sich wahrscheinlich eine Erkältung zuzog, die in einen Typhus ausartete, dem er im schönsten Lebensalter erlag. Von seinen vielen schriftstellerischen Arbeiten, Uebersetzungen, Tagebüchern u. dgl. ist bedauerlicherweise durch folgenden eigenthümlichen Umstand nichts erhalten worden. Bei einem Gespräche, das beide Brüder, wenige Tage vor Graf Gustav's Erkrankung, am Kamine sitzend, hielten, warf Letzterer den Wunsch hin, daß sich einstens nach seinem Tode ein guter Freund finden möge, der seine sämtl-

liche schriftliche Hinterlassenschaft ungelesen verbrennen ließe — „wozu auch Sachen aufbewahren, Erinnerungen, Gedanken, Gefühle, von denen die meisten Anderen unverständlich sind und bleiben!“ — wenige Wochen später wurde er zu Grabe getragen und als nicht lange darauf auch mit Anderem sein schriftlicher Nachlaß von Mailand gesandt wurde, ließ ihn Graf Alfred, dem Wunsche des Bruders gemäß, sogleich verbrennen.

Wie schwer mir von solch lebenswürdigem Manne und hochverehrtem Freunde der Abschied wurde, als ich endlich Mailand und das gastliche Haus meines Freundes Alfons Reichmann verlassen mußte, vermag ich nicht zu schildern, der Lektore gab mir noch auf der ersten Tagreise zu Pferde das Geleite, und als wir am andern Morgen schieden, wäre ich gar zu gern mit ihm wieder nach dem schönen Mailand zurückgekehrt. Welch angenehme Tage hatte ich dort verlebt, welch süße Erinnerungen blieben mir nicht nur von da, sondern folgten mir lebendig bis zum Fuße der Alpen, mich aus dunklen Augen heiß begrüßend, als ich am Abend des andern Tages in Chiavenna einritt.

Dann traten die Alpen zwischen meine italienischen Erinnerungen und mich, und als ich auf der anderen Seite derselben ankam und die ersten dichten Tannenwälder wieder um mich rauschen hörte, den köstlichen heimischen Harzduft einsog, dem munter, ja oft wild und ungezogen dahinbrausenden jungen Rheine zuschaute, wie er schäumend durch die Via mala rauschte, dann deutsche Sprache hörte, deutsche Gesichter sah, da wandte ich mich wieder ungetheilt der Heimath zu und jubelte laut auf, als ich endlich die weite glänzende Fläche des Bodensee's vor mir ausgebreitet liegen sah.

Als ich dann wenige Tage später wieder in das Stuttgarter Thal kam, eigenthümlicher Weise von Tübingen her, da ich mich den Erinnerungen der alten Universitätsstadt zu Liebe zu einem kleinen Umweg hatte verleiten lassen, und schon die ersten

Häuser der Residenz vor mir liegen sah, wurde ich nach glücklich zurückgelegter Reise auf's Freundlichste, ja Herzlichste durch Frau von Taubenheim, die hier oben ein reizendes Landhaus besaß, empfangen, und habe es als eine gute Vorbedeutung betrachtet und auch bewahrheitet gefunden, daß mir die edle Dame bei meiner Wiederkehr ein rührend freundliches Wort sagte und ihre Hand zum guten Willkommen reichte.

Hier oben empfing mich auch der königliche Stallmeister Baron Julius von Hügel und geleitete mich die neue Weinsteige hinab, dann um die Stadt herum, auf Fußwegen und Wiesenpfaden, wo sich heute die stattlichen Häuser der Olgastraße erheben, nach dem königlichen Leibstall, wo ich nach langer mühsamer Tour vom Sattel stieg, glücklich und zufrieden, daß ich meine theuren Pflegebefohlenen nicht nur wohl und munter abgeliefert, sondern auch glatt und glänzend ausschauend, und Cham den Hengst in so kecker Laune, daß er sich, kaum den Stallduft empfindend, unter dröhnendem Gewieher auf die Hinterbeine erhob.

Das sah auch der Stallmeister Baron von Hügel, ein vorzüglicher Reiter und Pferdekenner, als etwas ganz Außerordentliches an, da früher die meisten arabischen Pferde ziemlich herabgekommen Stuttgart erreicht hatten. Doch bezugte ich auch meinem Reitknechte Ruding mit großem Vergnügen, wie sehr er sich der Pflege und Wartung der Thiere angenommen, wie er sie förmlich mit gutem Hafer und süßem Klee ausgestopft und welchen Fleiß er unter stetem, obligatem Pfeifen, wie es in England Mode war, auf das tägliche Putzen mit Strohwisch, Striegel und Kartätsche verwandt. Ruding wurde auch sogleich in dem königlichen Leibstalle aufgenommen und blieb dort, gerne von seinen orientalischen Reisen erzählend, gewiß auch noch immer Jordanwasser und heilige Erde verkaufend, bis an seinen vor wenigen Jahren erfolgten Tod.



Der König wurde in den nächsten Tagen von seiner Reise erwartet, „wo gewiß weiteres erfolgen werde,“ wie mir Baron Hügel in verbindlichem Tone sagte, und dann begab ich mich in das Hotel zum König von England, um dort in einem guten Zimmer, mit der angenehmen Nummer 44 — ich habe die durch vier theilbaren Zahlen stets als von guter Vorbedeutung angesehen — von meinen Strapazen auszuruhen. Hier fand ich auch meine Reiseeffekten wieder, die ich in Mailand vorausgeschickt, meinen Koffer, sowie kleine Einkäufe von Waffen, Karabinen und Pfeifenrohren, Schärpen und Beduinenkopftücher, und freute mich wie ein Kind auf den Augenblick, wo ich in einer eigenen Wohnung alle diese Schätze, um mich her ausstellen und ausbreiten könne.

So war ich denn wieder in Stuttgart, und weil damals eine Reise in den Orient noch nicht zu den alltäglichen Dingen und zu den leichten und gewöhnlichen Touren wie heut zu Tage gehörte, so wurde ich nach Gebühr angestaunt und bewundert. Moritz empfing mich auf's Herzlichste und nie habe ich seine Worte vergessen, die er in den ersten Tagen lachend ausrief: „Was sind Sie für ein glücklicher Mensch, haben in Ihrer Jugend diese herrliche Reise gemacht, sind gesund und munter wieder gekommen, haben auch als Schriftsteller schöne Erfolge gehabt und finden sich hier sogleich von gierigen Buchhändlern umgeben, die bereit sind, Alles, was Sie schreiben, zu drucken.“ Allerdings und höchst angenehmer Weise für mich, war an Letzterem etwas Wahres; denn Cotta, der große Freiherr, wie wir ihn nannten, empfing mich mit einer wohlthuenden Beachtung; wies auch schmunzelnd auf das nebenliegende Kassenzimmer, wo ziemliche Gelder als Honorar für meine vortrefflichen Beiträge, wie er sich freundlich ausdrückte, für mich bereit lägen, und sprach die Hoffnung aus, mich als steten Mitarbeiter für seine Journale betrachten zu können. Glückselige Zeit! — unter

welch' ganz anderen Gefühlen wandelte ich jetzt durch die Straßen Stuttgarts! Von allen Seiten ersuchte man mich, für diese oder jene Zeitschrift zu schreiben, und trat ich auch in jenen Tagen zum erstenmale mit Heinrich Laube in Verbindung, der damals die Zeitung für die elegante Welt redigirte und mir in seiner kurzen, eigenthümlichen Weise schrieb: „Sie haben gewiß von Ihrer orientalischen Reise ein strotzend volles Tagebuch mitgebracht, von dem ich mit Vergnügen etwas erwarte.“

Die Leipziger Modezeitung beehrte sich ein Porträt „des geschätzten Autors“ zu bringen, und eines Tages stellte sich mir ein schwächlicher junger Mann mit blassen, sanften Gesichtszügen als der seinen Verlag eben begonnen habende Buchhändler Adolf Krabbe vor, und machte mir, sowohl für die damalige Zeit, als auch für meinen immerhin noch nicht sehr bekannten Namen glänzende Vorschläge für die Herausgabe meiner orientalischen Reise. Auch erbot er sich sogleich, ein Buch von mir zu drucken und zwar die „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden,“ welche im Morgenblatte erschienen waren, und die zugleich mit der phantastischen Erzählung „Vier Könige“ ein artiges Bändchen gaben. Mein erstes unsterbliches Werk erschien im Jahre des Heils 1841. Adolf Krabbe blieb seitdem über dreißig Jahre nicht nur mein Verleger, sondern auch bis zu seinem vor einem Jahre erfolgten Tode stets ein guter Berather und Freund, auch so anhänglich und uneigennützig, wie es ein Verleger nur sein kann, ja sogar nicht ohne einen Anflug von Dankbarkeit, und selbst anerkennend, daß er sein hübsches Vermögen großen Theils durch meine Schriften erworben habe.

Unterdessen war der König Wilhelm zurückgekehrt, hatte sich die angekommenen arabischen Pferde vorführen lassen, dabei freudig ausgerufen: „Die sehen ja so vortrefflich aus, als wenn sie von meinen Gestüten hereinkämen,“ und Tags darauf erhielt ich ein Schreiben von dem damaligen Oberstallmeister, Frei-

herr von Maucel, mit der Weisung, ihn zu besuchen, worauf er mir als Anerkennung von Seiner Majestät einen schönen werthvollen Brillantring übergab und mir zugleich Tag und Stunde bestimmte, um den persönlichen Dank des Königs zu empfangen — eine Audienz bei Seiner Majestät! — ob mir schwindelte! — und ob ich nicht etwas verzagt meine Garderobe musterte, die leider keinen schwarzen Frack aufwies, glücklicherweise aber ein ähnliches Kleidungsstück, einen sogenannten Reitrock von brauner Farbe, in dem ich mich gar nicht übel ausnahm. So auf's Beste geschmückt, auch mit tadellosen Handschuhen versehen, begab ich mich pünktlich zu der angegebenen Stunde in das sogenannte Fahnenzimmer der Residenz, wo mich ein königlicher Kammerdiener in hellblauem, mit Silber gesticktem Rocke empfing und, nachdem er einen prüfenden Blick auf die Uhr über der Thür geworfen, Seiner Majestät meldete.

Der König stand in Civilkleidern am Fenster und wandte sich, nachdem ich unter tiefen Bücklingen eingetreten, rasch und freundlich gegen mich, dankte in herzlichen Worten für die Sorgfalt, die ich seinen Pferden bewiesen und sagte dann, auf einen jungen Mann, der neben ihm stand, deutend: er habe schon durch seinen Schwiegersohn, den Grafen Reipperg, mit Vergnügen erfahren, wie sehr seine Pferde bei Kennern in Mailand gefallen. Auch ohne Nennung des Namens würde ich den Grafen Alfred an einer auffallenden Ähnlichkeit mit seinem Bruder Gustav sogleich erkannt haben; dasselbe schöne, vornehme Gesicht, bei diesem nur ernster als bei jenem, dieselben lichten, klaren Augen, dasselbe eigenthümlich blende, krause Haar. Graf Alfred stand neben einem Sessel, auf dem seine Gemahlin, Prinzessin Marie saß, und auch diese redete mich lieb und freundlich an, forschte nach dem Befinden Taubenheim's, unseres verehrten Reisechefs, und that einige Fragen in Betreff des heiligen Landes und Jerusalems. Sie war eine liebliche, zarte

Erscheinung, mit guten, seelenvollen Augen, die denen des Königs sehr ähnlich sahen, sie war im höchsten Grade anmuthig, und wenn sie mit ihrer zum Herzen dringenden Stimme sprach, so spielte ein bezauberndes Lächeln um ihre feinen Lippen. Ihren Vater liebte sie schwärmerisch, und wenn sie ihn, was häufig geschah, anhaltend betrachtete, so erwärmte sich sichtbar der Ausdruck ihrer Züge. Sie war die älteste Tochter des Königs, und ihre Verbindung mit dem schönen Grafen eine Neigungsheirath, die nur nach langen Kämpfen zu Stande kam, denn, wenn auch Graf Alfred Reipperg, Sohn des Grafen Adalbert Reipperg, Gemahls der Frau des ersten Napoleon, der Erzherzogin Marie Luise, Majoratsherr eines, wie schon früher bemerkt, sehr vornehmen Hauses war, so schien er doch einer königlichen Prinzessin nicht ebenbürtig. Die Liebe aber hatte alle diese Schwierigkeiten besiegt, und Prinzessin Marie von Württemberg war Gräfin Reipperg geworden, ihr aber das Prädikat „Königliche Hoheit“ geblieben. Nachdem ich, Seiner Majestät nochmals verbindlich dankend, auf's Freundlichste entlassen war, trat ich in das Fahnenzimmer zurück, wohin mir Graf Reipperg sogleich nachfolgte, mir, von dem ihm sein Bruder Gustav so viel Liebes und Gutes geschrieben, herzlichst die Hand gab und mir sagte: Ich solle ihn, so oft als ich wolle, besuchen und sei er stets zwischen drei und fünf Uhr zu Hause anzutreffen.

Daß ich das königliche Schloß unter einem sehr glücklichen, ja gehobenen Gefühle verließ, wer möchte mir das übel nehmen? War doch kaum ein Jahr vergangen, seit ich, ein mittelloser, gänzlich unbekannter junger Mensch, hier in Stuttgart angekommen war, nicht wissend, wie sich meine Zukunft gestalten würde, und nun dieser plötzliche Umschwung, das kostbare Geschenk des Königs in der Tasche, seinen freundlichen Dank im Herzen und das Bewußtsein, vielleicht eine Schriftstellerlaufbahn

vor mir zu haben, die, wenn sie mich auch nicht zum berühmten Manne machte, doch meine Zukunft bei bescheidenen Ansprüchen sicherte! —

Ich mußte lachen, als ich an dem Theatergebäude, wo ich noch vor Kurzem zu meinem Privatvergnügen im Chor mitgesungen und als Fortinbras so glänzend durchgefallen war, vorüberschritt. Die aufziehende Wachparade spielte gerade den Priesterchor aus Norma, den ich zuletzt im Hafen von Marmarizza an der kleinasiatischen Küste von der Musikbande eines englischen Linien Schiffes spielen gehört, und dessen Klänge mir meinen ersten Theaterbesuch hier in Erinnerung brachten, wo mich das gute Rickete von Gundelsheim darauf aufmerksam gemacht: „wie sich der Mond verschlupfe“ — — welcher Umschwung des Glücksrades!

Vor allen Dingen suchte ich mir nun eine anständige Wohnung und fand sie im Parterre eines Hauses in der Kanzleistraße, wo ich mich behaglich, ja fast elegant einrichtete; natürlich durfte ein breiter türkischer Divan als morgenländische Erinnerung nicht fehlen, sowie ein großer Lehnstuhl, einige Sessel, alles mit schönem rothgeblühtem Ziz überzogen, dazu ein Schreibtisch, kurz Alles, was zu einer Garçonwohnungseinrichtung gehört; dann ordnete ich meine Waffen und Pfeifen, verzierte die Wände nach Junggesellengeschmack mit Lithographien von zweifelhaftem Werthe und noch zweifelhafteren weiblichen Figuren, stellte dazu passende Gipsstatuetten auf, die ich billig in Mailand gekauft, schaffte das nöthige Handwerkszeug, Papier, Federn und Tinte an und sorgte nach meinem ehemaligen Schreiber Lindner, der auch so freundlich war, mir die Morgenstunden, die ihm der Theaterdienst frei ließ, zu widmen.

Ich begann damit, meine Tagebücher zu ordnen, um aus ihnen, sowie dem schon Gedruckten der „Allgemeinen Zeitung“ und dem „Morgenblatt“ meine orientalische Reise zu schreiben.

Rasch erweiterte sich auch der Kreis meiner Bekannten, ich erhielt nicht nur Zutritt in guten bürgerlichen Familien, sondern war auch in adeligen Häusern gern gesehen, wo mich theils Taubenheim, der unterdessen gleichfalls zurückgekehrt war, einführte, sowie auch Moritz, dem ich unter anderen auch die Bekanntschaft des Grafen Alexander von Württemberg verdankte, der, eine poetisch angelegte, ritterliche, liebenswürdige Natur, vor Kurzem seine „Lieder des Sturms“ herausgegeben hatte. Er wohnte Sommers auf seinem reizenden Landhause Serach bei Eßlingen, und dort, sowie Winters in seinem Hause in der Stadt, hatte ich Gelegenheit, hochinteressante und berühmte Leute, Justinus Kerner, Lenau, Emma von Riendorf und Andere nicht nur kennen zu lernen, sondern auch mit ihnen in bleibenden Verkehr zu treten.

Serach, das Landhaus des Grafen Alexander, damals noch ein anspruchsloser, aber behaglicher Bau auf der Höhe des Berges, wundervoll einsam gelegen, hatte für mich etwas ungemein Anziehendes, und betrachtete ich es schon damals als das Höchstzuerreichende, so oder ähnlich einmal wohnen zu können, an weiten Fenstern zu sitzen, die auf irgend ein stilles Thal gingen, oder am Bergabhange unter breitästigen Buchen und Tannen zu lagern, vielleicht dabei das Murmeln einer Quelle zu hören und dem Weih zuzuschauen, wie er hoch in der Luft seine stillen Kreise zog. — —

In Serach war es außerordentlich gemüthlich, Wirth und Wirthin von einer wohlthuenenden, ungezwungenen Freundlichkeit. Die nicht zu großen traulichen Zimmer, Waffen und Jagdgeräthschaften an den Wänden und in schmucklosen Rahmen die bekannten Kupferstiche Niedingers, hohe und niedere Jagd betreffend; draußen lagen die mächtigen Hunde des Grafen, oder begleiteten sie ihn in wilden Sprüngen, wenn er uns in Toppe und Jägerhut mit Gamsbart und Spielhahnsfedern gegen Eß-

lingen entgegengeritten kam, dann zeigte er uns sein kleines Anwesen, die Verbesserungen, die er angebracht, neue Pflanzungen, und mit großem Stolge einen Felsblock, den er, mit sammt den Alpenrosen, die auf ihm wuchsen, hatte kommen lassen; beim Mittagessen aber bereitete er einen vortrefsslichen Salat, den er aus zwölf bis sechzehn Kräutern und Stauden selbst zusammen gesucht hatte.

Wie schmerzlich hat es mich in späteren Jahren oft berührt, wenn ich, hier vorüberkommend, das traulich einsame Anwesen so verändert, vergrößert, erweitert, glänzend verschönert und deshalb in seiner Behaglichkeit zerstört wieder sah; neben neuen großartigen Gebäuden wurde die ehemalige Wohnung des Grafen mit dem einfachen Giebel, an dem ein mächtiges Hirschgeweih prangte, kaum noch bemerkt; breiter Weg und große Lichtungen hatten die schattige Einsamkeit vertrieben und ein neues und anderes Geschlecht neues und anderes Leben hier hervorgerufen.

Und doch würde es mich noch trauriger stimmen, wenn ich das alte Serach wieder gefunden hätte, ohne eine alte wohlthuede, freundliche Erinnerung an die alten Bekannten und lieben Gesichter, den Hausherrn und die blendend schöne Hausfrau mit den lieblichen Kindern. Ach! und dies Familienleben hat das herbe Schicksal so grausam zerstört! Ich werde später erzählen, wie ich den Grafen Alexander nach vielen Leiden, Täuschungen, ja Entbehrungen in Florenz wieder sah: dann nach seinem Tode fielen die schon früher gelockerten Familienbände gänzlich auseinander; die Gräfin verheirathete sich wieder, ebenso die älteste Tochter, die zweite ging in's Kloster und von den beiden Söhnen, talentvollen und schönen jungen Männern mit dem stolzen Namen Grafen von Württemberg, ist der jüngere kürzlich unbemerkt gestorben, während der ältere heute noch als Liederkomponist in Wien lebt.

Das ganze Leben des Grafen Alexander hätte Stoff zu

einem düsteren Roman gegeben, sein Ringen, auf der Höhe seiner gesellschaftlichen Stellung zu bleiben, wozu doch die Mittel nirgends ausreichten, das Unglück, dem königlichen Hause nahe verwandt zu sein und doch dieser Verwandtschaft nicht gerecht werden zu können, dazu manche Schatten, hervorgerufen durch den heiteren lebenslustigen Sinn der weit jüngeren Gräfin.

Wie so Vieles, was ich in der Schule des Lebens kennen gelernt, so steht auch dieses glänzende Glend eines mittellosen aber vornehmen Hauses noch deutlich vor mir und ich vergesse nie das peinliche Gefühl, das es uns, den Gästen, später oft verursachte, die Dienerschaft mürrisch, ja widerwillig jeden Befehl ausführen zu sehen.

Im Gasthose zum König von England, wo ich bei meiner Rückkehr abgestiegen war und Mittags, auch meistens Abends mit Moriz und andern Bekannten speiste, war ich dem wackeren Wirth, Herrn Schwaderer, einem braven und jovialen Manne, ein so lieber und gern gesehener Gast, daß er mich später in Verlegenheit brachte, weil es unmöglich war, von ihm eine regelmäßige Rechnung zu bekommen und ich deshalb eines schönen Tages vor einem tüchtig angeschwollenen Conto stand; doch kümmerte uns das Beide äußerst wenig und ich führe es nur zum Beweise an, wie leicht es schon damals in Stuttgart war, in Schulden zu gerathen, auch danke ich dem guten alten Herrn mit dem weißen borstigen Haar noch heute für seine Zuverlässigkeit, mit der er uns schmunzelnd die besten Speisen, die feinsten Weine anpries, wobei es seine stehende Redensart war: „laissez-moi faire“ und verdanke ich dem gastlichen Hause viele schöne und in mancher Hinsicht genußreiche Stunden. Was damals von ausgezeichneten Leuten nach Stuttgart kam, Schriftsteller, Dichter, Musiker, dramatische Künstler und Künstlerinnen, wohnte im Könige von England oder vermehrte wenigstens unsere tägliche und oft sehr heitere Tafelrunde.



Hier lernte ich auch den schon damals bekannten Maler Gegenbauer kennen, berühmt geworden durch seine herrlichen Fresken aus der württembergischen Geschichte, die er im königlichen Residenzschlosse geschaffen hat; lange, lange Jahre bis zu seinem Tode bin ich mit ihm in möglichst engem Verkehr geblieben und war er mir stets ein lieber und wohlwollender Freund; meistens spielten wir nach Tisch *alla morra* um eine Tasse Kaffee; auch machte mich hier Moritz gleich am ersten Tage mit einem blaffen, jungen Manne bekannt, dessen hellblondes sorgsam gekräuseltes Haar eine gut angelegte Stirne bedeckte und der, ohne hübsch zu sein, intelligente Züge hatte. Es war ein neu engagirter Schauspieler, ein angehender junger Liebhaber, Theodor Löwe, der hier erst seine künstlerische Laufbahn beginnen sollte.

Moritz, der, wie man bereits an mir gesehen hat, Lust und Talent zum Protegiren hatte, auch nicht leicht nachließ, wo er einmal seinen Hebel ansetzte, hatte sich vorgenommen, aus dem jungen Löwe einen guten Schauspieler und ein sehr brauchbares Mitglied des Stuttgarter Hoftheaters zu machen, welsch' Letzteres ihm auch gelang; Löwe, gesellschaftlich und literarisch durch und durch gebildet, sehr fleißig, hatte einen ausgesprochenen guten Geschmack für Costüm und Charaktermasken jeder Art, und war deßhalb trotz seiner Größe stets eine angenehme, meistens historisch richtige, häufig auch malerisch hübsche Erscheinung. Wie Moritz für ihn und er für Moritz sorgte, habe ich in meiner humoristischen Skizze: „In Scene setzen“ benutzt und beschäftigte sich in der That die Sorge seines Regisseurs und Freundes auf's Peinlichste damit, seinem Schützlinge möglichst gute Rollen zuzuwenden, ihn in Costümen dem Publikum auf's Vortheilhafteste vorzuführen und — das war die Schattenseite dieser Art von Protektion — jede Vergleichung mit begabteren Künstlern fern zu halten. Löwe, der ein anerkennungswerthes, poetisches Talent

befah und auch ein paar Gedichtsammlungen veröffentlicht hat, die des Guten und Schönen viel enthalten, hatte auch in Stuttgart seinen guten Weg gemacht, kam allmählig in den Besitz der Rollen eines ersten Charakterliebhabers, wurde Regisseur, heirathete eine Schwester der Fräulein von Stubenrauch und war bis zum Tode König Wilhelms eine durch diese Beziehungen mächtige Person bei dem königlichen Hoftheater. Neben guten Eigenschaften war er übrigens genug auf sich selbst bedacht, um Freunde, deren Stellung zweifelhaft geworden war, in gewissen Kreisen zu verläugnen, wenigstens im Umgang mit ihnen äußerst vorsichtig zu sein, wie selbst Moriz und ich in späteren Zeiten erfahren mußten.

Zu jener Zeit kam Thorwaldsen nach Stuttgart und wurde von König Wilhelm und von der Stadt mit großen Ehren empfangen und bewirthet; er wohnte im König von England, wo ihm stets eine königliche Hofequipage zur Verfügung stand und von wo er auch in einem Viererzuge zu weiteren Touren, zum Beispiel nach Hohenheim und über die königlichen Gestüte abgeholt wurde. Auch veranstaltete ihm der König ein großes Bankett in den Räumen des Cannstatter Curssaales, zu welchem, obgleich Seine Majestät, gemäß damaliger Etikette, nicht daran Theil nahm, sämtliche Minister befohlen wurden, wobei die artige Geschichte vorfiel, daß der Finanzminister von Herwegen besorgt einen Kollegen fragte: „Über was kann man denn eigentlich mit einem solchen Manne reden?“ Thorwaldsen, der kein Deutsch sprach, soll damals einen schwunghaften Toast mit einem dreimaligen Neigen des Hauptes und dreimaligen merci beantwortet haben.

Am Tage darauf gab ihm die Stadt, sowie die Kunstschuldirektion ein Fest auf der Silberburg, und wurde der Altmeister nach Beendigung desselben gegen Mitternacht unter fortwährendem Jubel zahlreich herbeigeströmter Zuschauer mit Fackelbegleitung

junger Kunstgenossen nach seiner Wohnung zurückbegleitet, ihm vorher aber noch vor dem Denkmale Schillers eine großartige Ovation gebracht.

Ob er damals, wie früher schon in den zwanziger Jahren gesehen, den gleichfalls hochberühmten Bildhauer Dannecker besuchte, weiß ich nicht genau anzugeben, glaube es aber kaum, weil Dannecker zu dieser Zeit schon 83 Jahre alt war und vollkommen zurückgezogen lebte. Auch hieß es, er sei kindisch geworden, was aber, wie mir sein Schüler, der gleichfalls rühmlichst bekannt gewordene Bildhauer Professor Wagner, versicherte, durchaus nicht der Fall war und sich wohl mit durch den Umstand verbreitet hatte, daß Dannecker, der seine Wohnung nicht mehr verließ, dort mit einer eigenthümlichen Unruhe und Lebendigkeit unter den Abgüssen seiner eigenen Meisterwerke, sowie der Antiken verkehrte, wie ich selbst noch gesehen habe. Dort schritt er betrachtend, auch wohl an einem Glase mit Wein nippend, durch den Saal, der seine Sammlungen enthielt, sowie durch die anstoßenden Ateliers, Sommers in einer kurzen hellen Jacke, ein Sammetkäppchen auf dem weißen Haar. Häufig erschien er auch, freudig gestikulirend, am Fenster seines im ersten Stock gelegenen Esszimmers, wenn die Wachparade aufzog und ein befreundeter Offizier, Oberst von Haysn, einen von Dannecker besonders geliebten Marsch spielen ließ. Daß ihm seine berühmte Schillerbüste schließlich weggenommen werden mußte, weil er am Hinterkopfe gar zu rücksichtslos fortarbeitete, ist allerdings wahr, doch hatte sich der alte Herr in den Kopf gesetzt, daß wallende Locken für einen so ernsten Denker doch wohl nicht recht passend seien, weshalb er sie in schlichteres Haar unwandeln wollte.

Das Jahr 1841 war für Stuttgart überhaupt reich an großen Ereignissen und wurde am 27. September, dem Geburtstage König Wilhelms, das 25jährige Jubiläum einer segensreichen und für das Volk glücklichen Regierung in einer ganz

außersordentlich glänzenden Weise unter Betheiligung von Deputationen des ganzen Landes gefeiert. Stuttgart war bis in seine entlegensten Straßen verziert, wie ich es später nie mehr gesehen habe, und jedes einzelne Haus zeigte irgend einen Schmuck in Blumen, Früchten, Kränzen, Laubwerk, bunten Tüchern, Fahnen, Gemälden und Bildhauerarbeit, besonders in Porträts, Büsten und Namenszügen des Königs. Den Mittelpunkt des Ganzen bildete die Enthüllung des Modells zur Festsäule, wie sie später in Granit ausgeführt wurde, auf dem äußeren Schloßplatze, und daran anschließend der Festzug des ganzen Württembergerlandes, Abordnungen, Deputationen, Repräsentationen aus alter und neuer Geschichte, Kunst und Gewerbe aus jedem Oberamte, aus jeder größeren und kleineren Stadt, zu Fuß, zu Pferd und auf geschmückten Wagen, jeder Einzelne echt und schön costümiert, jede Gruppe kunstvoll und sinureich zusammengestellt. An dem Zuge selbst mögen an 30,000 Menschen Theil genommen haben und gegen 100,000 Nichteinheimische an diesem Festtage in Stuttgart gewesen sein.

Von jeher hat es mir Vergnügen gemacht, Freunde bei mir zu sehen und Bekannten einen vergnügten Abend zu bereiten, weshalb ich auch, sobald ich eingerichtet war, meine bescheidenen Salons in der Kanzleistraße eröffnete und mindestens einmal in der Woche Gäste empfing, wo bei Thee und Butterbrod oder einem Glase Bier oder Wein geplaudert, gescherzt und gelacht wurde. Hier fanden sich nach und nach die eigenthümlichsten Elemente zusammen und war es damals in Stuttgart wohl der einzige neutrale Grund, auf dem sich die verschiedenartigsten Gesellschaftsschichten begegneten. Kamem doch Schriftsteller, Musiker, Dichter und Schauspieler, auch wenn sie sich nur ein paar Tage in Stuttgart aufhielten, zu mir; Einer brachte den Andern, und da ich auch unter dem Adel und der Diplomatie Bekannte hatte, so sah ich auch aus diesen Kreisen Manchen von altem und gutem

Namen: die Fürsten von Hohenlohe, den Prinzen Napoleon, Graf Crouvelli, der als österreichischer Botschafter in Rom starb, Graf Ventivoglio, einen Nachkommen König Enzo's, ein Bild vollendeter männlicher Schönheit, Reipperrg, Taubenheim; von der jüngeren Generation die Freiherren von Wimpfen, die aber später zu den Bestandtheilen eines anderen Kreises gehörten, von dem ich seiner Zeit erzählen werde.

Wie viele von Allen denen, die zu jener Zeit auf dem breiten Divan ihren Tschibuk oder Nargileh rauchten, oder unter der gewissen roth leuchtenden Lampe ihren Thee tranken, sind indessen schon gestorben, andere verdorben, verschollen, überallhin zerstreut! Und wenn ich heute, wie zuweilen geschieht, an jener Parterrewohnung vorübergehe und dort ein einsames Licht brennen sehe, so kommt die Erinnerung an jene heiteren glücklichen Abende oft mit tiefer Wehmuth über mich, den unterdessen auch alt Gewordenen. Das sind noch dieselben Zimmer, die gleiche Hausthüre, zu der wir ein- und ausgingen, Alles ist in dieser Straße unverändert geblieben und nur die Genossen jener Zeit sind so ganz, ganz anders geworden, wenn man sie nicht unterdessen in Ost und West zur Ruhe gelegt hat.

In jener Zeit lernte ich auch einen bedeutenden Künstler kennen, mit dem ich von damals bis heute in engster Freundschaft geblieben bin, den Maler Karl Müller, Sohn und Enkel der berühmten Kupferstecher, der nach jahrelangem Aufenthalt in Rom zur Heimath zurückkam und hier einige Bilder malte, die großes Aufsehen machten. Schüler von Ingres in Paris, zeichnete er wundervoll und seine Skizzen, auch aus der gegenwärtigen Zeit, sind von einer Feinheit und Eleganz, wie ich sie selten bei einem Künstler gesehen habe; dabei war er von gutem, treuem, liebenswürdigem Charakter, bis zur Aufopferung gefällig, kurz von den Menschen, die uns im Leben begegnen, einer der Wenigen, von denen man sagen konnte, daß sie uns

nie getäuscht, daß wir in ihrem Wesen niemals eine auch nur zweifelhafte Falte entdeckt; selbst seine Fehler, wenn man sie so nennen will, seine leicht aufbrausende Heftigkeit, waren für seine Freunde meistens ergöglich, nie verlegend, ebenso wie sein oft komisch ausgedrückter Kummer darüber, daß er Müller heiße, dieses entsetzliche Schicksal für einen Künstler, zwischen Hunderttausenden von anderen Müllern unterzugehen. Und doch ist er nichts weniger als untergegangen, und wenn von seinen zahllosen und vortrefflichen Zeichnungen, schönen Entwürfen und Bildern nur sein großes berühmtes Gemälde, „das Oktoberfest in der Villa Borghese bei Rom“ auf dem Landsitz des Königs Karl von Württemberg bei Stuttgart, übrig geblieben wäre, so würde das den Namen des Meisters Karl Müller für alle Zeiten unvergessen machen. Begreiflicherweise gehörte auch er damals zu unserem heiteren Kreise, von welchem ich noch eine ergögliche Karrikatur von seiner Hand bewahre, in welchem Genre er gleichfalls ausgezeichnet war.

Wenn ich bis jetzt das Haus meines verehrten Freundes, des Grafen Alfred Reipperg, noch nicht weiter erwähnte, so geschah es, um mir das Beste bis zuletzt aufzuheben. Wie ehrenvoll war sein und der Prinzessin Marie Wohlwollen für mich, wie viel Schönes habe ich Beider Güte zu verdanken! Wurde ich doch gleich von Anfang an, Dank der Empfehlung seines Bruders Gustav, von dem Grafen Alfred nicht als fremdbleibender Besucher, sondern in gewisser Beziehung als Hausgenosse betrachtet; zu jeder Zeit wurde ich bei ihm vorgelassen, saß dann stundenlang mit ihm plaudernd und die vortrefflichsten Cigarren rauchend Winters an seinem hohen Kamin, in welchem mächtige Holzflöße loderten, und wenn gegen Abend die Zeit herankam, wo er zur königlichen Tafel seine Generalsuniform anzog, mußte ich meistens sitzen bleiben und die Prinzessin erwarten, deren gewinnende, sich stets gleich bleibende Freund-

lichkeit mich ihren hohen Rang vergessen ließ, und lernte ich dabei, was für meine späteren Geschichten von großem Nutzen war, wie natürlich, ungezwungen und selbst in harmlosen Scherzen sich auch die höchsten Personen, wenn sie, wie hier voll Geist, voll tiefen Gefühls und warmen Herzens sind, zu unterhalten vermögen.

Graf Alfred Reipperg war als Majoratsherr der Familie in den Besitz schöner, in der Nähe von Heilbronn gelegener Güter getreten, die allerdings unter Verwaltung von Pächtern ziemlich heruntergekommen waren, und die er sich nun bemühte durch zweckmäßige Bewirthschaftung, Herstellung der fehlenden oder verfallenen Gebäulichkeiten, besonders aber durch Waldkulturen, auf weit ausgedehnten, dürftig bewachsenen Flächen in die Höhe zu bringen, was ihm auch vortrefflich gelang. Er besaß dort bei dem Flecken Schweigern eine herrschaftliche Wohnung, langgestreckte einstöckige, allerdings reich, elegant und dabei wohnlich eingerichtete Gebäude, begreiflicherweise das Schloß genannt, ohne diesen Namen zu rechtfertigen; prachtvoll aber war der Park, der dazu gehörte, besonders aber die Gartenanlagen, mit ausgedehnter Obst- und Blumenzucht, und war namentlich die Letztere eine ganz besondere Liebhaberei des Grafen, für welche er keine Kosten sparte, und zeigte seine Beete, Winters seine zahlreichen Glashäuser, das Schönste und Kostbarste an fremdländischen Pflanzen und Blumen; er hatte einen ausgezeichneten Gärtner, bei dem, wie ich hier vorausgehend erwähnen will, ich eines Tages die Bekanntschaft von Ludwig Pfau machte, der damals noch ein ganz junger unbekannter Mensch, Gehilfe in der Gärtnerei seines Vaters zu Heilbronn war.

Das Schloß hatte eine ganze Reihe von Gastzimmern, jedes auf's Behaglichste eingerichtet, zwischen dem Billardsaal und der Bibliothek, also zwischen leiblichen und geistigen Unterhaltungsräumen liegend, wohin hauptsächlich während des Winters

Freunde des Hauses eingeladen wurden, um an den großen Treibjagden Theil zu nehmen, deren Reviere von dem Grafen Alfred, der ein ausgezeichnete unermüdlische Jäger war, auf's Sorgfältigste gehegt, gepflegt und geschont wurden und die unter die Besten des damals vor dem Jahre 1848 so wildreichen Schwabenlands gehörten.

Seine Bibliothek vermehrte er mit fast allem guten Neuen, was im Buchhandel erschien, und führte über die Tausende von Bänden einen ganz eigenthümlich eingerichteten Katalog, der an Ausführlichkeit nichts, dagegen an rascher Uebersichtlichkeit Manches zu wünschen übrig ließ.

So groß durchweg in allem der Charakter des Grafen auch angelegt war, so hatte er doch eine ungemaine Vorliebe für das Schematisiren, Systematisiren und eine fast kleinliche Sucht, alles strengstens nach Reih und Glied zu ordnen, und so eine allerdings in Manchem musterhafte Ordnung herzustellen, die aber, was seine Pflanzen und Blumen anbetraf, häufig in's Komische ging, wie denn genaue Freunde von ihm behaupteten, daß diese Blumen, Pflanzen und Bücher ihm erst dann wirkliche Freude gewährten, nachdem er sie sauber mit eigener Hand katalogisirt habe.

Wenn das aber Eigenthümlichkeit genannt werden konnte, vielleicht auch Schatten, sowie seine rasch ausbrechende aber eben so rasch wieder verfliegende Heftigkeit, so verschwanden dieselben neben den vielen glänzenden und edlen Eigenschaften seines Charakters; er war von nobler und durchaus hochherziger Gesinnung, stolz, aber nicht hochmüthig, sparsam und doch wieder wohlwollend und freigebig, dabei allerdings unbeugsamen Willens, sowohl zum Guten als zum Schlimmen, und muß ich, um gerecht zu sein, unter Letzterem die oft schroffe Rücksichtslosigkeit hervorheben, mit welcher er sich gegenüber seiner hochgeborenen Gemahlin die vollkommenste und unabhängigste Freiheit des Handelns zu wahren suchte; dagegen hielt er wieder strengstens



auf die Würde des Hauses, duldete weder Nachlässigkeiten einerseits, noch Ueberschreitungen anderseits irgend welcher Art, selbst nicht von seinen ältesten und besten Freunden, war aber wiederum, was die Freundschaft selbst anbetraf, zuverlässig und unwandelbar, wie ich selbst erfahren habe.

Gleich in der ersten Zeit unseres Bekanntwerdens lud er mich ein, ihn nach Schweigern zu begleiten, und als ich dann mit ihm, dem Schwiegerjohn des Königs, in seinem mit vier Postpferden bespannten Coupé, Bediente und Jäger hinten auf, dahin abfuhr und wir seine fast übergroßen Cigarren rauchten, mußte ich mir lachend gestehen, daß ich es doch in kurzer Zeit schon ziemlich weit gebracht habe. Von späteren ähnlichen Fahrten, die ich von da an häufig mit ihm machte, erinnere ich mich, wie ergötlich, fast komisch, er nie etwas vergaß, was ihm einmal bemerkenswerth erschien, und wie er, wenn ich mich so ausdrücken darf, selbst seine Gedanken und Erinnerungen streng wie in einem Kataloge geordnet mit sich herumtrug. Bei irgend einem Triebe auf der Jagd war eine Rehgeiß geschossen worden, für welches Vergehen er mich in Verdacht hatte. Bei dem Vorfall selbst aber fragte er nur ganz kurz: „Nicht wahr, Hax“ — so nannte er mich — „die Geiß haben Sie geschossen?“ was ich natürlicherweise auf's Eifrigste verneinte; er sprach auch weiter nichts darüber, als bis wir das nächste Mal nach Schweigern fahrend den Ort Vietigheim, wo wir umgespannt hatten, verließen und nach einigem Fahren die Ruinen seines Stammeschlosses Reiperg vor uns sahen, wo er mich plötzlich wieder fragte: „Nicht wahr, Hax', die Geiß haben Sie damals doch geschossen?“ welche Frage er von da ab stets genau an derselben Stelle that, so daß ich endlich, sobald wir die Burg Reiperg vor uns sahen, schon an mich halten mußte, um nicht zu lachen, oder auch wohl vortekhend sagte: „Die Geiß habe ich gewiß nicht geschossen.“

Dieses Schweigern nun war mir natürlich schnell lieb geworden mit seinem Parke, seinen Gärten, Winters mit seinen etwas flachen, schneebedeckten Umgebungen, mit seinen herrlichen Jagden, bei denen ich allerdings gestehen muß, daß für mich, der ich nie ein passionirter Jäger gewesen bin, der dazu gehörige Apparat, das Hinausfahren in nebeliger Morgendämmerung, das Gebell der Hunde, das Aufstellen der Treiber und Jäger, besonders aber jene Stunden der Einsamkeit, wo ich an prachtvollem, sonnendurchglänzttem Wintertag lauschend an irgend einer Waldecke stand, nicht zu vergessen auch den Frühstückstrieb — so hieß die Ruhestunde um die Mittagszeit, wo im Walde ein opulentes Frühstück mit den feinsten Weinen servirt wurde — für mich weit angenehmer und interessanter war, als das Erlegen des Wildes selber. Ja zuweilen drückte ich mich unter irgend einem Vorwand an dem frühen Aufstehen vorbei, um später gemächlich nachzukommen, wobei ich mich eines ergötzlichen Vorfalls erinnere, als ich es wieder einmal so in Begleitung des Ministers Karl von Hügel that, der gleichfalls kein großer Nimrod war, und wir langsam dahinschlendernd endlich den Frühstückstisch erreichten, um dort die übrige Gesellschaft zu erwarten, uns damit unterhielten, gegenseitig die Jagdhüte in die Höhe zu werfen, um darnach zu schießen. Fast aber hätte das Graf Alfred übel vermerkt, da er herbeieilend, um sich nach dem Schießen zu erkundigen, unsere Allotria bemerkte; von da ab wurde mein Aufstehen am Morgen insofern scharf controlirt, als er mich selbst weckte und alle Zwischenthüren offen stehen ließ, um beständig nach mir zu rufen.

Herrlich waren die Abende nach jenen Jagdpartieen, wenn man so müde, durchfrozen, häufig auch durchnäßt, oft nach stundenlanger Fahrt zurückkehrte und dann in ein sanft durchwärmtes Schlafzimmer kam, wo sich schon ein Diener befand, um sowohl beim Auskleiden als auch beim wieder Ankleiden be-

hilflich zu sein; denn zum Diner um sechs Uhr wurde sorgfältig Toilette gemacht, schon dem hohen Range der Gäste zu lieb, aus welchen meistens diese Jagdgesellschaften bestanden, worunter Fremde des Hauses, Fürsten, Grafen und Barone, auch hervorragende Mitglieder des diplomatischen Corps waren. Und daß das Menu selber sowie die Ausführung zu diesem ausgezeichneten Kreise paßte, muß ich heute noch gerührt erwähnen, denn Monsieur Mocochi, der Koch des Grafen Meipperg, der ihn bei solchen Gelegenheiten stets nach Schweigern begleitete, war in der vollsten Bedeutung des Wortes ein Künstler, wie sie leider heut zu Tage bei uns nicht gefunden werden.

Alles das war für mich ein neues und fruchttragendes Kapitel im Lehrbuche meines Lebens, und wer meine „Namenlosen Geschichten“ gelesen, wird sich gewiß einer Schilderung jener Tage und Abende erinnern.

Häufig im Frühjahr und Sommer war ich auch mit dem Grafen wochenlang allein in Schweigern, wo wir seine umliegenden Güter, Schlösser und neugepflanzten Waldungen abritten, auch wohl im Schweiß unseres Angesichts der Rebhühnerjagd oblagen, dann wieder bei Regenwetter lesend und rauchend stundenlang zu Hause saßen, oder die Gewächshäuser durchstrichen, und in solchen Tagen der Einsamkeit kam mir einstmals die Idee, die eigene romantische Liebes- und Heirathsgeschichte des Grafen, umwoben von der oft melancholischen Stille des großen Parkes, zu einem Märchen zu gestalten, was ich denn auch, nach Stuttgart zurückgekehrt, sogleich that; ich vergesse nie den Augenblick, wie ich ihm darauf, als wir wieder zusammen draußen waren, eine saubere Abschrift meines Märchens „Schloß Schweigern“ übergab, wie er sich augenblicklich auf einen Sessel niederließ und meine Arbeit wohlgefällig lächelnd durchlas; ja sie hatte ihm ganz außerordentlich gefallen und gefiel auch später meinem Verleger Adolf Krabbe so wohl, daß ich mich daran machte, noch

einige ähnliche Phantasieen zu schreiben und sie unter dem Titel Märchen, illustriert von J. B. Zwecker, herauszugeben. Im Lauf der Jahre haben sie manche Auflage erlebt, sind wohl gelitten bei Alt und Jung, auch kürzlich noch mit neuen Bildern von Osterdinger herausgekommen, und ließ ich ihnen ein Jahr nach ihrem Erscheinen „den Pilgerzug nach Mekka“, arabische Sagen und Märchen, folgen.

Auch die Prinzessin Marie, des Grafen Gemahlin, hielt sich Sommers zuweilen in Schweigern auf, natürlich mit großem Train von Hofdamen, Kammerfrauen, zahlreicher Dienerschaft und Equipagen; es stellten sich dann auch Besuche ein, oder es wurden Besuche in der Nachbarschaft gemacht, bei welcher Gelegenheit wir auch eines Tages nach Weinsberg fuhren, um Justinus Kerner zu besuchen; sein Augenleiden hatte damals schon angefangen und gab ihm Veranlassung, Mädchen und Frauen, besonders wenn sie hübsch waren, aus allernächster Nähe zu betrachten, was häufig freundlich gewährt, oft aber auch lachend abgewehrt wurde. Kerner war damals schon sehr wohlbeleibt, trug gewöhnlich einen langen schwarzen Rock, der Ähnlichkeit mit einem Talar oder einer Kutte hatte, redete Bekannte nie anders an, als: mein Lieber, mein Guter oder mein Bester, und war meistens von einer stillen gemüthlichen Heiterkeit, voll von Schwänken und guten Einfällen. Das kleine Haus am Fuß der Weibertreu, wo Kerner wohnte, hatte etwas sehr Poetisches, aber auch etwas Ernstes und Melancholisches: die kleinen, dunklen Zimmer, das seltsame Klagen der Neotsharfen, die Abbildung des Hausgeistes, wie er zuweilen erschienen sei, das große Buch der Klettsographieen, aufeinander getriebene Tintenflecke, die dadurch mannigfaltige abenteuerliche Gestaltungen annahmen, die Handschrift des Zufalls oder geheimnißvoll wirkender Elementargeister hier ganz passend im Element der Tinte, welche Klettsen oft die seltsamsten Teufelsfiguren bildeten, und von denen ich

es nicht verschwören möchte, ob ihnen nicht hier und da nachgeholfen wurde. Dann trat uns, dicht am Hause stehend, der aus den Bauernkriegen furchtbar berühmt gewordene Thurm der Grafen von Helfenstein entgegen, von welchem diese mit ihren Freunden in die Spieße der unten harrenden Bauern gestürzt wurden; oben auf diesem Thurm eine Terrasse mit einem Fernrohr, das Justinus Kerner Besuchern eigenhändig irgendwo hinzurichten pflegte und dann sie auf einen leuchtenden Punkt aufmerksam machend sagte: „Das ist das Kreuz auf dem Grabe der Seherin von Prevorst.“ Unten im Hofe stand ein alter Fensterladen mit einer buntbemalten Figur, welche die Geige spielte, von der Kerner schmunzelnd sagte: „Das ist der Lenau“; bekanntlich war der unglückliche Dichter ein Virtuös auf der Violine und häufig wochenlang als Gast Kerners in Weinsberg.

Die Erhaltung der malerischen Ruinen der alten Burg Weibertreu hat man wohl dem Justinus Kerner allein zu verdanken; denn nicht nur wandte er von seinem mäßigen Einkommen viel darauf, sondern wirkte und sammelte auch sonst unermüßlich, und wenn man heute die reinlich gehaltenen Mauern und Trümmer sieht, durch die sauber gepflegten Wege wandelt oder auf dem moosbewachsenen Stein sitzend ausruht, so erscheint einem unwillkürlich die ehrwürdige Gestalt des berühmten Dichters und vortrefflichen Arztes, von welchem letzterem mir sein Sohn Theobald einige hier oben vorgefallene ergötzliche Geschichten erzählte. Auf dem Thurme wehte nämlich eine rothe Fahne, über deren Bedeutung sich einer jener oft so umständlich fragenden Besucher erkundigte, worauf ihm der Oberamtsarzt Doktor Justinus Kerner ernsthaft zur Antwort gab: „Ja sehen Sie, mein Bester, der Amtsbezirk ist so groß, daß ich den Leuten unmöglich gute Rathschläge in Betreff der Jahreszeit oder bei allenfalls ausgebrochenen Krankheiten persönlich ertheilen kann, und ziehe ich denn hier verschiedene Fahnen auf; roth bedeutet, daß ge-

Hausländer, Roman meines Lebens. I. 13

schöpft oder zu Ader gelassen werden soll; grün: daß Brechweinstein zu nehmen ist, und gelb: daß man es mit Rhabarber versuchen soll."

Mit Bezug auf die Legende, daß die Weiber von Weinsberg ihre Männer, um sie vom Tode zu erretten, als kostbarste Habe aus der belagerten Burg getragen, sieht man heute noch an einer Mauernische von der Hand des Dichters geschrieben:

„Getragen hat mein Weib mich nicht,  
Aber ertragen;  
Das war ein größeres Gewicht  
Als ich mag sagen!“

## Siebentes Kapitel.

### Am- und Aufschwung.

Meine Reise in den Orient war unter dem Titel „Daquerreotypen“ erschienen und hatte der umsichtige Verleger, besonders für Württemberg berechnet: „Reise des Baron von Taubenheim in den Orient,“ beigelegt und so den gefeierten Namen desselben meinem noch unbekannteren vorgesetzt, was von guter Wirkung war, denn Krabbe versicherte mich, das Buch gienge ganz ordentlich, und da man an dem, was ein nie zufriedenzustellender Verleger sagt, stets hundert Prozent zu addiren oder zu subtrahiren hat, so mußte das Buch einen außerordentlichen Absatz haben, wie das auch in der That der Fall war.

Unterdessen hatte ich meine Beziehungen zu Freunden und Bekannten bestens aufrecht erhalten, blieb durch Moritz und Fräulein von Stubenrauch mit dem Hoftheater in angenehmer Verbindung, wozu noch kam, daß der Chef desselben, Graf Leutrum,

seinem ehemaligen Fortinbras, dem mittlerweile bekannt gewordenen Schriftsteller, der auch mitunter über die Kunst schrieb, einen Sperrsiß verließ, den ich auch redlich ausnützte. Auch wurde mir, als gewesenem Mitglied der Bühne, der Zutritt hinter die Coulißen gestattet, von welcher Erlaubniß ich nicht nur in den Zwischenakten Gebrauch machte, sondern wo ich auch bei oft gesehenen Vorstellungen ganze Abende zubrachte. Für mich eine höchst interessante und lehrreiche Zeit, die ich mannigfach, später am bedeutendsten in meinem „Europäischen Skavensleben“ verwerthete. Das Leben und Treiben hinter den Coulißen ist für sich selber eine Welt im Kleinen und kann nur aus eigener gründlicher Anschauung studirt werden, und habe ich mich jahrelang mit besonderer Vorliebe diesem höchst angenehmen Studium hingegeben, auch später dort einen Faden angeknüpft, der nach und nach zu einem festen mich durch das Leben begleitenden Bande geworden ist; allerdings ist dort oben eine Welt der Täuschungen und vieles, was uns in trügerischer Helle reizend costümiert glänzend umflittert, als gediegenes Gold uns wünschenswerth erscheint, stellt sich bei nüchternem Tageslicht ganz anders dar.

Meinen guten Neuburg, mit dem ich nach Stuttgart gekommen, sah ich häufig, bis er nach ein paar Jahren die Stadt verließ und nach Augsburg ging, von wo ich noch hie und da Briefe von ihm erhielt; dann aber hörte ich nichts mehr von ihm und erfuhr erst später, daß er in seiner Vaterstadt Göttingen gestorben sei.

In früheren Jahren hatte man im Hoftheater Maskenbälle veranstaltet, die aber nach und nach aus Mangel an Theilnahme, wie es hieß, nicht mehr stattfanden, und meinte eines Tages Fräulein von Stubenrauch: „es wäre wohl wieder einmal eines neuen Versuches, - bei dem sich auch der König einmal sehr amüsiren würde, werth“ — und ich, der ich ja so oft von dem

Kölner Karneval erzählt, sollte es unternehmen, ein paar maßfirte Züge, Scenen und dergleichen zu arrangiren. Natürlich war ich gern dazu bereit, da ich mir Geschicklichkeit und Phantasie genug zutraute; es war allerdings mein erster derartiger Versuch, der aber ganz hübsch ausfiel und in dem wir eine allerdings bizarre Idee, die ich erdacht, ausführten, alle möglichen Thiere: Wolf, Schaf, Hund, Esel, ferner Kanarienvögel, Gans, Taube u. s. w. mit täuschend nachgemachten Köpfen und charakteristisch costümir, tanzten mit Blumen in weiß und goldenen Töpfen, was ein höchst lebendiges, malerisches, etwas tolles Durcheinander gab. Theilnehmer an dieser Quadrille waren junge Leute aus den besten Häusern der Stadt; im Balletsaale wurde probirt, ja zuweilen auch zugesehen, wie die hübschen Tänzerinnen eine großartige Pantomime für denselben Zweck einstudirten, was natürlicherweise viel Gerede in der Stadt gab, auch ließ ich die Requisiten zu meiner Quadrille von Leuten in den fertig gewordenen Thierköpfen offen und sichtbar in's Theater tragen, Costüme bei verschiedenen Schneidern machen, die auch nicht verfehlten, darüber zu plaudern; so kam es, daß, weil ziemlich lange vorher der Abend bestimmt war, an dem der Ball stattfinden sollte, drei Tage vor demselben schon eine solche Menge von Karten ausgegeben war, daß man mit dem Verkaufe einhalten mußte. Ich selbst führte als stattlicher Haushahn mit entsprechendem Kopf auf stolz gebogenem Halse und prachtvollem Schweife, sonst im Costüme eines gespreizten eiteln Kavaliers, mit Sporen und langem spitzen Degen, den Hut unter dem Arm, die Quadrille an und eröffnete sie durch ein äußerst majestätisches Krähen. Alle Welt amüßte sich köstlich und der Erfolg des Balles, für den ich mich auch in dieser Richtung verbürgt hatte, war gesichert, und indem man noch lange von dem wirklich schönen Feste sprach, wurde auch mein Name häufig lobend und mit Anerkennung genannt.



Soviel ich mich erinnere, war es der letzte Maskenball, der im Hoftheatergebäude gegeben worden ist und auf dem ich thätig war.

An Rubens Oper „Gustav oder der Maskenball“ dagegen betheiligte ich mich fast bei jeder Aufführung, indem ich mich unter die Vermummten auf der Bühne mischte, auch wohl Züge oder einzelne Scenen arrangirte; so fuhr ich einstmals als Arlequino costümiert mit einem Schlitten, vor den sechs Schimmel gespannt waren, allerdings nur travestirte Männer, über die Scene und warf dieses Fahrzeug, in welchem sich die schon genannten Grafen Crouwelli und Bentivoglio als Pantalon und Trufaldin befanden, dicht vor dem Souffleurkasten, zum großen Ergötzen der Zuschauer, um.

Damals gehörte auch zu unserer Gesellschaft im „König von England“ ein Apotheker Berg, älter als wir jungen Leute, ja selbst als Moriz, der uns doch um manche Jahre voraus war. Papa Berg, wie er von uns Allen genannt wurde, war ein tüchtiger Chemiker, sonst ein stiller ernster Mann, der aber, indem er bei uns sitzend ruhig seine verschiedenen Schoppen Wein trank, großes Gefallen an unsern lustigen Schwänken und Anekdoten hatte; mich, der ich ihn zuweilen in seinem Hause besuchte, mochte er ganz besonders leiden und sagte mir eines Tages, er habe die Idee gefaßt, Stuttgart mit Gas zu versehen — damals gab es nur ölbrennende Straßenlaternen — und möchte zum Geburtstag des Königs am 27. September Seiner Majestät gerne eine Probe davon im Foyer des Hoftheaters veranstalten, die ich vorstellen und nöthigenfalls erklären sollte.

Die Erlaubniß dazu hatte er von meinem hochverehrten Freunde Taubenheim erhalten, der nach der Pensionirung des früheren Hoftheaterchefs Grafen Leutrum die Führung der Intendantz zu seinem Posten als erster Stallmeister übernehmen mußte, bei welcher Gelegenheit Seine Majestät die witzigen

Worte sagte: „Der Pegasus hat meinen Intendanten abgeworfen, weshalb ich die Zügel in die Hand meines besten Stallmeisters geben will.“

Daß ich dem guten Papa Berg bei seiner Gasvorstellung recht gern nützlich sein wollte, verstand sich von selbst, hatte ich doch dabei die Aussicht, den König nochmals zu sehen, wahrscheinlich von ihm angerebet zu werden. Die Vorbereitungen für diese neue Art von Beleuchtung wurden auf dem Balkon vor dem Foyer getroffen, wobei auch ich nach besten Kräften und mit großem Interesse half; dünne Blechröhren wurden so versteckt als möglich im Innern des Saales angebracht, wo das Gas theils durch mit Epheuranken verzierte Wandarme leuchten sollte, theils in dem Kronleuchter in der Mitte, was alles natürlich recht provisorisch aussah; doch leuchtete unser Gas bei der Probe am Vorabend ziemlich weiß und klar, weshalb ich denn am festlichen Abend in möglichst eleganter Toilette, doch nicht ohne einiges Herzklopfen der Vorstellung entgegenjah. Die bestimmte Stunde schlug; rothe Lafaien öffneten die Flügelthüren, und als der König und die Königin, dem gesammten Hofstaate voraus, auf der Schwelle erschien, hörte ich sogleich an seinen freundlichen Worten: „Ah, wie hübsch!“ daß ihm die blendende Helle gegenüber der früheren Kerzenbeleuchtung außerordentlich gefiel. Dann rauschte es heran und quoll herein, blendende Toiletten, gestickte Uniformen, blitzende Brillanten und wehende Federn, Sterne und Orden durch alle Rubriken, und nachdem der König, mich sogleich wieder erkennend, äußerst wohlwollend mit mir sprach, sich auch in aller Kürze die Einrichtung erklären ließ, kassirte ich gleichfalls von vielen Andern eine ganze Summe von Anerkennungen für Papa Berg, der für solche Präsentationen selbst keine Neigung hatte und sich draußen auf dem Balkon versteckt hielt, ein. Folgen hatte übrigens diese Vorstellung für ihn nicht, doch war damit immerhin für die Gasbeleuchtung ein

Anstoß gegeben werden, der König interessirte sich lebhaft dafür; doch dauerte es noch einige Jahre, bis das neue Licht durch eine Genfer Aktiengesellschaft der Residenz Stuttgart aufging. Der arme Berg erlebte das übrigens nicht mehr, da er nicht lange nach jener Vorstellung plötzlich am Schlage starb.

Ich aber war durch jene Vorstellung wieder günstig in die Erinnerung Seiner Majestät zurückgerufen worden und erfuhr, daß er sich auch sonst freundlich über meine Arbeiten und Bestrebungen ausgesprochen habe.

Die königliche Familie bestand zu jener Zeit aus Seiner Majestät dem König Wilhelm, der Königin Pauline, einer geborenen Herzogin von Württemberg, Gemahlin dritter Ehe, deren Tochter, Prinzessin Katharine, dem Kronprinzen Karl und der jüngeren Prinzessin Auguste; aus der zweiten Ehe des Königs mit der ebenso geistvollen als liebenswürdigen, heute noch von den Württembergern hochverehrten Großfürstin Katharine von Rußland, Wittve des Herzogs von Oldenburg, lebten zwei Töchter, Sophie, die Königin der Niederlande, und Prinzessin Marie, meine erhabene Gönnerin; beide zeichneten sich, wie ich von letzterer schon erwähnt, durch die vortrefflichen Eigenschaften ihrer Mutter, Geist, Liebenswürdigkeit und herzliches Wesen aus, waren als älteste Kinder ganz besondere Lieblinge ihres Vaters und bildeten in ihrer Anhänglichkeit den einen Theil der Familie, der von dem andern durch einen Riß aus schon erwähnten und in manchen Beziehungen nicht zu rechtfertigenden Ursachen gewissermaßen getrennt war. Doch hatte auch die Hauptbetheiligte der andern Seite nichts gethan, um jenen Mißton der Familie zu mildern, mindestens um ihn weniger auffällig zu machen, ihn wohlwollend zuzudecken oder sogar ganz verschwinden zu lassen, und wenn vielleicht ein freundliches, sogar selbst mehr durch den Verstand als durch das Herz dikirtes Entgegenkommen Vieles ausgeglichen hätte, so wurde dadurch durch schroffes Auftreten

und berechnende Kälte jener Miß stets vergrößert und endlich unheilbar gemacht; doch hat der König dabei auf's Genaueste und korrekteste die Stellung seiner Gemahlin nach Außen zu wahren gewußt, lebte mir ihr vor den Augen der Welt wie im ungetrübtesten Einvernehmen, war fast täglich mit der Königin in seiner Theaterloge zu sehen, speiste stets mit derselben, häufig im engen Familientreise, und trug auf's Feinlichste Sorge, das Ansehen ihrer hohen Stellung zu bewahren.

Daß ich das Haus der Fräulein von Stubenrauch, wo der arme, unbefannte junge Mensch freundlich und herzlich aufgenommen war, wo ich manche angenehme, heitere Stunde verlebte, auch ferner und nach wie vor besuchte, verstand sich von selbst, und wäre das Gegentheil jedenfalls ein Beweis häßlicher Undankbarkeit gewesen; auch will ich nicht verhehlen, daß es mich wie so viele Andere lebhaft zu der interessanten Frau hinzog, die, eine vortreffliche Künstlerin, so angenehm in der Unterhaltung war, stets gütig, stets wohlwollend, und in deren Hause man sehr häufig einen Kreis liebenswürdiger, geistreicher, ja berühmter Männer und Frauen fand. Doch war ich damit bei der einen und sehr zahlreichen Hofpartei doppelt und dreifach angestrichen in's schwarze Register gekommen, und wenn man mir auch damals und später nie offen und gewaltsam entgegenzutreten vermochte, so hat man doch nach und nach auf's vorsichtigste Körnchen um Körnchen zusammengetragen, um mich stolpern und endlich fallen zu machen.

Zu jener Zeit kam der Kronprinz Karl, der in Tübingen studirt hatte, von einer Reise nach England zurück; er sollte nur bis zu einer weiteren Reise nach Italien in Stuttgart bleiben und trat hier zum erstenmale in die Welt; das war natürlich ein Ereigniß in der Stadt und bei Hofe, wo sich jeder, soweit es der Anstand zuließ, dem jungen Herrn zu nähern suchte, um sich schon im Voraus von der künftigen Gnadensonne erwärmen,

wenigstens bescheinen zu lassen, oder auch, um das Wesen des Thronerben, seine Gemüthsart, seine Tugenden und allenfalligen Fehler kennen zu lernen.

Ueber alles das war noch sehr wenig in die Oeffentlichkeit gekommen. Kronprinz Karl, ein zarter, leicht erregbarer Knabe, hatte seine Spiele und ersten Lehrjahre zuerst bei Gouvernanten und einem schwäbischen Präceptor unter den Augen der Mutter verbracht, hatte dann als Erzieher einen Genfer Professor, Herrn Trempley, erhalten, dem später, als der Kronprinz heranwuchs, zwei Gouverneure, der Generalmajor Graf Sontheim und Hauptmann Hardegg beigegeben wurden. Letzterer, ein wissenschaftlich gebildeter Offizier, ersterer dagegen in keiner Eigenschaft des Verstandes ausgezeichnet, welche beide die sogenannte militärische Erziehung des Kronprinzen leiteten, zu welchem Zweck er einige Zeit in dem stillen Ludwigsburg zubrachte. Auch auf einer Reise nach Berlin hatten ihn diese Herren begleitet, wo der Kronprinz unter Anderem die Bekanntschaft Bettina's gemacht und von dieser überspannten Frau angezogen und äußerst zuvorkommend aufgenommen worden war. Wie weit nun die eben genannten Erzieher befähigt waren, ein so eigenthümliches Naturell wie das des jungen Prinzen zu bilden, vermag ich allerdings nicht zu beurtheilen, möchte aber behaupten, daß bei allem, was sein Lernen und seine Erziehung anbetraf, viel zu ernst, streng und pedantisch vorgegangen worden ist, weshalb auch der Prinz noch in späteren Jahren seine Erzieher, besonders den General Hardegg, nur als strenge Zuchtmeister bezeichnete, die es nicht verstanden, des eigenthümlichen in sich gefehrten, zum Mißtrauen geneigten Knaben Zuneigung und Liebe zu gewinnen und ihn dadurch für alle Eindrücke der Außenwelt empfänglicher zu machen.

Allerdings lag diese strenge Erziehung im Willen des Königs, dem freilich eine ähnliche Erziehung, aber unter ganz anderen

Bedingungen zu Theil geworden und zum Heile ausgeschlagen war. Der Kronprinz hatte mit Leichtigkeit Sprachen erlernt, trieb etwas Musik und schwärmte sehr dafür, las viel und das Verschiedenste durcheinander, besonders Dramatisches, wofür er sich gleichfalls interessirte. Körperliche Übungen hatten wenig Reiz für ihn, er liebte es nicht mit eigenen Pferden selbst zu fahren, war ein mäßiger Reiter und bei der Jagd interessirten ihn mehr als das Erlegen des Wildes die dazu eingeladenen Personen, sowie Wald und Flur im Schneelicht und Sonnenschein; denn dafür hatte er warmes poetisches Gefühl, wie ich auch auf den späteren Reisen häufig wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Von Natur wohlwollend und freigebig, ja letzteres, da er den Werth des Geldes nicht kannte, oft in allzu großem Umfange, schloß er sich doch schwer an Jemanden an, wohl in Folge einer Schüchternheit, die es ihm auch unbehaglich machte, mit Fremden oder Unbekannten eine Conversation zu beginnen und fließend fortzuführen, wie auch unter dem Drucke eines Mißtrauens, das sich häufig bei Personen zeigte, wo man es am allerwenigsten vermuthete und wo auch oft durchaus keine Ursachen zu entdecken waren. Während er seinen Freunden treu ergeben war, konnte sich diese Freundschaft doch manchmal aus geringfügigen Ursachen in's Gegentheil verkehren; doch bewies er auch anderseits ein felsenfestes Vertrauen, das schwer zu erschüttern war.

Der Kronprinz war von hoher wohl gewachsener Gestalt, sein Gesicht interessant und zugleich mit dem Ausdruck der Augen schneller Aenderungen fähig, wie ich sie selten bei Jemand wahrgenommen; jetzt offen, freundlich, ja herzlich blickend, konnten seine Züge ein anderes Mal finster, ja hart erscheinen.

Wie so häufig die Thronfolger, stand auch er mit dem Könige, seinem gestrengen Vater, auf keinem behaglichen oder freundschaftlichen Fuß, woran übrigens der König ein wohl ge-

meßenes Theil der Schuld trug, da er den sich stets schüchtern Zurückziehenden nicht in liebevoller Weise ermunterte, ja das Naturell des Sohnes nicht verstand, der allerdings in der Jugend nicht die glänzenden Gaben und Eigenschaften des Vaters zeigte und weder Soldat noch leichtlebiger Kavalier war, und dem es vom Schicksal nicht bestimmt war, die Thronfolge von Vater auf Enkel in gerader Linie zu erhalten.

Bei der Sparsamkeit des Königs wurde für den Kronprinzen eine bescheidene, aber anständige Wohnung im Parterre des königlichen Schlosses eingerichtet; in der Armee bekleidete er damals mit einundzwanzig Jahren den Rang eines Rittmeisters, hatte deshalb auch noch keinen Adjutanten; und es war ihm nur ein Begleiter, gleichfalls Offizier, Graf Zeppelin, von der Feldjägerschwadron, für die englische Reise zugetheilt worden. Er frühstückte und speiste stets mit der königlichen Familie zusammen, hatte einen Wagen des Marstalls zu seiner Verfügung und ein paar Reitpferde, von denen er übrigens, zum Kummer seines Vaters, äußerst mäßigen Gebrauch machte.

Der Kronprinz war damals mündig geworden; doch sollte ein eigener Hofstaat erst nach Beendigung der in Aussicht stehenden Reisen eingerichtet werden und stand seinem ganzen Haus- und Rechnungswesen sein einziger Kammerdiener, Herr Zimmer, ein braver und geordneter, schon älterer Mann vor. Die bei der Mündigkeit zufallende Apanage wurde von einem Beamten der Oberhoffasse, Herrn Hofrath von Ehrenspiel, verwaltet, einem ebenso vertrauten als tüchtigen Rechnungsbeamten; doch fehlte jetzt schon eine nothwendige Mittelsperson, theils um die Korrespondenzen des Prinzen zu besorgen, alle die vielen Anforderungen Hilfsbedürftiger zu erledigen, sein jetzt größer werdendes Rechnungswesen zu besorgen, ihm durch Notizen und Anmerkungen die Durchsicht einer Menge von Zeitungen zu erleichtern und ihn auch mit dem, was auf dem Gebiete der Kunst und

Literatur Neues erschien, auf dem Laufenden zu erhalten, kurz ein Sekretär „des commandements“ wie der gebräuchliche Ausdruck war, eine wichtige Stelle beim Thronfolger, für die man sich eben anschickte eine Wahl zu treffen.

Daß es genügende Bewerbungen darun gab, wird man ebenso begreiflich finden, als daß junge Leute aus den besten adeligen Häusern sich eine Ehre daraus gemacht hätten, diese Stelle anzunehmen.

Vielleicht wird man es komisch, kühn, anmaßend, jedenfalls aber als einen Beweis lebhafter Phantasie betrachten, daß ich jenen hohen Posten für mich als sehr passend erachtete, ja diesem Gedanken eines Tages Moritz gegenüber, allerdings mehr im Scherze, Worte verlieh. Doch wenn dieser auch sonst den kühnsten Plänen häufig noch etwas zuzusetzen pflegte, so meinte er doch in diesem Falle kopfschüttelnd, selbst für den unglaublichen Fall, daß der König für dieses Projekt gewonnen werden könnte, so sei doch auch die Königin bei dieser ersten Anstellung ihres Sohnes nicht ganz zu umgehen, und endlich drittens und schwerstens die volle Einwilligung des Kronprinzen selbst zu erwirken.

Dazu wußte nun Niemand Rath, auch gab es keine Personen, mit denen der Kronprinz besonders und eifrig verkehrte, und selbst seine Jugendgespielen sahen ihn nur selten und, wie es hieß, nur in größeren Zwischenräumen; auch kannte ich von diesen nur die beiden Freiherren von Wimpffen, Wilhelm und Dagobert, liebenswürdige, gebildete junge Männer, beide Offiziere, von denen der älteste, Wilhelm, hie und da an meinen früher erwähnten Abendgesellschaften Theil genommen, und war gerade er die Handhabe, die das Rad meines Glückes auf's neue in Bewegung setzte.

Wenn ich im Vorwort dieser Blätter mit als Entschuldigung ihres Entstehens gesagt, daß die Geschichte meines Lebens romanhaft und vielleicht deßhalb interessant erscheine, Manches in der-



selben sich wie künstlich arrangirt oder mit dichterischer Freiheit behandelt darstelle, so wird man zugeben müssen, daß dies besonders seit meiner Ankunft in Stuttgart der Fall war, als Baron von Taubenheim seine Reise in den Orient antrat, ich, durch meine ersten schriftstellerischen Arbeiten bekannt geworden, ihn begleiten durfte, in Folge davon das Glück hatte, die Pferde des Königs in gutem Zustande zurückzubringen und dadurch mit Seiner Majestät in einem Zeitpunkt in Berührung zu kommen, wo die wichtige Stelle eines Sekretärs des Kronprinzen besetzt werden sollte, mit dem in Verbindung zu treten mir durch einen jungen Freund gelang, dessen Bekanntschaft ich wenigstens nach dieser Richtung hin so absichtslos, als nur möglich war, gesucht hatte. Fehlte auch nur ein einziges Glied in dieser Glückskette, so gestaltete sich meine Zukunft jedenfalls ganz anders.

Daß sich der Kronprinz mit seinen vertrautesten Freunden hie und da bei kleinen heimlichen Trinkgelagen, die nicht im königlichen Schlosse gehalten wurden, amüsire, erzählte man sich unter der Hand, fand das auch von einem lebhaften jungen Herrn, der vor nicht allzu langer Zeit die Universität absolvirt, ganz begreiflich, und viele von denen, die mit ernster Miene und Achselzucken darüber sprachen, würden eine Einladung dazu freudig angenommen haben.

Diese wurde mir eines Tages im Auftrage des Kronprinzen zu Theil und ich angewiesen, mich Abends nach acht Uhr in einem kleinen Wirthshause in Zuffenhausen, natürlich in gewöhnlicher Toilette, einzufinden. Da ich nur eine sehr mittelmäßige Droschke fand und es obendrein noch in Strömen regnete, so kam ich erst um neun Uhr an und fand die Gesellschaft, sechs junge Leute von fast gleichem Alter, schon in außerordentlich heiterer Laune um einen einfachen Holztisch sitzend, auf welchem eine große Bowle mit einem für solche Gelage höchst unzweckmäßigen Getränke, einem warmen, starken Punsch,

stand. Ich wurde vorgestellt, mit freundlichen Worten und einem herzlichen Drucke der Hand willkommen geheißten, und da es unbehaglich ist, einer schon ganz angeheiterten Gesellschaft in ganz nüchternem Zustande anzuwohnen, so bemühte ich mich, diesen Fehler auf's Schnellste zu verbessern und fand man mich in Folge davon, auch weil ich mich natürlich und unbefangen wie immer gab, von angenehmer, liebenswürdiger Ausgelassenheit und deshalb würdig, auch künftig diesem Kreise anzugehören. Uebrigens ist es bei diesen Gesellschaften, so viel auch Gegen-theiliges davon gefabelt wurde, stets so anständig, so harmlos, ohne alle und jede Ausschweifung zugegangen, daß selbst ein Oberhofprediger diesen Gelagen hätte beiwohnen können, und kann ich mit feierlichem Schwur versichern, daß außer dem Bacchus nie einer anderen Gottheit gehuldigt worden ist; es wurde geplaudert, Anekdoten erzählt, gelacht, auch mitunter gesungen, wozu der „junge Herr“ selbst den Anstoß gab, da er es liebte, bei diesen Gelegenheiten in Recitativen an der Unterhaltung Theil zu nehmen.

Daß diese Gesellschaften eine Zeit lang in jenem kleinen Dorfe gehalten wurden, lag in dem unschuldigen Bestreben, der an sich harmlosen Sache einen geheimnißvollen Anstrich zu geben. Später kamen wir auf meine Veranlassung im Schlosse selbst, auch in meiner Wohnung zusammen und hatte ich auch bald so viel Einfluß erlangt, um das schädliche warme Punschgebräu abzuschaffen und an dessen Stelle eine kalte Bowle oder einen duftigen Maitrank treten zu lassen.

Wie Gleiches öfters in Romanen, lyrischen und dramatischen Dichtungen vorkommt, klagte auch der Kronprinz häufig, daß Fürsten keine wahren Freunde hätten, daß, wenn auch bei unsern heiteren Gesellschaften von Wein und Wort angeregt die Standesunterschiede so zientlich verschwänden, so ständen sie doch am andern Morgen, bei klarem Bewußtsein, wieder so kalt und

schroff zwischen uns und ihm, daß Keiner alsdann das freie Wort von heute und das unbeschränkte Sichgehenlassen wagen würde. Ganz genau erinnere ich mich, daß, als er uns wieder einmal jenen Vorwurf machte und ich auf dem Boden behaglich ausruhend lag, er sich speziell an mich wendend hinzufügte: „Ja und ich sage, daß Sie es zum Beispiel nicht wagen würden, morgen, wenn Sie nüchtern geworden sind, so vor mir auf dem Boden zu liegen, und doch würde es mich freuen, wenn Sie es thun würden,“ worauf ich ihm lachend entgegnete: daß sich morgen allerdings unsere beiderseitige Lage geändert hätte, ich mich aber auch alsdann nicht geniren würde, seinem Wunsche Folge zu leisten. Das hatte er nicht vergessen und als wir wenige Tage darauf nüchtern wie Karthäuser in seinem Salon im Schlosse bei ihm waren, sagte er plötzlich: „Nun will ich doch sehen, ob Sie auch beim klarsten Bewußtsein frei und ungenirt mit mir umgehen, wie es unter guten Bekannten sein soll, und den Kronprinzen vergessen, indem Sie sich dort so bequem als möglich auf den Teppich niederlegen.“

War es nun die gänzlich ungezwungene Art, mit der ich das nun wirklich that und meine Heiterkeit dabei, was ihm gefiel, genug, er wandte sich mit der Frage an die Andern: Ob sie gleichfalls so wie unter guten Kameraden mit ihm umgehen würden? — worauf ihm einer die richtige Antwort gab: „Ganz gewiß, doch lieber ohne den von mir gegebenen Beweis wiederholen zu müssen“ — eine Wiederholung, die jedenfalls lächerlich gewesen wäre.

Von da an sah ich ihn häufiger, er erzählte mir gern von seiner Reise in England und Schottland, klagte auch wohl über seine Umgebung, wobei er besonders einer tiefen Mißstimmung gegen den ihm beigegebenen Kavalier, den Grafen Zeppelin, nicht Herr werden konnte, und wenn er alsdann von der bevorstehenden italienischen Reise, auf die er sich freute, sprach,

konnte er leidenschaftlich ausrufen: „Ihn täglich um mich sehen zu müssen, wird mir alles Schöne verderben.“

Graf Zeppelin hatte davon, wie ich wohl glaube, keine Ahnung, traf seine Vorbereitungen zu der neuen Reise und hatte sich einen mehrwöchentlichen Urlaub geben lassen, um seine Braut, eine geborene Planta, auf der Insel Reichenau bei Constanz zu besuchen; für ihn war indessen der Baron Karl von Verlichingen zur Dienstleistung kommandirt worden. Eines Tages sagte Baron Julius von Hügel, der sich stets durch häufig scharfe, aber meistens außerordentlich zutreffende Bemerkungen auszeichnete, eben aus dieser Veranlassung, allerdings scherzhaft, zu Zeppelin: „Nimm dich in Acht, dem Verlichingen ist nicht über den Weg zu trauen; er wird dir bei dem Kronprinzen die Schuhe austreten.“

Fast erschrak ich, als mich Aeußerungen des Letzteren mindestens den Wunsch erkennen ließen, Verlichingen statt des Andern bei sich zu behalten und würde er schon damals das kurz abgemacht haben, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, damit bei dem Könige, der unter anderen vielen vortrefflichen Eigenschaften auch die hatte, nie Jemanden aus Laune oder Widerwillen zu entlassen, auf den entschiedensten Widerspruch zu stoßen. Auch erlaubte ich mir bescheidene Vorstellungen darüber zu machen, und ihm zu sagen, daß solch schroffe Wechsel ohne denkbar triftige Gründe jedenfalls ein unangenehmes Gerede veranlassen müßten, was er endlich einzusehen schien, dann aber heftig erregt in dem Gemache auf- und abging, die Hände ineinander rieb, wie er bei solchen Veranlassungen wohl zu thun pflegte und endlich vor mir stehen bleibend ausrief: „So werde ich ihn denn wohl behalten müssen, würde mich aber auf jene Reise nur alsdann wirklich freuen, wenn auch Sie mich begleiten könnten.“

Daß ich dadurch auf's Höchste und Freudigste überrascht war,

wer wird das bezweifeln! — ich dankte ihm mit gerührten Worten für seine gütigen Gesinnungen, setzte aber bedauernd hinzu, daß die Ausführung seines Wunsches wohl unmöglich sein würde, da ich in meiner bescheidenen Lebensstellung schwerlich seiner Umgebung eingereiht werden könnte. „O doch,“ rief er darauf lebhaft aus, „das gienge ganz gut, wenn Sie mein Secretär werden wollten!“ —

Hätten in diesem Augenblicke sämtliche Glocken der Stadt oder ein Chor von Engelsstimmen deutlich meinen Namen geklungen und gesungen und Glück verkündendes: „Heil, Heil!“ beigefügt, ich würde nicht freudiger überrascht worden sein, als wie ich diese Worte aus dem Munde des Kronprinzen vernahm. Ich war sprachlos vor tiefer Bewegung, weshalb er, dies bemerkend, und selbst gerührt geworden fortfuhr: „Ja ich bin überzeugt, daß Sie mir gute und treue Dienste leisten würden, mir anhänglich sein und offen und ehrlich mit mir reden werden, wie Sie es bisher ohne Furcht und ohne ängstliche Erwägung gethan. Ich weiß wohl,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „daß wir dabei auf Widerstand stoßen werden, denn Viele strebten nach dieser Stelle, und Niemand wird es begreifen, wenn ich Sie, einen gänzlich Fremden, keiner hiesigen Familie Angehörigen dazu wähle; doch ist mir gerade diese Unabhängigkeit erwünscht und wird es auch meinem Vater sein. Ueberzeugt bin ich, daß Sie zu mir halten werden, und auch eine Mittelsperson zwischen Gesellschaftsschichten, mit denen ich sonst schwer in Berührung komme, sein werden. Am meisten wird meine Mutter dagegen sein, weil Sie das Haus in der Neckarstraße besuchen, was mir ganz gleichgiltig ist, da ich überzeugt bin, ja da ich es weiß, daß von dorthier kein irgendwie nachtheiliger Einfluß auf meinen Vater geübt wird.“

In dieser Art wohlmeinend, mit tiefer Ueberlegung, ja hochherzig und die Verhältnisse scharf und richtig beurtheilend,

sprach er noch eine längere Zeit, fließend und gewandt, wie er es bei ähnlichen Veranlassungen gerne zu thun pflegte. Wie häufig auch später konnte er mir stundenlang sein Innerstes enthüllen, seine Wünsche, seine Gefühle, seine Bestrebungen, seine Befürchtungen, irgend welchen Kummer unverhohlen vor mir offen legend, ohne sich selbst, häufig auch ohne Andere zu schonen. Für diese, mehrere Jahre hindurch oft stundenlang dauernden Unterredungen, wenn man das so nennen konnte, da meistens er sprach und ich nur in wenigen kurzen, oft scharfen und mißbilligenden Worten meine Ueberzeugung frei und offen entgegenhielt, hatte ich mir das gewiß richtige Bild gemacht, als betrachte er mich wie eine Schreibtafel, der man seine geheimsten Gedanken anvertraut, um sie durch einen Hauch des Mundes wieder auszulöschen, und so habe ich es stets gehalten, habe wissentlich sein Vertrauen niemals mißbraucht, habe nur seine häufigen Klagen in meinem Herzen behalten, um ohne sein Vorwissen Manches auszugleichen, manche seiner Wünsche zu erfüllen, manche peinliche Scene zu verhindern; auch darf ich es hiebei nicht verschweigen, wie häufig ich allein für diese Zwecke das Haus in der Neckarstraße besuchte, wo man bereitwillig für alles Gute und Edle in dieser Richtung eintrat.

Des Kronprinzen uneingeschränktes Vertrauen habe ich jahrelang besessen, ihm auch freundschaftlich nahe gestanden, bin aber nie sein Günstling gewesen. Ja, er, der leicht geneigt war, mit jungen Männern seines Alters ein herzliches, wenn auch oft sehr kurz dauerndes Freundschaftsbündniß zu schließen, machte mich bei Anfängen solcher Verbindungen stets zu seinem Vertrauten, und habe ich ihm auch darin meine bestimmt ausgesprochene Meinung, meinen guten Rath, meine reifere Lebenserfahrung zur Verfügung gestellt.

Um nun wieder auf meine Anstellung zurückzukommen, so hielt es der Kronprinz für dringend nothwendig, vorläufig mit

Niemand darüber zu reden, um alle Demonstrationen, alle Intriguen zu vermeiden, selbst mit dem König wollte er nur äußerst vorsichtig sprechen und auch ich sollte meine Schritte thun, damit das strengste Stillschweigen bewahrt würde.

So schieden wir, ich glücklich wie es ein Mensch nur sein konnte, in der gehobenen Stimmung kaum fühlend, daß ich den Weg vor mir betrat, und erlebte auch in den nächsten Tagen nur eine Steigerung des Glückes, da ich sowohl von dem Prinzen als auch von anderer Seite her erfuhr, daß der König unsern Plan günstig aufgenommen und das strengste Stillschweigen darüber versprochen. Ich aber sollte mich in den noch bis zur italienischen Reise zur Verfügung stehenden Monaten — alles das eben Erzählte ging im Frühjahr 1843 vor sich — soviel als möglich in Sprachen, besonders in der französischen, ausbilden, und nebenbei auf der königlichen Hofkammer beschäftigt werden, um dort in Administration und Rechnungswesen einiges zu profitiren, womit eine gar komische Episode meines Lebens begann.

Die königliche Hofkammer mit ihren Domänenrathen und Revisoren war unter dem Chefpräsidenten die Verwalterin des königlichen Vermögens, der Civilliste und Domänen, eine ebenso genaue als strenge und unerbittlich nur auf den Vortheil ihres Allerhöchsten Herrn schauende Stelle. Wer zum jeweiligen Präsidenten mit dem Titel Excellenz ernannt wurde, galt als die höchste Vertrauensperson im ganzen Lande und von dem, was dieser Hofkammerpräsident dekretirte, war keine Appellation denkbar und möglich, und bin ich überzeugt, daß Seine Majestät selbst, die übrigens auch vortrefflich zu rechnen verstand, nicht immer seinen Willen gegen den seines Beamten durchzusetzen vermochte; denn Zahlen entscheiden und von Zahlen läßt sich nichts wegdisputiren oder wegbeehlen. Damals kannte ich noch nicht das große, graue, so nüchtern aussehende Haus in der

Friedrichstraße, wo sich die Bureau- und Sitzungssäle der Hofkammer befanden und wo im zweiten Stock der Herr Präsident wohnte; doch ging ich alsbald aus, das Gebäude zu betrachten und zwar um die erste Nachmittagsstunde, um die Herren Beamten eintreten zu sehen und an ihren Physiognomien den Maßstab dessen, was ich zu erwarten habe, vielleicht anlegen zu können — lauter ältere, ernste und sehr würdig aussehende Männer, alle im schwarzen Rock mit hohen Halsbinden und ditto Cylinder, und wenn auch gar einer derselben noch entfernt von dem Hause mit einem Bekannten geplaudert und gelacht hatte, so legte sich sein Gesicht doch sogleich in hofkammerliche Falten, wenn er sich dem grauen Hause näherte. Herr von Gärtner, der spätere Finanzminister, war damals Hofkammerpräsident, natürlich ausgezeichnete Beamter, äußerst streng und in seinem Wesen sehr kurz angebunden, dabei als sarkastisch und als Jemand bekannt, der gegen seine Untergebenen äußerst scharfe Bemerkungen liebte. Zu ihm ging ich am andern Vormittage, wurde auch, als vom königlichen geheimen Cabinet bereits annoncirt, alsbald von dem ergrauten Kanzleidiener, der mich schein von der Seite betrachtete, gemeldet, vorgelassen und nicht allzu unfreundlich empfangen.

„Was Sie eigentlich bei mir wollen oder sollen,“ meinten seine Excellenz kopfschüttelnd, „weiß und verstehe ich eigentlich nicht, doch da es Seine Majestät befohlen, so habe ich dagegen nichts einzuwenden und Sie dem Herrn Kammerrevisor Honold zugewiesen, der sehen wird, was man mit Ihnen anfangen kann und bitte ich nur zu bemerken, daß man hier die Kanzleistunden pünktlich einzuhalten pflegt und daß es“ — hier erhob seine Excellenz die Stimme ein wenig — „auf der Hofkammer sehr ruhig und friedlich hergeht.“ Dann nickte er mit dem Kopfe, ich machte meine ehrfurchtsvolle Verbeugung und suchte den Herrn Kammerrevisor Honold auf, der mich ernst und gemessen,



jedoch ganz artig empfing und mir den richtigen Rath gab: mich zuerst verschiedenen Herren, die auf den Kanzleien beschäftigt waren, vorzustellen, ja er war freundlich genug, dies mit mir zu besorgen und brachte mich zuerst zu dem Kanzleidirektor, Herrn Hofrath Link, einem liebenswürdigen und außerhalb des Bureau's jovialen und heiteren Manne, dem ich während dieser Lehrzeit zu unendlichem Danke verpflichtet wurde; er behielt mich gleich bei sich, indem er mich zum Sitzen einlud und sagte mir dann lachend: „Er habe meine Geschichten gelesen und sich ganz köstlich dabei amüßirt,“ eine Anerkennung, die mir gerade hier außerordentlich wohl that. „Sie sollen hier Rechnen lernen,“ fuhr er, sich die Hände reibend, heiter fort, „zu welchem Zwecke weiß ich nicht, geht mich auch nichts an; na, man wird Ihnen keine zu schwierigen Aufgaben geben und Sie werden schon damit zurecht kommen, lassen Sie sich nur pünktlich bei uns sehen, besonders des Vormittags und werde ich dagegen dafür sorgen, daß Sie Nachmittags zuweilen beurlaubt werden; fangen Sie morgen oder übermorgen an, wie es Ihnen gerade paßt, und erzählen Sie mir dann, was man Ihnen zu thun gegeben.“

So fing ich denn schon am andern Tage an, auf der Hofkammer thätig zu sein, zu welchem Zweck mir ein Tisch und ein Stuhl angewiesen wurde, und dann brachte mir der Herr Hofkammerrevisor Honold einen Haufen kleiner viereckiger Zettel, deren Inhalt ich nachrechnen sollte und die ich mit solchem Erstaunen betrachtete, daß selbst über das ernste Gesicht des Beamten etwas wie ein leichtes Lächeln flog.

Es waren Frühstückrechnungen der königlichen Familie, von den betreffenden Kammerdienern oder Kammerfrauen ausgestellt und der Empfang gegenüber dem Chef der Hofhaltung bestätigt. So und so viel an Kaffee und Zucker, an Milch, Weißbrod und feinem Gebäck, an Butter und Eiern. Das mußte gehörig addirt, kontrolirt und nachgesehen werden, ob ein Mehr-

bedarf durch die angeführten Umstände gerechtfertigt erschien; eine an sich nicht schwierige Arbeit, nur etwas einförmig und langweilig, zu der mir übrigens so genügend Zeit gelassen wurde, daß ich es eine Woche später für keine Sünde hielt, dazwischen an meinen Wachtstubenabenteuern, die ich während jener Zeit begonnen, weiter zu schreiben.

Wachtstubenabenteurer auf der königlichen Hofkammer schreiben! — eigentlich eine fürchterlich vermessene Idee! —

Später erhielt ich auch wichtigere Arbeiten, durfte die Heu- und Haferrechnungen des Marstalls, ja auch den Verbrauch in der königlichen Theatergarderobe nachrechnen, was letzteres jedenfalls unterhaltender war, auch bei den Artikeln Gazeröcke und Tricots meiner Phantasie weiteren Spielraum gewährte, bin aber alles in allem überzeugt, daß meine Arbeiten insofern nicht gewürdigt worden sind, als sie gewiß von einem eifrigeren Beamten nochmals nachgerechnet und controlirt wurden. Es war eben eine gnädige, von Seiner Majestät erlaubte Spielerei, für mich aber von großem Werth, da es später heißen konnte, ich habe auf der Hofkammer gearbeitet und dort Einsichten in die Verrechnungen des königlichen Hofhaltes genommen.

So sah das auch mein freundlicher unmittelbarer Chef, Herr Hofrath Lint an, und nachdem er mich eines Tages seiner Frau und seinen liebenswürdigen Töchtern vorgestellt, gab er mir häufig kleine Aufträge, bald hierhin, bald dorthin, die mich aber schließlich stets nach dem angenehmen, befreundeten Haus in der Alleenstraße führten. Ach, und in diesem Hause bei lieben vor-  
trefflichen Menschen habe ich die angenehmsten Stunden meines Stuttgarter Lebens verbracht.

Im zweiten Stocke wohnte Hofrath Lint mit seiner Familie, einer herzlich guten Frau, einem Sohn und mehreren Töchtern, von denen die älteste damals sechzehn Jahre alt, ein ebenso liebenswürdiges als geistreiches Mädchen, leider schon den Keim

einer Brustkrankheit, der sie auch nach einigen Jahren erlag, in sich tragend; dabei war sie von so glücklich heiterem Temperamente, daß es Jedem mit Wehmuth erfüllen mußte, der sich ihre bleichen schönen Züge und die fast unheimlich strahlende Gluth der wundervollen, großen schwarzen Augen zu deuten wußte. Man nahm mich mit ungeheuchelter Freude auf, ergözte sich an meinem unverwüßlichen Humor und gab sich ebenso heiter und unbefangen, so daß wir häufig kindische Spiele trieben, unbegreiflich für einen auf der Hofkammer arbeitenden Beamten, dem so wichtige Geschäfte, wie das Revidiren der königlichen Frühstücksrechnungen aufgetragen waren, worüber begreiflicherweise gleichfalls herzlich gelacht wurde.

Hofkammerrath Lint hatte zwei außerordentlich schöne Katzen, einen röthlichen Kater und eine blaugraue Käkin, erstere „das Fächste“, diese „das blaue Weib“ genannt, denen zuweilen zur possirlichsten Heiterkeit, besonders zur Unterhaltung der jüngeren Geschwister, Baldrian gegeben wurde, und wenn sie wie toll übereinandersprangen und sich auf dem Boden kugelten, so standen wir dabei und lachten uns die Thränen aus den Augen. Doch ging es auch häufig ernsthafter zu, wir beschäftigten uns gesetzt und gemessen, plauderten über die Ereignisse des Tages, lasen auch Gedichte, oder eines der jungen Mädchen erfreute uns mit Klavierspielen. Bei all' diesem Geselligen und diesen Spielen war aber fast immer ein Bäschen der Hofrätthin Lint, Tochter der Madame Stirnbrand, die im ersten Stocke wohnte, zugegen, und wenn sie nicht zufällig oben war, wenn ich kam, wurde sie durch Klopfen auf den Fußboden oder durch lautes Rufen aufmerksam gemacht und erschien sogleich, um an unsern Unterhaltungen Theil zu nehmen; sie war aus erster Ehe der Madame Stirnbrand mit einem Kaufmann Kutter aus Triest, hieß Karoline, wurde aber als einzige Tochter ihrer Mutter und als Liebling des ganzen Hauses nur einfach das Kind oder das

„Kend“, wie es im Schwäbischen lautete, genannt. Sie war damals kaum sechzehn Jahre alt, das frischeste, blühendste Bild üppigster Gesundheit, sie hatte fast die gleichen schönen Augen wie ihre kränkelnde Cousine, dagegen aber durch einen bläulichen Schimmer gemildert; auf ihrem vollen Gesichte, besonders um die starken rosigen Lippen, spielte stets ein schalkhaftes Lächeln als ein Widerhall aus ihrem stets froh und glücklich gestimmten Herzen; an Allem, was ihr Angenehmes begegnete, mußte ihre Umgebung Theil nehmen, sowie sie stets darauf bedacht war, durch irgend etwas zu beglücken, weshalb sie sich meistens in einer freudig erregten Stimmung befand und somit alles in allem eine liebliche, höchst sympathische Erscheinung bot.

Zwischen uns beiden hatte sich eine Sympathie rasch und gegenseitig entwickelt, und wenn ich kam, war es selbstredend, daß das Kind auch sogleich erscheinen mußte, ja, nachdem ich kurze Zeit darauf auch in der Wohnung des ersten Stockes bei der ernstern Madame Stirnbrand in gehöriger Form eingeführt worden war, ersparte ich mir meistens die zweite Treppe und unser oft lautes und kindisches Treiben wurde im ersten Stock fortgesetzt, bis die Bewohnerin desselben genug hatte, uns wieder hinauf oder in den Garten verwies, oder dem „Kend“ eine Beschäftigung gab, bei der es still sitzen mußte und ich ihm helfen oder wenigstens zuschauen konnte. Madame Stirnbrand sowie ihre Schwester waren aus einer guten alten schwäbischen Familie, Töchter des Oberamtsarztes Doctor Hartmann in Göppingen, und erstere, wie schon oben bemerkt, in zweiter Ehe mit dem Porträtmaler Herrn Stirnbrand verheirathet, einem fleißigen und braven Künstler, damals beinahe dem einzigen seines Faches in Stuttgart, der sich durch saubere Arbeiten und durch eine schätzenswerthe Aehnlichkeit seiner Bildnisse auszeichnete. Stirnbrand hatte eine merkwürdige Jugend verlebt, wußte nicht, wer seine Eltern waren, noch aus welchem Land

oder Ort er stammte. In frühester Jugend war er von einem zufällig vorüberkommenden Manne den Händen einer Zigeunerin entrissen worden, die gerade im Begriff gewesen, den nur mit einem Hemdchen bekleideten Knaben in's Wasser zu werfen, dann aber schnellig entflohen war. Ein Brandfleck auf der Stirn war Ursache, daß man ihm den Namen Stirnbrand gab.

Das Haus, in welchem er in Stuttgart mit seiner schon aus früherer Ehe wohlhabenden Frau wohnte, hatte er selbst gebaut und in demselben ein hübsches, geräumiges Atelier eingerichtet, wo wir den „Künstler“, wie er im Hause nur genannt wurde, hie und da besuchen durften, wobei wir uns an der oft merkwürdigen Ähnlichkeit bekannter Personen, besonders der Familienangehörigen, erfreuten. Hier war auch ein lebensgroßes Porträt des Kindes in der Tracht einer Münchener Kellnerin mit Nieder und Riegelhändchen zu sehen, unter welchem das frische, blühende Gesicht reizend erschien. Stirnbrand, ein stiller, freundlicher, stets harmonisch und froh gestimmter Mann von unverwundlichem Humor, war auch wegen seiner Talente, eine Gesellschaft zu erheitern, bekannt und geliebt. Wie drastisch und komisch stellte er mit einem Offiziersfederhute oder auch nur mit einem aus Papier nachgemachten Hute auf einem Stuhle reitend den Einzug der drei Monarchen in Paris vor; wie ergötzlich wußte er die Geschichte vom Sohne der Wäscherin zu erzählen, der sich mit seinen weißen Höschen auf das frisch geschriebene Epitaphium setzte und dann einen korrekten Abdruck der Grabchrift mit sich herumtrug. Wir krümmten uns oft vor Lachen, wenn er hinter einem Vorhange die Leiden jener alten Frau schilderte, die durch Applikation eines gewissen Instruments Linderung suchte, dann aber in quälender Unruhe verharren mußte, bis der Schreiner kam, um den defekt gewordenen gewissen Stuhl zusammenzuflicken. Wie vortrefflich war sein Schusterbube, der einen Auftrag zu besorgen hatte,

aber nie über die Worte, die er zuletzt weinend wiederholte, hinauskam: „e Komplement vo meim Meister und meiner Meisterin!“ —

Glückliche Stunden und Abende, die wir in dem heiteren, gastfreien Hause verbrachten, bei den liebenswürdigsten Wirthen und der stets auserlesenen Gesellschaft, Künstlern aller Art, Schauspielern und Sängern. Wie viel angenehme und wichtige Bekanntschaften habe ich hier angeknüpft, und dabei war man nicht pedantisch noch zu wählerisch, wie es damals und auch heute noch die einseitige Stuttgarter Sitte vorschrieb und vorschreibt. Hier lernte ich Ebel, den später so berühmt gewordenen Ingenieur kennen, Karl Müller, von dem ich oben schon gesprochen, hier traf ich Dingelstedt, Geibel, Lenau, die Musiker Lindpaintner, Rüden, die Maler Rustige und Zwecker, welch' letzterer, ein Frankfurter, stets zu allen muthwilligen Streichen aufgelegt war, wie er denn eines Morgens, bei Tagesanbruch, von einer am Abend vorher stattgefundenen sehr zahlreichen Gesellschaft die bemerkenswerthesten oder ihm auffällig erscheinenden Persönlichkeiten auf einem dem Hause gegenüber liegenden Bretterzaun mit Kohle in Lebensgröße karrirt hatte. Allerdings standen damals in der Alleenstraße nur wenige Häuser auf einer Seite, auch war die Gegend still und abgelegen, trotzdem wurde „das Zweckerche“, wie wir ihn nannten, von der guten Madame Stirnbrand, obgleich sie herzlich über die Karrikaturen gelacht, dieser Veröffentlichung wegen tüchtig abgefanzelt, nachdem die Dienstmädchen des Hauses mit Seife und Bürste die tolle Gesellschaft schon in aller Morgenfrühe hatten vertilgen müssen. Hier im Stirnbrand'schen Hause verkehrte auch Taubenheim und seine Frau, die Prinzen von Hohenlohe, kurz, was sich vom Adel für jenen Kreis interessirte, der gern über die Alltäglichkeit des Lebens hinaustrat und geselligen Zusammenkünften einen künstlerischen Anstrich zu geben

wußte. Ach und was ist heute von den damaligen Bewohnern jenes gastlichen Hauses übrig geblieben! — Nicht nur das gute Fräulein Lint erlag dem unerbittlich fortschreitenden Brustleiden, sondern auch von der ganzen Familie lebt heute, außer Herrn und Frau Stirnbrand hochbetagt — nur noch ein Bruder und die jüngste Schwester! —

Und das gute, liebe Kind! — mein Liebling, meine Freundin, die mir mehr hätte werden können, wenn ich nicht damals schon in jugendlicher Leidenschaft durch ein anderes Band gefesselt gewesen wäre, durch ein Band, das mich jedenfalls vor verschiedenen sonstigen Thorheiten bewahrte und nach und nach zum unlösbaren Bande wurde! — — Sie, die mir trotz alledem ihr Leben lang die herzlichste Anhänglichkeit bewahrte — heirathete mehrere Jahre später einen Rittmeister Grafen Norzmann und ist schon längst gestorben! — — ein gar zu früher Tod des einzigen, heißgeliebten Kindes, den die achtzigjährige Mutter heute noch ebenso tief schmerzlich als in der ersten Stunde empfindet, und wenn ich Madame Stirnbrand, wie zuweilen geschieht, besuche, so unterläßt die schwarzgekleidete tiefgebeugte Frau nie, mir mit thränenden Augen zu sagen: „Ach, Sie wissen es doch nicht, wie gut Ihnen das Kind gewesen ist.“ Vater Stirnbrand, der sein Alter nicht genau weiß, aber von den Neunzigen nicht weit entfernt sein muß, führt mich gern vor das Bild mit dem Kieselhäubchen und meint: „Nicht wahr, ich habe doch nie ein ähnlicheres Bild gemalt wie dieses hier?“

Und wenn ich dann das Haus verlasse, die bekannten Zimmer mit der großen Epheuwand, welche das Kind so emsig gepflegt, wenn ich den unvergeßlichen Ton der Thürglocke beim Schließen höre, die unveränderten Treppen hinabsteige, dann in den Garten schaue mit der kleinen Gipsfigur mitten im Grünen, so berühren mich auf's Schmerzlichste alle

die stummen Zeugen jener damals so schönen, glücklichen Jugendzeit.

Doch wollen wir, wenigstens in der Erinnerung, nun dahin zurückkehren, um weiter zu erzählen, wie mir in der oben geschilderten Art meine Lehrzeit auf der königlichen Hofkammer rasch und angenehm verflog. Allerdings traf ich hie und da bei meinen häufigen Ausgängen mit dem gestrengen Chef zusammen, was mir, wenn er nicht besonders gut gelaunt war, einen ernsten, ja finstern Blick eintrug, wogegen er sich auch zuweilen in sarkastischer Weise nach meiner werthen Gesundheit erkundigte und es begreiflich fand, daß ich mir nach meinen anstrengenden Kanzleiarbeiten die nöthige Bewegung und Erholung gönne.

So waren denn ein paar Monate verflossen, als er mich eines Tages auf sein Arbeitszimmer kommen ließ und eine Unterredung ungefähr mit den Worten einleitete: „Sie haben nun eine Zeit lang Muße gehabt, um zuzuschauen, wie man hier fleißig und pünktlich zu arbeiten versteht, auch sind die Herren mit Ihrer Aufmerksamkeit und Ihrem guten Willen zufrieden, und da Herr Hofrath Lint, der das Vergnügen hat, Sie genauer als ich zu kennen, Sie bestens empfiehlt, so will auch ich Ihnen gerne für ihre Zukunft behilflich sein, je nach Ihrem Wunsche, den ich mir anzugeben ersuche, um irgend welche Schritte für Sie zu thun.“

Was sollte ich ihm darauf für eine Antwort geben, da der Kronprinz, mit dem ich nach wie vor in gutem Verkehr stand, den Zeitpunkt, um weitere Schritte zu thun, noch immer nicht für gekommen erachtete. Auch bemerkte ich an der lauernden Miene seiner Excellenz, daß er mich wohl im Verdacht habe, etwas ganz besonderes zu erstreben, vielleicht war auch trotz alledem in meiner Angelegenheit Etwas ruchbar geworden. Doch that ich das möglich Klügste, indem ich mich für sein Wohl-



wollen bedankte, im übrigen aber vorgab, noch kein bestimmtes Ziel in's Auge gefaßt zu haben. „Bei Hofe,“ fuhr er deshalb fort, „wüßte ich wirklich nicht, wo Sie placirt werden könnten, zum Staatsdienste mangelt es Ihnen an den nöthigen Vorkenntnissen, und so bliebe denn nur eine Postsecretärsstelle, zu welcher ich mich gerne für Sie verwenden will.“

Bei meinem besten Dank für seine Güte konnte ich doch unmöglich ein leichtes Lächeln verbergen, an dem er übrigens, gut gelaunt, wie er zufällig war, Theil nahm und mich hierauf mit den Worten verabschiedete: „Sie sehen doch wenigstens meinen guten Willen, den ich Ihnen auch noch dadurch beweisen will, daß ich Ihnen Ihre völlige Freiheit wieder gebe; mehr bei uns zu lernen als bisher geschehen, ist nicht gut möglich und betrachte ich deshalb Ihre Lehrzeit auf der Hofkammer als abgeschlossen — das heißt,“ fuhr er rascher fort, „wenn es nicht allenfalls Ihr dringender Wunsch ist, noch weiter zu addiren und revidiren.“

Somit war ich denn entlassen, verabschiedete mich von den wohlwollenden Herren droben und suchte den Kronprinzen auf, um ihm die eben gehabte Unterredung mitzutheilen, worüber wir Beide auf's Herzlichste lachten; doch schien es auch meinem hohen Gönner jetzt nothwendig geworden, von seiner Seite weitere Schritte zu thun, womit ich natürlicherweise sehr einverstanden war.

Seine Excellenz den Herrn Hofkammer-Präsidenten v. Gärtner sah ich später zuweilen und konnte er dann wohl lächelnd sein Bedauern ausdrücken, daß ich nicht Postsecretär geworden sei. Als ich später im Schlosse wohnte, besuchte er mich hie und da, wobei er einmal meinen offenstehenden Weißzeugkasten musterte und mir seine Bewunderung über meine schöne und zahlreiche Wäsche aussprach.

„Ein Beweis, Excellenz,“ gab ich zur Antwort, „daß ich

auf der Hofkammer Sparsamkeit und Ordnungsliebe gelernt," worauf er ein kurzes Lachen ausstieß und sich freundschaftlichst empfahl.

Da nun die Bombe, meine Anstellung betreffend, auf's Beste vorbereitet, geladen und mit Zünder versehen war, so bedurfte es nur eines Feuerfunken's, hier eines Wortes aus dem Munde des Königs, um sie mit dem allergrößten Gelat plaken zu machen und die erste Nachricht soll auch von der außerordentlichsten Wirkung in allen Hofkreisen gewesen sein. Sie wurde zuerst mit ungläubigem Kopfschütteln aufgenommen, dann unter mitleidigem Achselzucken über die Allerhöchste Verblendung oder unter gerechter Entrüstung über das unmöglich Erscheinende, einem jungen Menschen von unbekannter Herkunft, einem Literaten, einem Ausländer diesen wichtigen Posten, der ihn in unmittelbare Berührung mit dem Thronerben brachte, anzuvertrauen. Ja, selbst im königlichen Familienkreise soll es heftige Erschütterungen gegeben haben, die aber alle an der Festigkeit des Königs sowie an dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Kronprinzen scheiterten. Doch gab man sich anderseits damit noch nicht zufrieden, man schwieg plötzlich im weitesten Umfange der betreffenden Kreise über diese Angelegenheit, um Contreminen zu graben, die meine Anstellung schließlich doch noch verhindern sollten, und somit verzögerte es sich bis in den October 1843 hinein, ehe meine Anstellung durch nachfolgendes Dekret bestätigt wurde:

„Durch höchste Entschliesung vom 12. October haben Seine Königliche Majestät dem von des Kronprinzen Königlicher Hoheit in Dienst genommenen Literaten Hackländer von Elberfeld (!?) in Beziehung auf dieses Dienstverhältniß den Titel eines Secretärs gnädigst verliehen, wovon der Secretär Hackländer hiemit in Kenntniß gesetzt wird.“

Unterzeichnet auf den Befehl des Königs. Wellnagel.

Es war dies der Chef des geheimen Kabinet's, der damals noch den Titel Staatssecretär führte, ein kleiner, etwas wunderlicher Herr, der es liebte, französische Brocken in die Unterhaltung zu mischen und mir eines Tages sagte: „Ah ça, mon cher! man hätte Ihnen für Ihre Stellung wohl den Titel ‚Geheimer Secretär‘ geben können, parbleu, ich konnte es aber nicht durchsetzen.“ Doch hatte gerade seine Excellenz die Ausfertigung meines Dekrets länger bei Seite geschoben, als gerade nothwendig war.

Aber nun hatte ich sie in Händen, schwarz auf weiß am 14. October Nachmittags erhalten und habe ich das Papier mindestens ein Duzendmal durchlesen und mich darauf sogleich beim Kronprinzen unter Bezeugung wärmsten Dankes gemeldet. Abends war ein Concert in dem damaligen sogenannten Redoutensale, wo jetzt der Königsbau steht, in welchem der berühmte Virtuose Dreyschock spielte. Dorthin begab ich mich, machte Bekannten und Freunden gegenüber kein Hehl aus meiner erfolgten Anstellung und war darnach überzeugt, daß es am andern Tage die ganze Stadt wisse.

Von meiner glückseligen Gemüthsstimmung kann ich unmöglich eine Schilderung entwerfen, schien doch nun meine Zukunft für alle Zeit geborgen, hatte ich doch eine ebenso hohe als ehrenvolle Stellung erreicht, eine Stellung, in der ich Nützlich und Gutes zu wirken vermochte, und das zu thun hatte ich mir fest vorgenommen und gelobt.

Dann aber begann eine Zeit emsigen Schaffens und tüchtiger Sorge, ich mußte sogleich die Geschäfte des Kronprinzen übernehmen, seine Correspondenzen, Rechnungen, seine Kasse, und obgleich sich in letzterer nur ein paar tausend Gulden befanden, so erschrak ich doch fast über die Größe einer solchen Summe, die ich noch nie beisammen gesehen hatte und schaffte sie mir so bald als möglich vom Halse, indem ich rückständige Rechnungen

des Kronprinzen bezahlte. Meine erste Beschäftigung war übrigens, wie ich nicht verschweigen will, die Bestellung einer Visitenkarte gewesen:

**F. W. Hackländer,**

Secretär Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen  
Karl von Württemberg.

vermitteltst welcher ich alsdann meinen Besuchen den allergrößten Nachdruck gab.

Auch das Französische wurde mit doppeltem Eifer wieder vorgenommen und war Baron Taubenheim so freundlich, mit mir in eine für mich lehrreiche Correspondenz zu treten, indem er mir meine Briefe verbessert und corrigirt zurückgab.

Neben dem mir ausgesetzten Gehalte von jährlich achthundert Gulden nebst freier Wohnung sowie nach damaligem württembergischen Gebrauch sechs Meß Buchenholz, zwölf Scheffel Dinkel und sechs Scheffel Roggen erhielt ich für die bevorstehende italienische Reise, wie die andern Begleiter, Equipirungsgelder, die mir sehr gut zu statten kamen, da, wenn ich auch anständig gekleidet ging, meine Garderobe nicht von der Art war, um im Gefolge seiner königlichen Hoheit zu reisen und mit demselben hohe und höchste Kreise besuchen zu können.

Die kleinen Gesellschaften beim Kronprinzen oder in meiner Wohnung dauerten indessen fort und gab die bevorstehende italienische Reise begreiflicherweise häufig und genügenden Stoff zur Unterhaltung. Wie ich mich darauf freute, vermag ich nicht zu sagen; allerdings hatte ich ein Stück von Sizilien, Neapel, Genua und Mailand gesehen, ein wonnevolles Kosten dieser herrlichen Städte in schönen Frühlingstagen, doch hatte alles, was ich genossen, nur meine Sehnsucht verschärft, auch das übrige Wunderland Italien kennen zu lernen; und welche prächtige Gelegenheit bot sich jetzt dafür! — im Gefolge eines

lebenslustigen, wohlwollenden und kunstsinnigen jungen Fürsten, der mich in seiner Liebenswürdigkeit seinen hohen Rang, wenn auch nicht vergessen ließ, so doch alles Beengende und unerquicklich Förmliche davon abzustreifen wußte und so den Umgang mit ihm zu einem äußerst behaglichen zu machen verstand.

Dazu kam noch die angenehme Art, in welcher diese Reise stattfinden sollte, mit eigenen Wagen und Bedienten, Extrapost und Vorausbestellung, so viel nur möglich war, Benützung der besten Gasthöfe und dabei überall die schönste Gelegenheit, alles Interessante, Merkwürdige und Lehrreiche unter gediegener Leitung zu sehen, auch die gesellschaftlich besten Kreise besuchen zu können und somit nicht nur Land, sondern auch Leute kennen zu lernen. Da trotz alledem möglichst gespart werden sollte, so fand man neben dem vorausgehenden Jourgon, der sämtliches Gepäck führte, einen Wagen für den Kronprinzen und den ihn begleitenden Reise=Chef, seine Excellenz den Oberststallmeister General von Maucler, einen dritten Wagen für das Gefolge, den Adjutanten, einen Arzt und mich, genügend. Doch war Baron Taubenheim, der diese Ausrüstungen zu treffen hatte, so freundlich, den für mich als Jüngsten bestimmten Rücksiß unserer Kalesche durch eine Polsterung für die Fahrten bei Tag und Nacht etwas bequemer machen zu lassen.

Da ließ mich der General von Maucler, der, beiläufig gesagt, ein naher Verwandter des zur Begleitung bestimmten schon früher erwähnten Grafen Zeppelin war, zu sich rufen und eröffnete mir allerdings in der wohlwollendsten und freundlichsten Weise: Er habe die Bestimmung getroffen, daß ich, begleitet vom Kammerdiener des Prinzen, in dem Jourgon vorausreisen solle. „Biel bequemer für Sie, als in der Kalesche rückwärts zu fahren,“ setzte er hinzu. Doch machte mich diese Eröffnung einigermaßen stutzend, gab mir Stoff zur Ueberlegung und wenn ich erwiderte: „daß ich mich den Befehlen des Kronprinzen unbedingt fügen

würde," so beschloß ich doch, bei einem erprobten und ruhig beobachtenden Freund auch Rath's darüber zu holen, der aber mit mir darin vollkommen einig war, daß, wenn auch der junge Schriftsteller Sachländer sich nichts daraus zu machen brauche, mit einem braven Manne, wie der Kammerdiener Zimmer war, gemeinschaftlich in einem Wagen zu fahren, dies jedoch für den Secretär des Kronprinzen eine ganz andere Sache sei und vergesse ich nie, wie jener Freund lachend ausrief:

„Klug ausgedonnen, Vater Lamormain! —  
 Wäre der Gedank' nicht so verwünscht gescheidt,  
 Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.“

Gelang es, mich in den Fourgon zur Dienerschaft zu bringen, so war damit ein Vorgang geschaffen, der sich leicht weiter ausnützen ließ, um den „Literaten von unbekanntem Herkommen“, den fremden, nicht einmal adeligen jungen Menschen auf den ihm gebührenden Standpunkt zurückzuschrauben. Daß ich aber mit meiner Meldung darüber an den Kronprinzen, die mir der Oberstallmeister gestattete, einen solchen Spektakel, ja, ein Unheil für den Betreffenden hervorrufen würde, hätte ich wahrlich nicht erwartet. Doch war der Kronprinz, wie ich bereits erzählt, auf's Heußerste gegen seinen bisherigen Kavalierr, den Grafen Zeppelin, gereizt, und kaum hatte ich die Fourgongeschichte berichtet — es war Abends kurz vor Beginn des Theaters — so sprang er in einer Heftigkeit, wie ich sie nie an ihm erlebt, auf und rief zornig: „Das ist wieder eine abgeredete Geschichte dieser hochmüthigen Familie gegen Sie, auch um mich zu kränken; doch kommt sie mir sehr erwünscht und werde ich sogleich mit meinem Vater darüber reden.“ Dann nahm er hastig seinen Hut und eilte an mir, der ich sprachlos dastand, vorüber, um sich durch das Schloß und durch den bedeckten Theatergang in die Loge des Königs zu begeben. Da die Vorstellung bereits begonnen hatte, mußte er bis zum Zwischenakte

warten und bat dann seinen Vater um eine kurze Unterredung im Vorzimmer, bei der es, wie ich später erfuhr, sehr laut und heftig zugegangen sein soll. Der Kronprinz, von dem Standpunkte ausgehend, daß es auf eine Kränkung für mich und auch für ihn abgesehen sei, hatte den Grafen Zeppelin als muthmaßlichen Urheber bezeichnet und seinem Vater auf's Bestimmteste erklärt, er sei deßhalb nicht mehr im Stande, gemeinschaftlich mit demselben zu reisen, bäte dringend, ihn entlassen und dafür Karl von Berlichingen mitnehmen zu dürfen. Bedauerlicherweise für Graf Zeppelin mochte auch der König den Zusammenhang für richtig halten oder dem so bestimmt ausgesprochenen Wunsche seines Sohnes nicht entgegentreten, genug, er sagte achselzuckend, wie er bei solchen Gelegenheiten gerne zu thun pflegte: „Das sind Sachen deines eigenen Haushaltes, in denen ich dir nicht widerstreben will, sondern dir deinen freien Willen lassen muß.“

Dieser schroffe Wechsel so kurz vor einer großen Reise, zu welcher der Betreffende schon alle Anstalten getroffen, mußte natürlicherweise großes Aufsehen erregen und meine an sich schon zahlreichen Feinde vermehren, gab man mir doch die Schuld, gegen den Grafen Zeppelin intriguirte zu haben, ein Vorwurf, der nicht ungerechter sein konnte, denn ich hatte damals mit demselben kaum ein Duzend Worte gewechselt, als er mich in herzlicher Art zu meiner neuen Stellung beglückwünschte; aber seine eigene Stellung zum Kronprinzen war — aus welchen Gründen, wußte ich nicht, habe es auch nie genau erfahren — von der englischen Reise her schon so gespannt, daß es nur des Kleinsten bedurfte, um eine Verbindung jäh zu zerreißen, die freilich im andern Falle auf der ganzen Reise zu den unangenehmsten Scenen geführt haben würde.

Wie ich mir stets erlaubte, dem Kronprinzen unverhohlen meine Meinung zu sagen, so auch hier, indem ich ihm meine Ansicht nicht verschwieg, daß es wohl besser gewesen, jene Ver-

bindung, wenn sie unmöglich geworden, gleich nach der Rückkehr von der englischen Reise zu lösen, als jetzt wegen einer Kleinigkeit den Vorwurf der Unbeständigkeit auf sich selbst zu laden; ja, ich habe mich bemüht, ihm jahrelang die Sache wieder in Erinnerung zu bringen, den Grafen Zeppelin, gegen den er sich häufig aussprach, zu vertheidigen, ihn auch herzlich gebeten, das Verhältniß wieder in's Geleise zu bringen und glaube mit dazu beigetragen zu haben, daß er ihn später zum Hofmarschall seines Hauses wählte.

Dagegen muß ich auch anerkennen, daß mich unser Reisechef, General von Maucier, nie auch nur im geringsten die Entfernung seines Neffen entgelten ließ; er behandelte mich im Gegentheil stets wohlwollend und freundlich, unterstützte und verbesserte meine Correspondenzen in fremden Sprachen und machte mir das schwierige Amt eines Reisekassensührers so leicht als möglich. Der General war überhaupt ein vornehmer, liebenswürdiger, alter Herr, vom gewinnendsten Wesen, den wir Alle liebten und verehrten, dem auch ich dienlich war, wo es in meinen Kräften stand und dem ich die leidige Fourgongeschichte auch dadurch zu vergelten strebte, daß ich, als er später in Neapel schwer erkrankte und noch schwach mit uns zurückkehrte, die weite Reise nach Stuttgart auf dem Bock der Kalesche machte, um ihm und dem Arzte den ganzen innern Wagen zur Verfügung zu stellen.

Dieser Arzt war Doktor Klein, Generalstabсарzt der Armee, ein stets freundlich lächelnder Herr, zu dem ich übrigens nie in ein recht intimes Verhältniß gekommen bin; als echter Schwabe mit dem ausgesprochensten schwäbischen Accent vermochte auch er wohl zu dem „preußischen Ausländer“ kein großes Vertrauen zu fassen.

Karl von Verlichingen hatte bei seiner hohen und breiten Gestalt etwas Unbeholfenes in seinen Bewegungen, so daß seine



Freunde lachend von ihm sagten: er habe von der Natur zwei linke Füße erhalten. Höchst selten betheiligte er sich während der langen Fahrten an der Unterhaltung, piff aber, wenn er sich behaglich fühlte, die ersten Takte der „Fahnenwache“, die gleiche Weise stets in einer anderen Tonart wiederholend. Dem Kronprinzen war er anfänglich durch seine Schweigsamkeit bequem, auch weil er sich nie einen Widerspruch erlaubte, sondern nur das that, was ihm befohlen war, wogegen es der weit lebhaftere und gebildete Graf Zeppelin vielleicht durch allzu viel Gegentheiligens verdorben hatte, gleichwie Doktor Klein, der ebenfalls mit in England gewesen war.

So rückte der Tag der Abreise heran, zu welchem der Prinz Hugo Hohenlohe, Meister der „Glocke“, noch eine solenne Abschiedsfeier in seiner Wohnung, die damals im Hause des Buchhändlers L. Hallberger war, veranstaltete, wozu außer Freunden und Bekannten des Kronprinzen, sämtliche Glockenmitglieder eingeladen waren und wo es bei einem opulenten Menu, bei den feinsten Weinen, bei Reden und Toasten, an denen sich auch der Kronprinz betheiligte, hoch genug herging, was gegen drei Uhr, wo wir uns trennten, am Besten von dieser frühen Morgenstunde, von der malerischen Unordnung der Tafel und den leeren Flaschenbatterien, sowie der ausgelassenen Laune sämtlicher Betheiligten bezeugt wurde.

Der Kronprinz lud mich ein, mit ihm nach Hause zu fahren; doch statt sich, als der Wagen hielt, durch das kleine Gärtchen im vollen Laufe, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, in sein Appartement zu begeben, forderte er mich noch, wie oft bei ähnlichen Gelegenheiten geschah, zu einem Spaziergange auf, um auf dem Asphalttrottoir der Planie hin und her gehend, mir in lebhaften Schilderungen seine Eindrücke des heutigen Abends zu wiederholen: Geistreiches und Gewöhnliches, Erfreuliches und Berleidendes, aber mit dem Schlussergebnisse, daß er sich

bei den guten lieben Bekannten, die ihm, wie er wohl wisse, im Allgemeinen anhänglich und sehr zugethan seien, die Meisten auch ehrlich und ohne Falsch, so vortrefflich amüsirt habe, daß ihm eine Wiederholung große Freude machen würde.

„Leider aber unmöglich,“ erlaubte ich mir ihm zu entgegnen, „da Sie ja übermorgen früh Ihre Reise antreten.“

Der Kronprinz ließ sich jedoch dadurch nicht beirren, und befahl mir, am nächsten Morgen so bald als möglich zum Prinzen Hugo zu gehen und ihn mit seinem Wunsche bekannt zu machen.

Damit entließ er mich und lief eilig in's Schloß. Auch ich suchte mein Zimmer auf, befahl dem Diener, mich um halb acht Uhr zu wecken und als dies geschehen, erhob ich mich müde und verdrießlich, um meine Botschaft auszurichten. Kaum wollte mich der Jäger des Prinzen Hohenlohe, obgleich ich im Auftrage des Kronprinzen kam, vor seinen Herrn lassen, der mich schlaftrunken empfing und der schon über meinen bei so früher Morgenstunde zuerst vorgebrachten Dank des Kronprinzen sehr verwundert erschien, sich aber, im höchsten Erstaunen aufrichtend, meine Botschaft anhörte, um dann wieder auf sein Lager zurücksinkend seinem Jäger den Befehl zu geben: Alles stehen und liegen zu lassen, die Einladungen, wie gestern, herumzuschicken, nur das Menu zu verändern und für frischen Wein, besonders viel gut gefühlten Champagner besorgt zu sein.

Wie ich übrigens dem Kronprinzen vorausgesagt und wie es auch begreiflich ist, war diese Wiederholung nur eine matte Copie des gestrigen herrlichen Abends, beinahe jeder war übernächtigt und müde, die herzlichsten Wünsche und alles dergleichen auf die Reise Bezügliche konnten doch unmöglich, selbst nicht von so gewandten und geistreichen Rednern, wie Dingelstedt, Taubenheim und Andere, wiederholt werden, auch waren zwei Uneingeweihte in den Personen des Baron von Berlichingen und des

Doktor Klein anwesend, mit denen ich gegen Mitternacht, von dem Bankett weg abfahren sollte und die ziemlich verblüfft in unser Treiben schauten, weshalb ich sehr zufrieden war, als gegen Mitternacht unser Reisewagen gemeldet wurde und wir Erlaubniß erhielten, die Gesellschaft zu verlassen.

Glücklicherweise war es mir damals noch möglich, im Reisewagen zu schlafen, weshalb ich auch die schmerzliche Trennung von so Manchem weniger empfand, ja mit der Elasticität der Jugend trotz des trüben Novembermorgens, der endlich aufdämmerte, mich sogleich wieder behaglich in meine Verhältnisse fand. Da wir Extravost fuhren, hatte ich unterwegs auf jeder Station mit den Posthaltern abzurechnen und die Postillone zu befriedigen, was nicht immer gelang, die aber so durch Wachen und Schlafen getheilte Zeit rascher vergehen machte.

Wir fuhren über Eßlingen, Göppingen nach Ulm, also eine Zeit lang den gleichen Weg, wie vor kaum einem Jahre, bei unserer orientalischen Reise, kamen dann über Illertissen, Nachmittags nach Memmingen, wo der Kronprinz, der erst Morgens von Stuttgart wegfuhr, über Nacht blieb, während wir, nachdem wir gemeinschaftlich mit ihm, der sehr ermüdet ankam, zu Nacht gegessen, sogleich unsere Reise fortsetzten; gegen Mitternacht erreichten wir Kempten, wo ich später noch häufig des Nachts durchreiste, dabei stets den Posthalter, seinen Sekretär und was sonst um den Weg war, begreiflicherweise nur im Schlafrocke sah, weshalb ich mir einen Einwohner von Kempten nur in solchem Gewande der Nacht vorzustellen vermochte. Ueber Kesselwang ging es dann nach Reutte, wo der Kronprinz abermals schlief, und wo uns beim Nachtessen ein Ragout von Gemsen vorgelegt wurde.

Am andern Tage fuhren wir bei Zirl und an der Martinswand vorüber, bei der uns der Postillon die durch ein Kreuz bezeichnete Stelle wies, wohin sich Kaiser Maximilian bei der

Gemüthsjagd verstiegen hatte und wo ihm vom Thal aus schon die erhobene Monstranz, den letzten kirchlichen Trost vermittelnd, gezeigt worden war, bis ihn jener kühne Jäger rettete.

Hinter Junsbruck sah ich zum erstenmale die erhabene Pracht der mit Schnee und Eis bedeckten Alpenwelt, die auf mich einen großen Eindruck machte; angenehm aber und äußerst behaglich empfanden wir einige Stunden später den langsam eintretenden, aber immer merklicher werdenden Uebergang in ein milderes Klima; die schroffen Felswände, oben mit ihren leuchtenden Spizen, unten mit den blendenden Schneehalden, blieben hinter uns, die schäumenden Bergwasser, die uns bisher übermüthig sprudelnd geleitet, echte Gebirgsföhne, wurden ruhig und manierlich und erschienen wie gebändigt durch den Anblick der weiten und herrlichen Thäler bei Brigen und Bozen; hier sahen wir schon immergrüne Eichen, hohe, tiefdunkle Cypressen neben eigenartig gebauten Häusern, die Weinreben, allerdings jetzt blätterlos, in Guirlanden von Maulbeerbaum zu Maulbeerbaum gezogen, kurz eine ganz andere Scenerie, für uns um so freundlicher, als wir, die wir gestern noch tüchtig gefroren, heute unter dem warmen, glänzenden Sonnenschein unseren Pelzfußsäcken entschlüpfen und die Kalesche so weit als möglich öffneten. In Trient blieben wie der Kronprinz so auch wir über Nacht, was für mich um so bemerkenswerther ist, als er hier zum erstenmale meinen Dienst als Secretär in Anspruch nahm, um ein Tagebuch zu beginnen, wie ich ihn dringend angerathen.

Ich hatte geglaubt, er würde seine Reiseeindrücke schildern, statt dessen aber griff er nach Stuttgart zurück und ließ die dort gebliebenen Bekannten und Freunde, sowie auch seine Reisegesellschaft mit Geist und Geschick eine meistens sehr scharfe Revue passieren. Schließlichsam auch ich an die Reihe, doch wurde meine Neugierde über mich selbst nicht befriedigt, da er plötzlich auf andere Begebenheiten überging.

Leider blieb dies Tagebuch bald wieder liegen, was ich heute noch, wenn ich den mir verbliebenen Anfang durchblättere, aufrichtig bedauern muß.

In Verona blieben wir einige Tage und ließ ich die alten und ältesten Bauwerke und Erinnerungen dieser hochinteressanten schönen Stadt mächtig auf mich einwirken, weshalb mir auch das damals Gesehene und Angestaunte weit lebhafter geblieben ist, als wiederholtes Sehen bei späterem mehrmaligem, weit längerem Aufenthalte. Unvergesslich blieben mir die malerischen Grabmäler der Scaliger, ernst und in ihrer tiefen Ruhe ungestört, mitten im lebendigen Straßentreiben stehend, ebenso das angebliche Haus der Capuletti, wo ich bei nächtlichem Vorüberschreiten sehr geneigt war, Flötenspiel und Geigenklang aus den hohen Fenstern ertönen zu hören oder Degengeklirr an der Pforte; ja selbst jenen marmornen Brunnentrog, der mit der unglücklichen Julie in Zusammenhang gebracht wird, habe ich damals tief ergriffen betrachtet und in wehmüthiger Stimmung von der benachbarten Wand einige Ephenblätter abgebrochen und in einem Briefe nach Hause geschickt.

Eigenthümlicherweise machte damals das herrliche Amphitheater keinen so gewaltigen Eindruck auf mich, als da ich es später einmal mit einer festlichen Menge angefüllt sah, und so erst recht seine Größe zu bewundern vermochte.

Begreiflich wird man es finden, daß ich zuweilen in diesen Blättern nicht umgehen kann, Reiseeindrücke zu schildern, doch soll dies nur so flüchtig als möglich geschehen, da es sich hier um keine umständliche Beschreibung des Gesehenen und Erlebten handelt, sondern nur zuweilen um einen richtigen Hintergrund, auf dem es mir leichter wird, die Bilder jener Reisetage faßlich und ersichtlich vorüberzuführen; auch ist ja schon so viel über das Wunderland Italien geschrieben worden, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes — zu welcher Kategorie meine eigenen

Schilderungen gehören, will ich unentschieden lassen — daß es wahrhaftig kein dringendes Bedürfniß mehr ist, darüber noch weiter Papier und Tinte zu verschwenden. Doch will ich hier nicht unterlassen, jungen angehenden Schriftstellern den Rath zu geben, Reise- oder Länderbeschreibungen in Novellenform genießbarer zu machen, wie ich es häufig selbst schon gethan, und wobei ich mich, da ich alsdann der Phantasie größeren Spielraum gewähren durfte, sehr wohl befunden habe.

Wir wohnten in Verona in dem *Albergo due torre*, einem alten, düsteren Palaste, ehemals der Familie gleichen Namens angehörend, hatten den ganzen ersten Stock in Beschlag genommen und erregten deßhalb mit unsern drei Wagen und zahlreicher Dienerschaft kein geringes Aufsehen, und obgleich der Kronprinz unter dem Namen eines Grafen Karl von Teck reiste, so mußte doch sein Inkognito gerade dieses Namens wegen, den der König in Italien gleichfalls zu benutzen pflegte, etwas durchsichtig sein, denn ich selbst hörte, als der Kronprinz die Treppen hinauffstieg, von sehr hübschen jungen Mädchen, die sich zum Zuschauen eingefunden, flüstern: „*eie un principe d'una casa regnante*“ was ich hier nicht erwähne, weil diese hübschen Freundinnen des Hauses, es waren Venezianerinnen, die zum Besuche da waren, später, als sich der Prinz ermüdet zurückgezogen hatte, auf die liebenswürdigste und naivste Art an unseren Unterhaltungen Theil nahmen, ja ein komisch klingendes Wort, das ich von einer derselben im Nebenzimmer gehört: „*Smorzate il lume*“ und einige Tage darauf zum Besten gab, war in Rom Schuld daran, daß wir uns vor dem Papst Gregor XVI. eines herzlichen Lachens nicht erwehren konnten, in das übrigens Seine Heiligkeit herzlich mit einstimmte.

Venedig lag für jetzt noch nicht in unserem Reiseplan und sollte auf dem Rückweg besucht werden, weshalb wir den Weg nach Guastalla und Parma über Mantua nahmen. Mich interes-

sirte die in flacher sumpfiger Gegend auf einer Insel im Mincio liegenden Festung nur, weil ich im Einfahren über lange dröhnende Holzbrücken an Andreas Hofer, der 1810 hier erschossen wurde, dachte, und es sumnte mir das:

„Zu Mantua in Banden  
Der treue Hofer lag,“

noch lange nachher im Kopfe. Ueberhaupt waren es historische Erinnerungen, die ich mir besonders im Betrachten der darauf bezüglichen Bilder und Denkmäler fest in's Gedächtniß prägte, wie ich denn auch in Guastalla die Zeit des Umspannens zur Besichtigung der Broncestatue Ferdinands Gonzaga's auf der Piazza benützte.

In Parma residirte damals noch die Erzherzogin Marie Louise, Gemahlin Napoleon des Ersten, und blieben wir dort einen Tag, um theils die herrlichen Gemälde Correggio's und Anderer zu sehen, sowie auch um Ihre Kaiserliche Majestät, wie die Herzogin immer noch genannt wurde, zu besuchen. Der Kronprinz mit Gefolge wurde auch sogleich zur Tafel geladen und die Zeit bis dahin benutzt, um alles Sehenswürdiges zu betrachten. Zum Anzug war hofmäßige Civillleidung gewünscht worden, zu welcher General Maucier für uns schwarzen Frack und Beinkleid, dazu Schuhe mit seidenen Strümpfen, weiße Halsbinde, den Degen an der Seite, sowie den Uniformshut unter dem Arm anordnete, was äußerst komisch aussah und meine Befangenheit, wie ich aufrichtig gestehen will, bedeutend vermehrte. Auch war die Art, wie wir von der reich galonirten Dienerschaft, von dem Hofmarschall, den Kammerherren und Kavalieren empfangen wurden, im allergrößten Style; wir betraten einen großen Saal, in dessen Ecke sich die Damen und Herren der ehemaligen Kaiserin befanden, während wir in der andern Ecke aufgestellt wurden, worauf, als Ihre Majestät erschienen

und sich dicht vor ihren Hofstaat stellte, der große Zwischenraum zuerst von dem Kronprinzen durchschritten wurde, der begreiflicherweise auf's Liebenswertigste und Zuverlässigste begrüßt an der Seite der Kaiserin blieb. Selten habe ich eine Dame von größerer Höflichkeit gesehen; zu jener Zeit erst 54 Jahre alt, war ihre hohe Figur von einer unbeschreiblichen Magerkeit, die Züge schlaff und tief gefurcht, die großen etwas gerötheten Augen müde blickend, der fast zahnlose Mund durch die stark herabhängende habsbürgerische Unterlippe noch mehr entstellt, kurz, keine Spur mehr jener lieblichen österreichischen Prinzessin, von der Napoleon nach seinem Hochzeitstage zu einem Vertrauten sagte: „Sie ist reizend und frisch wie Rosen.“

Mich interessirte sie ganz besonders, auch als Gemahlin des Grafen Reipperg, mit dem sie noch bei Lebzeiten Napoleons verheirathet wurde und vermochte ich das Loos dieses auffallend und vornehmen Mannes nicht beneidenswerth zu finden; doch hatte sie noch einen Sohn von ihm, den heute noch lebenden österreichischen Feldzeugmeister Montenuove, und war damals in dritter oder vierter Ehe mit dem Grafen Bombel verheirathet.

Jene Betrachtungen anzustellen hatte ich genügend Zeit, so lange der Kronprinz und General Maucel mit ihr plauderten und bis der große Augenblick kam, wo wir Uebrigen auf dem äußerst glatten Parketboden gegen sie avanciren mußten, zu welchem Zweck Ihre Majestät jedem Einzelnen mit dem Finger winkte; und ich, der zuletzt kam, sah schon den Augenblick vor mir, wo mir bei meinem ersten Debüt an einem fremden Hofe der Degen zwischen die Beine kommen und ich ausgleitend vor die Füße der hohen Dame gelangen würde; doch ging Alles gut von statten, ja sie näherte sich mir sogar ein paar Schritte, worauf sie, mich betrachtend, ihre Hände übereinander legte und dann sagte: „Nun, Sie haben sich wohl die schönen Sachen von Parma recht angesehen?“ dabei überslog ein leichtes Lächeln ihre



Züge und verschönerte dieselben soviel als möglich, worauf ich, mich tief verbeugend, erwiderte: „Gewiß, Majestät, soviel es die Zeit erlaubte, haben wir die unvergleichlichen Kunstschätze Ihrer Residenz angestaunt, vor Allem die Werke Correggio's.“

„Ach ja, das ist schon der Mühe werth; waren Sie auch im Kloster S. Paolo?“

„Gewiß, Majestät.“

„Was ist Ihnen dabei aufgefallen?“

Ich besann mich einen Augenblick, doch fiel mir glücklicherweise sogleich ein, worauf sie anspielte und deshalb sagte: „Nun, die für eine geistliche Dame etwas eigenthümliche Deckenverzierung, nackte Amoretten eine Weintraubenguirlande tragend.“

„Was mag sich die Frau dabei gedacht haben, als sie das malen ließ, warum gerade Amoretten und Weintrauben?“

„Vielleicht als peinigende Erinnerungen, wenn sie aufwärts gen Himmel schaute, als moralische Geißelung.“

„Ah, da haben Sie ganz Recht,“ gab sie heiter zur Antwort, worauf sie sich rasch zur Seite wendend fortfuhr: „Und sie wird vielleicht zu solchen Erinnerungen Ursache genug gehabt haben.“

Dann ging es zur Tafel, die wie die meisten dergleichen steif und förmlich verlief, und wobei die ehemalige Kaiserin selbst fast gar nichts anrührte, sondern mit übereinandergelegten Armen bemüht war, den Kronprinzen zu unterhalten, weshalb auch dieser fast zu keinem guten Bissen kam.

In Bologna blieben mir abermals, doch viel zu kurz für die vielen Sehenswürdigkeiten dieser alten hochinteressanten Stadt, und fing hier schon eine Reisequal an, die wir dem Doktor Klein verdankten, der in seinem „Förster“ alles nur eben Bemerkenswerthe angestrichen hatte und uns auch nicht die unbedeutendste Kapelle oder in Kirchen das Versteckteste ost von Kerzen und Weihrauchdampf völlig ungenießbar gewordene Bild

erließ, wodurch bei der Kürze der Zeit unser Umherwandern oft eine wahre Hezjagd wurde; mich interessirte hauptsächlich die alte Stadt selbst, die Arkaden in allen Straßen, der Campo Santo, die schiefen Thürme, und in der Academia deile belli arti blieb mir nur die heilige Cäcilie Raphaels in lebhafter Erinnerung.

Da man von der Straße über den Apennin damals allerlei Räubergeschichten erzählte, so blieben, als wir Abends von Bologna abfuhren, unsere drei Wagen dicht bei einander und wurden in Vertheidigungszustand versetzt, indem wir unsere schweren doppelläufigen Reisespistolen luden und leicht faßlich neben uns legten, auch waren keine Vorausbestellungen gemacht worden, weßhalb unsere Fahrt obendrein bei sehr schlechtem Wege, langsam von statten ging. Unvergeßlich blieb mir dabei ein hübsches Bild dicht vor den Thoren der Stadt, wo betende Frauen vor einem Muttergottesbilde lagen, dessen milde Züge bei der finstern Nacht nur durch eine trübe brennende Ampel erhellt wurden, ganz geeignet, uns droben lauernde Banditen vorzustellen, für deren Wohl die Heilige hier unten angefleht wurde.

Doch erreichten wir am andern Tage Florenz, ohne irgend welches Abenteuer erlebt zu haben und fanden im Hotel de l'Europe bei Herrn Schobinger den ersten Stock seines prachtvollen Hauses für Seine Königliche Hoheit den Prinzen Karl von Württemberg nebst hohem Gefolge in Bereitschaft.



F. W. Hackländer's ausgewählte Werke.

---

XX. Band.



F. W. Hackländer's

# Ausgewählte Werke.

---

Swanzigster Band.

---



Stuttgart.

Verlag von Carl Krabbe.

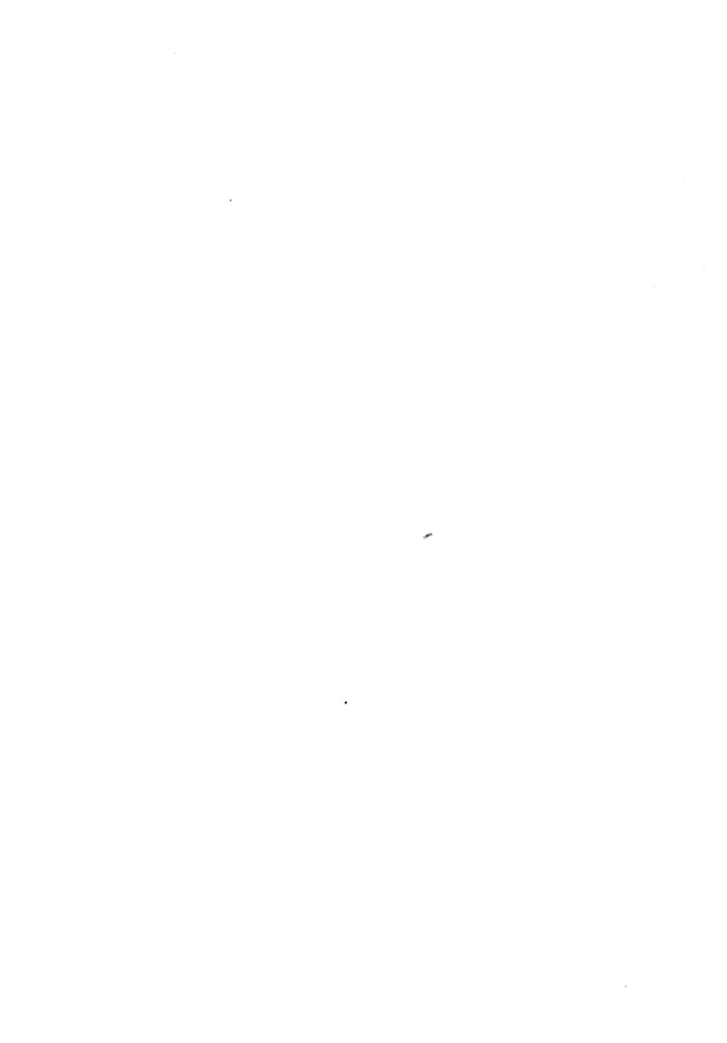
Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

# Der Roman meines Lebens.



Zweiter Band.





## Achtes Kapitel.

### Italienische Erinnerungen.

Florenz, damals noch Hauptstadt des Großherzogthums Toskana, war in diesem Jahre glänzender und zahlreicher besucht als seit langer Zeit. Da es der Winter- und Hauptjaison der schönen Blumenstadt zuzug, fand man schon zu Anfang des Herbstes keine elegante Wohnung mehr; alles war an die vielen Fremden aus allen größeren Städten der Welt vermietet, die aus alter Gewohnheit hieher kamen, um sich noch einmal recht lustig zu machen, ehe sie nach dem Karneval die ernste Fastenzeit in Rom zubrachten. Es war damals etwas Eigenthümliches um die sogenannte Saison von Florenz, die von Anfangs October bis nach Neujahr dauerte.

Daß die Anwesenheit des Kronprinzen von Württemberg noch mehr zur Belebung dieser Saison beitrug, verstand sich ebenso gut von selbst, als daß er sogleich so zu sagen der Mittelpunkt der gesellschaftlichen Kreise wurde, die er aufsuchte; doch wurde wegen der oben erwähnten eigenthümlichen Mischung dieser Gesellschaft in der Auswahl mit möglichster Vorsicht verfahren, wogegen wieder Rücksicht auf die zwei befreundeten, ja verwandten Häuser genommen werden mußte, die nicht zu umgehen waren, obgleich eine allzu große Intimität mit denselben von dem Könige nicht gerade gewünscht wurde. Das eine war

das Haus des einstigen Königs Jerome von Westfalen, Bruders Napoleons I., der hier anscheinend in glänzenden Verhältnissen lebte, wogegen Eingeweihte ganz genau wußten, daß seine Freundin, die Marchese Barberini, in deren Palaste er auch wohnte, die Ausgaben für sein Hauswesen bestritt. König Jerome war durch seine Heirath mit der Prinzessin Katharine, Schwester des Königs von Württemberg, der Onkel des Kronprinzen geworden und konnte als solcher nicht wohl vermieden werden. Seine Tochter, die Prinzessin Mathilde, an einen vornehmen, ungeheuer reichen Russen, den toskanischen Fürsten Anatol Demidoff verheirathet, wohnte gleichfalls in Florenz und gerade in diesem Winter befand sich auch der Prinz Napoleon (Plon-Plon) dorten.

Gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes, ehe wir noch unsere Streifzüge nach Kapellen und Kirchen, Gallerieen und Museen, kurz nach Sehenswürdigkeiten aller Art begannen, mußte der Prinz, wie alle übrigen Sterblichen, seine Besuche in jenen Häusern machen, wo er empfangen zu werden wünschte; doch wurde mir aufgetragen, seine Stelle dabei zu versehen und bestieg ich deßhalb eines Tages nach dem Frühstück die hoch-elegante, hermetisch verschlossene Equipage, den Kutscher auf dem Boock und hinter mir zwei Diener in großer Livree, und begann, mit ein paar hundert Visitenkarten versehen, meine Rundfahrt genau nach der vorgeschriebenen Liste. Als angenehme Beigabe warf mir das sich stets in der Nähe des Hotels befindende, schöne und allen Fremden wohlbekannte Blumenmädchen ein riesiges Weilchenbouquet in den Wagen, was ich hier nur erwähne, um der bella Lucia zu gedenken, die, so oft ich ausging oder nach Hause kam, stets eine ganz besondere Blüthe für mich in Bereitschaft hatte; obgleich jung, reizend, freundlich gegen Jedermann, hielt sie sich doch stets sehr in anständigen Grenzen und hielt es äußerst schwer, mit ihr vertraut zu werden. So fuhr ich denn an den verschiedenen Palais und Woh-

nungen vor, allarmirte Portier und Dienerschaft, wurde begreiflicherweise nirgendwo angenommen, sondern ließ durch einen meiner Lakaien die betreffenden Karten überbringen, und damit war denn der Pfad zu Gegenbesuchen und Einladungen geebnet; für die ersteren wurde im Hotel Schobinger ein Buch angelegt, die anderen gingen an General Maucier, der sie dankend annahm oder bedauernd ablehnte.

Trotzdem auch letzteres häufig genug vorkam, so blieb doch unsere Zeit, besonders unsere Abende übermäßig besetzt und es war wahrlich keine Kleinigkeit, den ganzen langen Tag, allerdings unter trefflicher Leitung, dem Geschäfte des Kirchen- und Gallerieenbesuchens obzuliegen, um dann Abends gegen neun oder zehn Uhr in großer Toilette verschiedene Gesellschaften nach einander zu besuchen, so daß man selten vor Mächts ein Uhr nach Hause zurückkam. Dabei war weder Verlichingen, noch Doktor Klein, noch ich so in der französischen und italienischen Sprache bewandert, um ohne Weiteres an jedem Gesprächsthema Theil nehmen zu können, wozu noch kam, daß meine beiden Herren Kollegen, sei es aus Bequemlichkeit, sei es aus Schüchternheit, meistens sich lieber an einer bescheidenen Wand placirten, als daß sie sich in den Strudel der Unterhaltung stürzten, ein Beispiel, dem ich als der Jüngste wenigstens anfänglich zu folgen mich verpflichtet fühlte, bis mir später einmal ein Bekannter sagte: es sehe äußerst komisch aus, uns drei Schwaben in schwarzen Fräcken und weißen Halsbinden meistens nicht weit von der Thüre beisammen stehen zu sehen, worauf ich mich denn emanzipirte und mit wahrer Todesverachtung zwischen Marquisen und Herzoginnen hineinstürzte; dadurch habe ich allerdings viel von diesem merkwürdigen Leben und Treiben kennen gelernt, was ich später in den florentinischen Nächten meiner „Namenlosen Geschichten“, Dichtung und Wahrheit gemischt, verwerthete.

Es war das ein neuer und hochinteressanter Abschnitt im

Buche meines Lebens; doch hat mich diese Lernzeit hier in Florenz sowie auch später in Rom keine geringe Mühe gekostet. Meine Vorkenntnisse in Kunst und Geschichte waren nicht der Art, um all das Schöne und Interessante sogleich verstehen und in mich aufnehmen zu können, weshalb ich viele Stunden damit zubringen mußte, um mich so vorzubereiten, daß ich die großartigen Kunstschätze mit Nutzen anschauen und begreifen konnte. Mit Natur Schönheiten, ja selbst mit Architektur ging es mir schon besser, doch war es auch bei letzterer für mich der höchste Genuß, wenn ich es vermochte, mir die herrlichen Räume oder prachtvollen Plätze mit Gestalten aus der Geschichte zu beleben.

Für Letzteres war Fürst Demidoff, der uns häufig bei unsern Excursionen, besonders bei dem Besuch der prachtvollen Villen um Florenz begleitete, der beste und angenehmste Führer, da er es vortrefflich verstand, einen Palast, eine Kirche, einen Platz auf die oben angedeutete Art in Scene zu setzen; auch war er ein gediegener Kunstkenner und Sammler, der in seinem Palaste in der Stadt, besonders auf seinem Landgute San Donato die herrlichsten Kunstschätze, sowohl in Malerei, Sculptur, als auch in Möbeln, Bronzen und alten reichen, merkwürdigen Waffen wahre Museen angelegt hatte; doch war dabei alles so zwanglos und scheinbar unwillkürlich aufgestellt, daß es nicht den oft langweiligen Eindruck einer geordneten Sammlung machte, sondern wie Schätze aussah, mit denen der Besitzer sich umgeben, theils um sie zu benutzen, theils auch nur, um sich an ihrem Anblick zu erfreuen.

In San Donato sah ich zu meiner Ueberraschung Statuen und Bilder, die mir durch Zeichnungen oder Beschreibungen bekannt waren, und die ich nicht gedacht hier zu finden und bewundern zu können, so unter letzteren die Hinrichtung Anna Boleyns nach Delaroché; ein ergreifendes Bild von Gudini, eine weite, prachtvoll gemalte sturmbewegte Seefläche, von keinem

Horizont begrenzt, auf der, von den schäumenden Wellen getragen, ein zersehelter Mastbaum schwamm, den der nackte Arm eines eben Untergehenden mit der letzten Kraft umschlungen hielt. Schönere und interessantere Waffen habe ich in einer Privatsammlung nie mehr vereinigt gesehen, und dabei stimmte die Zimmereinrichtung, das Ameublement so schön und geschmackvoll zusammen; so zum Beispiel im Waffenzimmer, wo die tiefvioletten Sammetfenstervorhänge durch blanke Metallketten auseinander gehalten wurden und sich eine Portièrè so geöffnet befand, daß ein Theil derselben über die Stahlarmschiene eines ganz gepanzerten Ritters hing. Besonders reich und kostbar waren die kaukasische Waffen, von denen minder werthvolle als Trophäen im Treppenhause zusammengestellt waren, wobei es wieder so hübsch erschien, daß sich ein Theil der Dienerschaft unten in dem malerischen Costüm der Fischeressen befand.

Daß ich so großes Interesse für all diese Herrlichkeiten zeigte, gefiel dem Fürsten Demidoff, und er wurde nicht müde, meine vielen Fragen zu beantworten und mir Dies und Jenes zu erklären; auch nahm er mich zuweilen mit nach dem Palazzo Pitti oder nach der Gallerie degli Uffizi, wo ihn ganz besonders das Cabinet der kostbaren Goldschmiedearbeiten, vor allem die Kunstwerke Benvenuto Cellini's beschäftigten; dort machte er mich eines Tages auf einen merkwürdigen Ring der Katharina von Medici aufmerksam und ließ mir, als ich denselben sehr bewunderte, später eine hübsche Zeichnung davon machen, die ich heute noch bewahre; auch schenkte er mir sein Werk über den Kaukasus und schrieb ein paar freundliche Worte hinein.

Demidoff war ein großer, hagerer Mann von bleicher, fast gelblicher Gesichtsfarbe; er hatte schwarzes krauses Haar, dunkle geistvolle Augen und war immer mit ausgefuchter Eleganz gekleidet. Bei unserem ersten Besuche in seinem Hause in der Stadt sollten wir der Prinzessin Mathilde, seiner Frau, vorge-

stellt werden. Sie beschäftigte sich gerade in einem der letzten Zimmer, in ihrem sogenannten Atelier, mit Malen, in welcher Kunst sie mehr als Dilettantin war. Der Kronprinz mit Demidoff gingen zuerst zu ihr und dann hörten wir sie bei der Unterhaltung so frisch und herzlich lachen, daß es durch fünf große Zimmer schallte; auch kam sie lachend zu uns heraus und begrüßte uns auf die freundlichste Art. Sie war damals eine noch junge schöne Frau von majestätischer Gestalt, voll und rund mit frischen angenehmen Gesichtszügen, schönen Augen, einem herrlichen Teint, und alles das noch verschönert und wie geistig durchleuchtet durch ihre liebenswürdige Art zu reden und die beständige Heiterkeit, die wie ein Sonnenstrahl auf ihrem Gesichte lag, selbst ihr häufiges laut schallendes Lachen machte sich bei ihr unverkennbar als Zeichen froher Laune allerliebste und riß zu gleichem Frohsinn hin.

Das Haus Demidoff war von allen Kreisen gesucht und gab zu jener Zeit die schönsten Feste, häufig war das Diner, wenn wir nicht im kleinen Kreise dort speisten, von wahrhaft erschreckender Länge, fast ein doppeltes zu nennen, denn wenn sich das reichliche Menu seinem Ende zu nähern schien, so konnte es plötzlich nach einem Punsch à la romaine einen neuen Aufschwung nehmen, um dann noch lange Zeit zu dauern, was besonders Baron Berlichingen komisch seufzend empfand, da er alsdann noch länger genöthigt war, jedes Glas Wein, das er trank, durch ein Brodkügelchen zu markiren, wie er zu thun pflegte.

Ferner war mir von großem Interesse das Haus des Erz Königs Jerome oder vielmehr die Etage, die er im Palaste seiner Freundin, der Marchesa Barberini, bewohnte. Hier war man in Möbeln, Bildern, Statuetten von lauter napoleonischen Erinnerungen umgeben, sah hohe Lehnstühle mit goldgestickten Bienen, Tabourets und Divans mit dem großen N und der Kaiserkrone; die Livrée der übrigens nicht zahlreichen Dienerschaft zeigte

ebenfalls einen Anflug an die Zeit des gewaltigen Bruders, und wenn man hier „Seine Majestät“ gemeldet worden war und von dem mittelgroßen Manne, dessen kluge Züge und sprechende Augen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Bildnissen des großen Kaisers hatten, empfangen wurde, so fand man sich in dieser Umgebung wie in einem allerdings etwas verbläuten Zauberkreise. Sodann befanden sich auch unter der Gesellschaft viele ehemalige Größen, Grafen und Herzoge von so und so, meistens prunkhafte, ja oft berühmte Namen, auch wohl von einem Kammerherrn oder Stallmeister begleitet, die ein ganzes Firmament von Sternen auf der Brust trugen, äußerst geschickt im P'ombre- und Whistspielen waren und auch ein kleines jeu nicht verschmähten. Was die Damenwelt anbetraf, so war hier gleichfalls viel Abgeblaßtes in reichen und auch wohl in geschmackvollen Toiletten zu sehen, viele Brillanten, ob falsch oder echt, wer möchte das bestimmen; doch sah man auch häufig unter diesem älteren Damenslor wunderbar frische Rosen, üppige sinnverwirrende Blüthen, die mit wollustathmendem Dufte leicht das Herz gefangen nehmen.

König Jerome war eben ein freundlicher Wirth für alle seine Gäste und wenn man ihn so in den Apartements herumgehen sah, den Kopf etwas gegen rechts geneigt, die Fingerspitzen in den Westentaschen, so bemerkte man wohl an seinem schlauernden Blicke und einem gemüthlichen Lächeln um die Lippen, daß er sich ebenso sehr an dem Behagen seiner Gäste erfreute, als er auch stets bemüht war, einem zufällig vereinzelt Dastehenden zu passender Unterhaltung zu verhelfen oder ihm Höchste selbst etwas anzubieten.

So bezeichnete er mir eines Abends unter verschiedenem Gefrorenen, das die Diener servirten, eines von dunkelbrauner Farbe, das ich vor ihm stehend versuchen mußte, um mein Urtheil darüber abzugeben; es war von eigenthümlichem, allerdings

pikantem, aber von dem Gewöhnlichen abweichendem Geschmack, weshalb ich mit fragendem Blick aufschaute, worauf Seine Majestät schmunzelnd sagte: „Es ist das meine eigene Erfindung, aus Trüffel'n bereitet und — sehr gesund.“

Ein andermal blätterte ich ein Album durch, als er mit der Frage auf mich zutrat:

„Warum spielen Sie nicht?“

Ich bemerkte ihm, daß bei unserer Ankunft alle Partieen schon angeordnet gewesen seien; in Wahrheit aber hatte ich keine Lust unter der Chance ein paar Napoleons zu gewinnen, vielleicht das Dreifache zu verlieren.

„Wollen Sie mit einer Dame spielen?“

„Mit Vergnügen, Majestät.“

„So kommen Sie mit mir.“

Er eilte, seine Fingerspitzen wieder in die Westentaschen steckend, mir voraus und führte mich so zu einer schon älteren Dame, die sehr stark decolletirt, heute noch an Gesicht, Brust und Schultern Spuren einer ehemals gewiß blendenden Schönheit zeigte.

„Gräfin Drloff, Monsieur Hackländer wünscht die Ehre zu haben, mit Ihnen eine Partie zu spielen.“

„Mit dem größten Vergnügen,“ gab die Dame zur Antwort, indem sie sich, sehr rasch und gewandt für ihre Korpulenz, erhob und mir voranschreitend in das Billardzimmer ging, wohin uns Seine Majestät schmunzelnd folgte. Wir stellten uns für eine Carambolagepartie an und da die Gräfin Drloff hartnäckig darauf bestand, daß ich anfangen sollte, so hatte ich durch zwei zufällig gelungene Stöße das Glück, auf vier Points zu kommen, worauf sie, den König Jerome lächelnd betrachtend, mit eben solcher Sicherheit als Eleganz zu spielen begann, wie ich früher oder später nie etwas Aehnliches gesehen; bei den schwierigsten Stellungen nahm sie sich kaum die Zeit, ein Dessin zu überlegen. Augen-



blicklich flog auch schon die Kugel dahin, niemals eine Carabobolage fehlend, wobei es ihr ganz gleichgiltig schien, ob sie vor- oder rückwärts spielte, ob mit dem dicken Ende des Queue oder à pistolet. Genug, ich kam zu keinem weiteren Stosse mehr und die Sache wurde unter einem Lachterzett, zu dem Seine Majestät am lautesten beitrug, in möglichster Kürze zu Ende gebracht.

Gräfin Drloff, ehemals eine nicht unbedeutende französische Schauspielerin, war die Frau des russischen Generals Grafen Drloff, der im Kriege ein Bein verloren hatte und dem man mit seinem Stelzfuße fast in allen Salons von Florenz begegnete, ein Bruder des bekannten Drloff. König Jerome war übrigens freundlich genug, sich bei mir wegen meiner schnellen Niederlage gewissermaßen zu entschuldigen, indem er lachend sagte: „Trösten Sie sich mit vielen anderen wackeren Leuten, die gleichfalls der verehrten Gräfin rasch unterlegen sind,“ worauf sie mit dem Fächer drohend heiter von dannen ging. Kleine Scherze ähnlicher Art liebte er überhaupt, sowie pikante Unterhaltungen und wenn man ihn so mit seinem schlauen Blick und höchst zufriedener Miene umherblicken sah, wenn er die Gesellschaft so spät als möglich entließ, so hätte man erwarten können, von seinen, des ehemaligen Königs von Westfalen, Lippen abermals jene berüchtigten Worte zu vernehmen: „Morgen wieder lustig.“

Den Beinamen Plon-Plon, den man später speziell seinem zweiten Sohn Napoleon beigelegt, gab er auch seinen andern Kindern, ja auch Fürst Demidoff gebrauchte denselben gegen seine Gemahlin, die Prinzessin Mathilde, und habe ich selbst gehört, wie er eines Tages in dem schönen Garten der Familie Torregiano von dem dort befindlichen Thurme herab dieselbe laut mit „Plon-Plon“ anrief.

Daß zwischen all den Vergnügungen: Diners, Soireen,

Bällen und Landpartieen, die wir hier mitzumachen oder auszusuchen hatten, nicht versäumt wurde, die Kunstschätze von Florenz in Kirchen, Gallerieen und Privathäusern zu besuchen, versteht sich von selbst, und wenn ich auch dabei nur in den dringendsten Fällen fehlte, so machte ich mich doch, so oft es anging, von jenen oben erwähnten Amusements los, die mir durch ihre Gleichförmigkeit langweilig wurden, studirte dafür lieber das öffentliche Leben in Trattorien und Kaffeehäusern oder machte häufige Besuche bei einer befreundeten angenehmen Familie, einem Signor Franzesky, dessen Frau, aus Stuttgart gebürtig, später meine Schwägerin geworden ist.

König Wilhelm, der zu jener Zeit durch den Bildhauer Hofer die heute im Stuttgarter Schloßgarten befindlichen kolossalen Pferdegruppen in Carrara anfertigen ließ, hatte mich beauftragt, nach dem Fortgang dieser Arbeit zu sehen, weshalb ich um einige Tage Urlaub bat, um mit Herrn Franzesky die berühmten Marmorbrüche zu besuchen. Es war das eine schöne genußreiche Tour, die wir im offenen Wagen bei dem herrlichsten Wetter machten; wir sahen den reizenden Badoort Lucca, das düstre Massa mit seinem alten herzoglichen Schlosse, und unbeschreiblich viel Schönes, für mich Neues, bei der Fahrt durch diese wundervolle Landschaft eigentlich zum erstenmal Orangen und Citronen im Freien wachsend, gewaltige Cameliendbüsche mit unzählig leuchtenden Blumen, Felder voll duftender Weizen und, was mir besonders interessant war, Lorbeerbüsche mit ihren kirschartigen dunkelrothen Früchten, dann tauchten die Berge um Carrara, von Ferne schon glänzend, weiß wie ungeheure Zuckermassen erscheinend, vor uns auf; wir rollten durch die düstern holperigen Straßen des Städtchens vor einen mittelmäßigen Gasthof und verlebten Abends unter Künstlern der verschiedensten Nationalitäten bei vortrefflichem Nostrano einige höchst vergnügte Stunden.

In den letzten Tagen unseres Florentiner Aufenthaltes erlebte ich noch ein recht trauriges Wiedersehen. Der Kronprinz besuchte nämlich, allerdings etwas spät, seinen schwer erkrankten Vetter, den Grafen Alexander von Württemberg, der einiger fataler häuslicher Geschichten wegen bei dem König mißliebig geworden war, weshalb auch ich es nicht wagen durfte, früher nach ihm zu sehen, was ich in Erinnerung an das freundliche Serach bei Eßlingen so gern gethan hätte. Seine Gesundheit war schon seit Jahren tief erschüttert und hatte er stets den Glauben, in Italien wieder zu genesen, wogegen ihn, dort angekommen, eine unbezwingliche Sehnsucht wieder nach der Heimath zurücktrieb.

Wir fanden ihn in einer kleinen Wohnung, ziemlich entfernt von dem Mittelpunkt der Stadt; mit einer rothen Flanelljacke bekleidet, lag er abgezehrt in seinem Bette, die großen leuchtenden Augen sieberhaft glänzend, in steter unruhiger innerer Bewegung, die sich auch in seinen Worten ausdrückte, als er nach der ersten herzlichen Begrüßung sagte: Er könne die Stunde der Abreise nach Hause nicht erwarten, da er überzeugt sei, in der frischeren deutschen Luft recht bald wieder zu genesen; seine Frau, die anscheinend tief bewegt am Bette stand, blickte schmerzlich auf und zeigte ein leises Achselzucken, als der Kronprinz und auch Doktor Klein ihm tröstliche Worte sagte, und meinte, als sie uns hinausbegleitete, es sei wohl keine Hoffnung mehr vorhanden und sie würde glücklich sein, diese wohl letzte traurige Reise nach der Heimath zurückgelegt zu haben; kurz, sie geberdete sich so tief bewegt, wie Jemand, der mit der Welt abgeschlossen hat und nur noch der Pflege eines geliebten Mannes lebt, so daß ich gerade deshalb ein Nachspiel dieses Krankenbesuches nicht verschweigen kann.

Am gleichen Abend nämlich war ein großes Ballfest beim Fürsten Corsini, in dessen herrlichem Palaste die ganze vor-  
Gadländer, Roman meines Lebens. II. 2

nehme Gesellschaft von Florenz versammelt war; ich stand an einer Thüre des großen Saales neben dem Prinzen Napoleon und schaute dem Tanzen zu, als dieser aufschauend mich leise anstieß und sagte: „Dort drüben am andern Ende des Saales ist soeben eine Dame erschienen, die Ihnen auffallend winkt.“

„Mir gewiß nicht — wer könnte das sein?“

„Gehen Sie nur hin,“ erwiderte er lachend „und lassen Sie die Gräfin nicht warten.“ Damit verschwand er und ich bemerkte nun in der That unter der Thüre gegenüber eine Dame, die mir winkte.

Es war die Gräfin Alexander in reicher, hocheleganter Toilette, und als ich mich mit einer Verbeugung näherte, nahm sie meinen Arm und sagte leichtthin: „Ich komme etwas spät, führen Sie mich zum Fürsten Corsini.“ Es war das für mich keine angenehme Kommission, da ich bei dem Kronprinzen sowie bei einer Menge von Herren und Damen vorüber mußte, die sie wohl kannten, aber von ihrem Erscheinen nicht gerade erbaunt schienen; verursachte es doch auch mir ein unangenehmes Gefühl, wenn ich an den Besuch von heute Morgen und an die leidende Gestalt des Kranken dachte.

Nach Stuttgart zurückgebracht, lebte Graf Alexander von Württemberg nur noch wenige Monate, denn er starb am 7. Juli 1844 zu Wildbad in seinem 43. Lebensjahre.

Endlich war es Zeit von dem schönen Florenz zu scheiden und so fuhren wir denn kurz vor Weihnachten nach einem lang dauernden Abschiedsfeste bei Fürst Demidoff früh Morgens über Perugia gen Rom. Es war das bei Regenwetter besonders für mich eine ziemlich unangenehme Fahrt, da ich die Verrechnung der Wagen zu besorgen hatte und mich stets mit den Postillonnen herumzanken mußte, die selbst das reichlichste Trinkgeld troppo poco per un principe d'una casa regnante fanden, und hatte ich kurz vor Perugia, wo wir über Nacht blieben, in dieser

Hinsicht noch eine ganz ergötzliche Scene, da ich mir vorgenommen hatte, einmal zu sehen, wie weit die italienische Unverschämtheit eigentlich gehen würde. Zu der uralten Stadt hinauf führte damals noch eine sehr steile und schlechte Straße, weshalb vor unsere von drei Pferden gezogene Kalesche noch ein paar starke Ochsen gespannt wurden; ich ging zu Fuß neben her und wurde sogleich von dem Postillon angeredet, der mich beglückwünschte, daß wir endlich das Nachtquartier vor uns haben nach solch schlechter Straße und bei immerwährender Angst vor den Briganten, wobei er begreiflicherweise um ein Extratrinkgeld bat, das ich ihm auch aus dem oben erwähnten Grunde auf's Reichlichste gab — poco Signore, poco! Ich gab ihm noch etwas, das er gleichfalls nicht ohne Achselzucken einschob, worauf er mich dann auf die armen Ochsen aufmerksam machte, die ohne besondere Vergütung wohl heute Abend nichts zu fressen bekommen würden — povere bestie! — und Mensch und Vieh will doch leben, damit hielt er auf's Neue und nicht ohne Erfolg die Hand hin, begann aber nach einigen Schritten abermals: „Haben Excellenz auch den braven Hund bemerkt, der die ganze Station mit uns gelaufen ist, ein merkwürdiges Thier, und wenn er munter bellend vorausspringt, dann wissen die Pferde, daß sie ihm folgen müssen, auch spürt er jeden Strauch am Wege nach Briganten aus und dafür sollte ich wohl etwas bekommen, um Brod für ihn zu kaufen.“ Auch dafür gab ich ihm etwas, begierig, ob er nun zufrieden sein würde; doch lächelte er mich höchst verschmimt an und meinte zu einem wirklich vergnügten Abend für ihn wären ein paar meiner vortrefflichen Cigarren durchaus nothwendig, und wer weiß, was er sonst noch alles verlangt hätte, wenn wir unterdessen nicht vor dem Thore von Perugia angekommen wären.

Wir blieben nur einen Tag in der uralten Etruskerstadt, und wenn uns auch die besten Führer, Wagen und alle son-

stigen Hilfsmittel zur Verfügung standen, so war es doch nur ein flüchtiges Zagen durch Kapellen und Gallerieen nach Art der Engländer, wobei es kaum möglich war, sich zu vergewissern, ob dieses oder jenes Baudenkmal oder Bild wirklich noch vorhanden sei.

Weit gemüthlicher erschien es mir, bei der Weiterreise von unserem Wagen aus Landschaftsstudien zu machen, und werde ich den tiefen Eindruck nie vergessen, den am andern Tag der Anblick des Trasimenersees auf mich machte; lichtgrün lag der glatte Seespiegel da, sanft geschwungene Hügel, an deren Fuß helle Ortschaften hervorleuchteten, umgeben ihn in weiter Ferne; drüben erheben sich die schneebedeckten Höhenzüge des Apennin und über dem Ganzen ruht eine eintönige, fast wehmüthige Stimmung; doch wirkt wohl auch unsere Phantasie mit, wenn wir an das Schlachtfeld Hannibals denken, als er hier die Römer unter ihrem Consul Flaminius vernichtete, den zauberhaften Ruf der Legionen brach und den Weg nach Rom offen legte. Ja, meine ohnedies lebhaftere Phantasie war noch thätiger, und wenn ich träumend vor mich hinschaute, vermochte ich es, die in dem Engpaß drüben bei den Hügeln eingeschlossenen zu sehen, sowie die Schaaren verzweifelnder römischer Reiter, die in die Fluth gedrängt, massenhaft ihren Tod fanden.

Später habe ich noch öfters diesen Weg gemacht und dabei stets eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen der Landschaft, besonders von Perugia bis Foligno, und den Hintergründen vieler Raphael'scher Bilder gefunden: die weiche sanfte Form der Hügel, einzelftende Bäume und Sträucher, als wären sie hier nach der Natur gemalt, die gleiche leuchtende, in's Grünliche spielende Luftfläche mit ein paar weißschimmernden Wölkchen. Oft sah ich diesen Hintergrund so fertig vor mir stehen, daß ich unwillkürlich ein Bild mit der heiligen Familie daraus formte.

Nachmittags zu guter Zeit kamen wir nach Terni, wo Souper und Nachtquartier bestellt wurde, obgleich es im Reiseplan lag, sogleich nach ersterem wieder aufzubrechen, und geschah dies der Vorsicht halber, da der Weg über Rarni und Otricoli damals zu den verrufensten gehörte und es nicht unnöthig früh bekannt werden sollte, daß der Kronprinz noch in der Nacht weiter fahren würde. Wir hatten einen herrlichen Abend und habe ich den wundervollen Wasserfall bei Terni, wohin wir sogleich auf kleinen einspännigen Wagen fuhren, nie prachtvoller glänzen sehen. Es ist unstreitig der schönste in Europa, bedeutender und malerischer selbst als der berühmte Wasserfall bei Schaffhausen, wozu hier, die theils mit reizender Vegetation geschmückte, theils wild zerklüftete Landschaft das ihrige beiträgt. Eine schöne Straße führt das wilde Nerathal aufwärts, wo Burgen, Villen und Klöster zwischen Wäldern und Maulbeer, Kastanien und Korkeichen versteckt liegen, während sich am Wege Nebenguirlanden von einem Baum zum andern schlingen. Schon von Weitem hört man das mächtige Brausen des niederstürzenden Wassers und steht endlich, in Bewunderung versunken, vor den steil abfallenden, wunderlich geformten Tuffwänden, über welche die Wassermassen des Velino mit donnerähnlichem Getöse in drei Abjäten niederstürzen.

Entzückt von dem wunderbaren Schauspiel kamen wir bei anbrechender Nacht nach Terni zurück, wo uns im Hotel ein vortreffliches Souper mit ausgezeichnetem Orvieto erwartete, was unter großer Heiterkeit und mit Zuthat verschiedener Flaschen Montefiascone bis zur schicklichen Zeit der Abfahrt in die Länge gezogen wurde.

Dann ertheilte ich dem mich erstaunt mit offenem Munde anstarrenden Wirth, der zugleich Posthalter war, den Befehl zur raschen Abreise, und da ihm selbstredend sein Nachtquartier nebst reichlichem Trinkgeld bezahlt wurde, so ging alles recht flink von

statten, und ließ ich kurz vor der gemeinschaftlichen Abfahrt einen Reitenden vorausgehen, um auf der nächsten Station die nöthigen Pferde zu bestellen. Es waren prächtige Kerls, diese Postillone hier, die selbst beim dreispännigen Zug vom Sattel fahren; junge, hübsche, schlanke Bursche, mit der kurzen, verschürzten, fleidsamen Jacke in enganliegenden Bein Kleidern, aus deren Tasche stets der Griff des dolchartigen Messers hervorschaut; sie trugen den leicht zugespitzten Hut zuweilen mit Bändern umwickelt, auch wohl mit Blumen oder einem Madonnenbilde geschmückt, das schwarze Haar in Zöpfen geflochten, an den Schläfen niederhängend, kurz sie waren costümirte, um mit der Zuthat eines Gewehrs über die Schulter die schönsten Räubergestalten abzugeben. Häufig standen sie auch mit diesen insofern in Verbindung, als sie beim ersten Ruf den Wagen anhielten, um ihren Freunden das Geschäft zu erleichtern; öfters geschah es mir, daß wenn ich vor dem Einsteigen die Reisepistolen absichtlich genau untersuchte, der Postillon schnunzelnd fragte: „per i ladri, signor?“ worauf ich ihm dann zur Antwort gab: „no caro mio, pel postiglione, che non fa il suo dovere“ — ein Bescheid, der ihn veranlaßte, sich laut lachend in den Sattel zu schwingen und im vollen Galopp abzufahren.

Unser Courier war unterdessen unter lautem Halloh fortgeritten, und fand ich auf der nächsten Station bei unserer Ankunft schon einige schlaftrunkene Vorbereitungen zur Weiterbeförderung, bei der zweiten aber, wo ich uns gleichfalls hatte anmelden lassen, lag alles noch im tiefsten Schlafe, und ich fand nur unsern Courier, der schon vor einer halben Stunde hätte da sein können, beschäftigt, an der Thür des Posthauses Lärm zu machen, als wenn er eben erst angekommen wäre, auch sah ich nirgends ein Pferd, das er am Eingang des Orts bei einem Bekannten eingestellt haben wollte. Das war mir verdächtig, weshalb ich, nachdem der nächste Courier abgefertigt war, und



wir unsere Fahrt fortgesetzt hatten, behutsam den Schlag unserer geschlossenen Kalesche öffnete, mich auf den Tritt hinausschwang, um dann hinter den Wagen blickend, meinen Postillon zu sehen, der statt uns voraus durch Dünn und Dick zu galoppiren, bequem hinten auf dem Trittbrette saß. Vor der Station sprang er dann hinunter und wußte wahrscheinlich das Posthaus auf Nebenwegen rascher als wir zu erreichen; wenigstens lag auch hier alles im tiefsten Schlafe, und als endlich der Stall geöffnet wurde, und er mir die gleiche Lüge von seinem Pferde, das bei einem Bekannten eingestellt sei, aufbinden wollte, packte ich ihn empört am Kragen, schüttelte ihn derb und warf ihn rückwärts in einen der Stände hinein, was mir aber beinahe schlecht bekommen wäre, denn der Kerl sprang wüthend auf, zog sein Messer und wollte auf mich eindringen, doch während ich ihm meine Pistole entgegenhielt, wandte ich mich an seine Kamraden, die gleichfalls zu murren anfangen und hielt ihnen in sehr schlechtem Italienisch eine sehr schöne Rede, worin ich es eines Römers unwürdig erklärte, solchergestalt einen Fremden zu betrügen — „was gewiß keiner von euch gethan hätte!“ — schloß ich, überzeugt, daß jeder dieser Hallunken es gerade so gemacht hätte.

Doch war der Courier von nun an sink voraus und die frischen Pferde standen meistens schon bereit, wenn wir ankamen.

In Civita Castellana blieben wir nochmals über Nacht, und da wir am andern Morgen sehr frühe aufbrachen, so fuhren wir schon um Mittag in die Campagna di Roma hinab. Es war Winters, ich glaube am 23. Dezember, weßhalb alle Vegetation erstorben war, und obendrein verhüllte ein leichter Regen die Landschaft, was alles zusammen den melancholischen Eindruck dieser großartigen Wüste noch vermehrte; wie ein verschleierter Grabhügel starrte der einsame Soracte empor, undeutlich er

schiene auf der anderen Seite die schneebedeckten Höhenzüge der fernen Apenninen und die unendlich erscheinende Ebene vor uns zeigte sich unter dem grauen Himmel bei mangelndem Sonnenlichte gänzlich farblos, nur wie ein Gemisch von trübem Licht und tiefem Schatten.

Trotz alledem aber bestieg ich in Storta den Rutscherbock unserer Kalesche, um mit meinen Gedanken allein zu sein, sowie auch um die Kuppel der Peterskirche allmählig aus dem Nebel aufsteigen zu sehen. „Ecco Roma, signor!“ rief endlich der Postillon, sich zu mir umwendend, und dann sah ich es vor mir liegen, allerdings nur ein unbestimmter nebelhafter Streifen, am äußersten Rande der ungeheuren, wellenförmigen Ebene, langsam wachsend und aufschwellend, jetzt mit einem dunklen Punkt in der Mitte — die Peterskuppel; dann wurden die Häusermassen erkennbar, zwischen ihnen Kirchen und Paläste, und, immer höher über ihnen emporragend, der gewaltige Sanct Peter in seiner erhabenen Majestät. Bei Ponte Molle fuhren wir über den gelben Tiber und waren eine halbe Stunde später innerhalb der Stadtmauer — in Rom! —

Das oft Gehörte, daß uns Rom bei dem ersten Anblick schon so bekannt vorkommt, uns fast heimathlich annuthet, erfuhr auch ich, nachdem wir kaum durch die Porta del Popolo eingefahren waren und ich auf dem Plage des gleichen Namens die strahlenförmig einmündenden drei berühmten Straßen, Babuina, Corso und Ripetta vor mir sah. Doch trugen auch zu diesem Eindrucke die oft gesehenen Abbildungen der drei Straßen bei, und entlockte es mir hier ein freundiges Lachen, als ich an eine Stuttgarter Theaterdekoration dachte, welche den Platz und die Straßen in menschenleerster Einsamkeit zeigte und stets in „Don Juan“ vorkam, während Leporello seine ominöse Liste vorträgt; auch der Monte Pincio, der sich zu meiner Linken mit seinen prachtvollen Wegen, breiten Treppen, dunklen Gebüsch-

partieen und hochragenden Pinien zeigte, war mir aus Bildern bekannt genug, und freute ich mich sehr, dieser angenehmen Nachbarschaft, als wir in den Hof des palastähnlichen Hotel Meloni, dicht am Fuß desselben gelegen, einfuhren.

Der Kronprinz bezog im ersten Stocke eine elegante Zimmerreihe und, da auch wir so behaglich als möglich untergebracht waren, schwebte ich bei der herrlichen Aussicht, Rom auf die angenehmste Art sehen und genießen zu können, in einem leicht begreiflichen Freudenrausche.

Herr von Kolb, der württembergische Konsul, empfing uns am Thore des Gasthofes, ein gefälliger, liebenswürdiger Mann, dem Rom durch langjährigen Aufenthalt zu einer zweiten Vaterstadt geworden war, traf auf's Sorgfältigste und Umständlichste alle Anstalten, um uns durch richtige Zeiteintheilung und Führung alles Sehenswürdiges so nützlich als bequem erreichbar zu machen und, wenn er den Kronprinzen nicht selbst begleitete, so übergab er uns der umsichtigen Leitung eines lieben Freundes, des dänischen Konsuls Bravo, eines guten, vortrefflichen Mannes, dem ich auch bei späteren Besuchen Roms stets zu großem Danke verpflichtet wurde. Beide sind unterdessen gestorben, doch wird ihr Andenken von all' den Vielen, denen sie in gleicher liebenswürdiger Weise mit Rath und That an die Hand gingen, hoch und werth gehalten werden.

Im Hause des Herrn von Kolb, der, wie auch Bravo unverheirathet war, sah man allabendlich die behaglichsten Räume mit Spieltischen und einem einfachen Büffet ausgestattet, wo sich deutsche Reisende, die ihm vorgestellt und von ihm eingeladen waren, auf die angenehmste und ungezwungenste Art zusammenfanden. Häufig war Kolb nicht einmal anwesend, um die Gäste zu empfangen, erschien oft sehr spät, oft auch gar nicht, und da er sich auf diese Art selbst keinen Zwang anthat, so machte er auch für seine Eingeladenen Alles so zwanglos wie möglich.

In gleicher Weise wie in Florenz besorgte ich auch hier die zahlreichen Besuche des Prinzen und bedaure nur, die Liste derselben nicht aufbewahrt zu haben. Wie reich und interessant war sie an berühmten Namen aus den Kreisen der hohen und höchsten Geistlichkeit, der Künstler aller Art, der Fürsten und hohen Würdenträger der Kirche. Vielen hatte ich auch später die Ehre persönlich vorgestellt zu werden oder sie in ihren Ateliers kennen zu lernen, und erinnere ich mich noch deutlich der ehrwürdigen Gestalt des damaligen Kardinals und Staatssekretärs Lambruschini, sah auch Monsignore Antonelli und vergesse nie eines hochinteressanten Besuches bei Kardinal Mezzofanti, dem gewaltigen Sprachkundigen, der uns besonders dadurch in Erstaunen setzte, daß er nicht nur das Deutsche geläufig sprach, sondern auch die Eigenheiten des Nordens und Südens „eine gute Sache“ des Berliners von dem „iſcht“ und „biſcht“ des Schwaben genau zu unterscheiden wußte. Der Kardinal war von mittelgroßer, schwächlicher Gestalt, mit feinen klugen Gesichtszügen, ruhig blickenden Augen und von sehr freundlichem Wesen, er sprach leise und bescheiden und ließ sich das, was er uns von seinen Sprachkenntnissen preisgab, gewissermaßen abnötigen.

Nur zu bald riefen die Visitenkarten des Kronprinzen einen wahren Strom von Einladungen hervor; doch die eigenartige Zusammensetzung der damaligen römischen Gesellschaft war die interessanteste und malerischste, die man sich nur denken kann. Wir fuhren dann gewöhnlich aus, begleitet von Fackelträgern zu Pferde und eskortirt von päpstlichen Dragonern. Am Fuß der schönen Marmortreppen, die mit Teppichen belegt waren, wurde der Kronprinz von dem Festgeber empfangen und hinauf zu den Damen des Hauses begleitet, die ihm bis zur Thüre entgegen gingen. Wir kamen begreiflicherweise äußerst bescheiden hintendrein, und daß es uns hier in der fremden Gesellschaft häufig wieder gelang „die Wände zu tapezieren“, machte mir durchaus

keinen Kummer, denn es gab mir dies die beste Gelegenheit, von der Ferne meine Beobachtungen anzustellen; wie verwunderlich erschienen mir würdige Kardinäle in ihren violettseidenen Gewändern, auf dem Haupte das rothe Käppchen, oder Monsignoren, Abbaten und andere hohe Geistliche in schwarzen Tafaren mit gleichen seidenen oder farbigen Mäntelchen, bald dort am Spieltische sitzend, bald hier mitten im glänzenden Getreibe des Balles, höchst vertraulich mit einer der Damen plaudernd, auch wohl irgend eine blendend schöne Römerin am Arm, mit dem stolzen Gefühl eines Bevorzugten durch die Säle schreitend; dazu leuchtende Uniformen aus aller Herren Länder, mitunter auch solche, die in der Phantasie des Betreffenden entstanden und weder in irgend einer Armee noch in irgend einem Civildienste gebräuchlich waren. Hier sah ich auch zum erstenmale Römerinnen von wirklich berauschender Schönheit, herrliche Köpfe mit jenen wundervollen, träumerisch blickenden Augen, deren plögliches Erwachen so gefährlich ist, besonders wenn dabei ein bedeutungsvolles Lächeln um die feinen, frischen Lippen spielt. Man sagt den Römerinnen nach, häufig sei die herrlich geformte Büste zu schwer für die ganze Gestalt und wenn dies auch in der That zuweilen der Fall ist, so doch in keiner Weise störend, ja eine ganz eigene, ich möchte sagen, gediegene und behagliche Wirkung hervorbringend. Daß hier auf den Ballen und Festen aller Art die äußerst zahlreichen Fürstinnen, Marquisen und Gräfinnen, die reichen Fremden der verschiedensten Nationalitäten in den prachtvollsten Toiletten erschienen, versteht sich von selbst, doch war es auch bei diesen Gesellschaften, wie bei denen aller anderer größerer und kleinerer Städte, eine gleich der anderen, äußerlich wie innerlich, so daß sie bald für die ruhigen und, ich möchte sagen, beinahe theilnahmlosen Beschauer, worunter ich mich vor allen Dingen rechnen mußte, viel an dem anfänglichen Interesse verloren.

Ueberhaupt will ich hier gestehen, daß all dergleichen rauschende Vergnügungen, besonders Ballfeste, mir von jeher nur so lange amüsam erschienen, als ich vom Publikum derselben etwas lernen konnte, oder als ich das Getreibe selbst für mich zu eigenthümlichen Bildern formte. Da ich in der Jugend keine Gelegenheit hatte, das Tanzen recht zu erlernen, so habe ich diese edle Kunst auch nie mit Vorliebe betrieben, begnügte mich an der Unterhaltung, sowie am Zuschauen, wobei mir, wie vorhin schon bemerkt und ebenso, wenn ich im Theater die Musik einer bekannten Oper halb träumend auf mich einwirken ließ, häufig die gelungensten Fortsetzungen einer Arbeit, mit der ich gerade beschäftigt war, in den Sinn kamen, ja sich schwierige Verwicklungen, über die ich lange vergeblich nachgedacht hatte, leicht und fließend auflösten.

Da ich nun auch hier in Rom bei diesen Bällen und Soiréen bald für mich nichts Neues mehr fand, so zog ich mich sachte zurück, wie ich auch in Florenz gethan, und wurde mir das um so leichter, als unser sparsamer Reiseschef, wenn ich zu Hause blieb, nur einen Wagen für nöthig fand, während sonst zwei dieser in Rom so theuren Equipagen gebraucht werden mußten; auch der Kronprinz in seiner Güte ließ mir Abends gern meine Freiheit, welche ich dazu benutzte, die kleineren Volkstheater zu besuchen oder mich im Caffee Greco mit den Künstlern zu unterhalten, und mit ihnen die kleinen Trattorien zu besuchen, wo am lodernden Herde häufig im gleichen Gemache irgend eine römische Speise zubereitet wurde, zu der wir aus strohumsflochtener Flasche vortrefflichen italienischen Wein tranken.

Darüber mußte ich nun am andern Morgen bei meinem täglichen Rapport, der auch hier selten ausfiel, umständlichen Bericht erstatten, was ich denn auch im Interesse jener Künstler that und wobei ich dem Prinzen diejenigen bezeichnete, die in ihren Ateliers zu besuchen wären. Dagegen erzählte er mir

gern und ausführlich von seiner gestrigen Soiree, ob er sich amüsirt oder gelangweilt habe, und ließ es dabei an interessanten und oft sehr wahren Schilderungen nicht fehlen. Gar zu gern würde er mich hie und da auf meinen Exkursionen begleitet haben, doch mochte ich ihn der Verantwortung wegen nicht dazu ermuthigen und hatte auch unserem etwas ängstlichen Reiseschef in dieser Richtung ein festes Versprechen gegeben. Dagegen vermittelte ich es häufig, daß Künstler oder empfohlene Fremde zur Tafel geladen wurden, bei der wir an dem vortrefflichen Bravo einen fast täglichen Gast hatten, der uns neben seinem sonstigen angenehmen Wesen auch dadurch amüsirte, daß er dem ausgezeichneten Menu des Gasthofes stets die vollste Anerkennung zu Theil werden ließ.

So näherten sich die belebten Tage des Karnevals und kurz vor der berühmten Woche wurde der Kronprinz zu einer Audienz bei dem Papste Gregor XVI. eingeladen. Wir hielten unsere Auffahrt an der großen Treppe des Vatikans so pompös als thunlich, trugen mehr oder minder glänzende Uniformen, wobei ich mir in meinem hellblauen mit Silber allzureich gestickten Rock, weißen Kaschmirbeinkleidern, mit dem bordirten zweispitzigen Hute, einer etwas weißen Straußenfeder und einem Degen sehr stattlich vorkam. Vor dem Appartement Seiner Heiligkeit wurde der Kronprinz von sehr beschäftigt thuenden Geistlichen mit ehrerbietiger Kniebeugung, wozu sie ihre Mützen abnahmen, empfangen. Dann öffneten Palastdiener, dem Namen nach päpstliche Reitknechte, in ihren malerischen Costümen, Leibrock von dunkelrothem Seidendamast mit lang herabhängenden aufgeschlizten Oberärmeln, worunter grauseidene, enganliegende Mermel hervorschauten, die schwervergoldeten Flügelthüren zu einem Vorjaale. Dieser war ein hochgewölbtes weites Gemach, hatte nur einziges großes Fenster und war dadurch, sowie auch durch die dunkle Farbe der kostbaren Gobelins an den Wänden

von strenger, fast düsterer Wirkung, welche noch erhöht wurde, da sich statt beweglicher Sitzgelegenheiten und dergleichen nur einige langgestreckte Bänke ringsumher befanden. In einem hohen Kamin brannte ein helloderndes Feuer und beleuchtete auf's malerischste einige dort befindliche Monsignori und sonstige hohe kirchliche Würdenträger mit schwarzen und farbigen Talaren, sowie gepanzerte Schweizer-Hellebardiere an der andern Thügelthüre, durch welche wir nun in ein helleres unmittelbar vor dem Empfangssaale Seiner Heiligkeit befindliches Gemach traten.

Hier waren Mönche verschiedener Orden, an den hohen und weiten Fenstern standen plaudernd ein paar Kardinäle, und päpstliche Kämmerer gleichfalls in geistlichen Gewändern führten den Kronprinzen mit ehrfurchtsvoller Verbeugung nach dem Hintergrunde des Saales, wo sich drei Thüren befanden, eine mittlere große, und rechts und links je eine kleinere. Herr von Kolb, der uns bis hierher begleitet, hatte uns schon von diesen drei Thüren erzählt, daß bei Audienzen die große mittlere für gekrönte katholische Häupter geöffnet werde, bei andern hohen Personen in gleicher Religion die rechts gelegene, bei uns armen Kettern aber nur die der linken Seite. Und so war es auch; ich kann dagegen versichern, daß der Empfang Seiner Heiligkeit, auch wenn wir durch die große Mittelthüre eingelassen worden wären, nicht freundlicher, ja herzlicher hätte sein können; er gieng dem Kronprinzen und also auch uns rasch einige Schritte entgegen, reichte ihm beide Hände, und als wir ihm der Reihe nach vorgestellt wurden, gab er jedem von uns seine Rechte symbolisch zum Kusse, doch zog er sie freundlich nickend bei dem Versuche dazu sogleich wieder an sich und begann dann, während er mitten unter uns trat, auf die unbefangenste und leutseligste Art eine Konversation in italienischer Sprache mit allerlei scherzhaften Wendungen, über die er aber selbst am herzlichsten lachte. Gregor XVI., damals schon über siebenzig Jahre



alt, war von kleiner, schwächtiger, fast unbedeutender Gestalt, wankte ein bißchen hin und her, wenn er ging, und trug den Kopf etwas vornüber geneigt, seine Gesichtszüge waren angenehm und drückten Wohlwollen aus, wurden aber etwas entstellt durch eine sehr lange, vornen fleischige und geröthete Nase, Symptome eines Leidens, an dem er schon seit Jahren erkrankt war und bei dem er von einem deutschen Arzte, Doktor Ahlert, behandelt wurde; die Augen blickten sanft und, wenn er erzählte, erglänzten sie schalkhaft. Seine Heiligkeit trug ein weißes Gewand, das bis auf die rothsammetenen, mit einem goldenen Kreuz gestickten Schuhe reichte, und die Mitte seines weißen Haares deckte ein gleichfalls rothes, kleines Käppchen.

Er erkundigte sich, ob wir auch recht fleißig gewesen wären in Besuchen der merkwürdigen Kirchen Roms, besonders Sanct Peters, wo wir gewiß mit Interesse ein paar der kurz vorher stattgehabten Feierlichkeiten, eine große Messe von ihm selbst celebrirt, sowie die Einführung einiger Kardinäle, mit angesehen hätten, wärtete aber darauf, wie es hohe Personen häufig zu machen pflegen, selten eine genügende Antwort ab, sondern sagte selbst: „Si. si. credo. credo.“ und begann dann händereibend vom Carneval als der größten Belustigung seiner guten Römer und Römerinnen zu erzählen, schilderte uns den Lauf der Barberi, das lustige Getümmel auf dem Corso, wobei höchst selten ein Unglücksfall oder sonstiges Unangenehmes vorkäme, da seine Römer das artigste und höflichste Volk besonders gegen Fremde seien — „brave Leute“ — sagte er — „mäßig selbst in ihrer Lust und folgsam der Obrigkeit: denn wenn am letzten Abend des Carnevals, dem Moccolettiabend, wo es mit den Tausenden von brennenden Lichtern allerdings etwas toll herzugehen pflegt, meine Dragoner endlich in den Corso einreiten, um der Lust ein Ende zu machen, so brauchen sie nur hie und da in die Massen hineinzurufen: „Adesso, brava gente. è tempo di

smorzare i lumi! und die Lichter werden ausgelöscht und alles zieht ruhig nach Hause.“

Dieses smorzare i lumi, das der Papst mit ganz besonderer Heiterkeit betonte, brachte auch uns, wie ich schon früher erwähnt, zu einem herzlichen Lachen, in das Seine Heiligkeit, überzeugt, daß nur seine humoristische Erzählung daran schuld sei, auf's Kräftigste und Unhaltendste mit einstimmte.

Dann entließ er uns, indem er zuerst jedem von uns die Hand reichte, und dann, ehe er wegging, mit der Rechten, an der er den Fischerring trug, das Zeichen über uns machte. Dreißig Jahre später hatte ich die Ehre, hier im Vatikan abermals bei einer Audienz zugelassen zu werden. Es war im Jahre 1874, wo uns Seine Heiligkeit, Pius IX., eine große Gesellschaft der verschiedensten Nationalitäten, hauptsächlich Deutsche, Engländer und Nordamerikaner, empfing. Statt aber in den eigentlichen Thronsaal, wurden wir in die neben dem vorhin beschriebenen Vorfaal liegende sogenannte Blumengallerie geführt, ein langer, schmaler, hoher und durch eine ganze Reihe von Fenstern freundlich erhellter Raum, gegenüber dem Bogen Raphaels gelegen, und waren hier die Wände mit zarten blumigen Arabesken, durch welche zierliche Vögel schlüpfen, bedeckt. Es war uns angedeutet worden, beim Eintreten Seiner Heiligkeit niederzuknieen, und als nun die Flügelthüren aufgerissen wurden und ein vorauseilender päpstlicher Kämmerer mit lauter Stimme „sua santita“ ankündigte, machten wir auch schleunigst alle Anstalten dazu, doch lief in diesem Augenblick ein höherer Geistlicher bei uns vorbei, um mit Wort und Pantomime anzudeuten, daß wir nicht niederknien, sondern uns nur verbeugen sollten. Dann erschien der Papst, gleichfalls weiß gekleidet, wie sein Vorgänger, auch mit rothsammetenen Schuhen und dem rothen Käppchen; dicht hinter ihm wurde der

große purpurrothe Hut mit goldener Verschnürung getragen und dann kam ein ansehnliches Gefolge von Kardinälen, geistlichen Würdenträgern aller Art, Mönche der verschiedenen Orden, Dienerschaft und Hellesbardiere, die aber alle am Ende der Gallerie stehen blieben, während der Papst allein vorschritt, an der einen Reihe hinauf, an der anderen hinunter. Wie ehrfurchtgebietend und doch wieder wohlwollend und vertrauenerregend erschien die noch immer imposante Gestalt des heiligen Vaters, das freundliche Lächeln um seine Lippen, der helle Blick der großen schönen glanzvollen Augen.

Trotz des Gebotes hatten sich manche auf die Kniee geworfen, ja ein paar Damen rutschten aus der Reihe hervor, um ihm den Fuß zu küssen, während wir Uebrigen eine tiefe verehrungsvolle Verbeugung machten. Jedem reichte er die Hand mit dem Fischerringe, duldete auch einen Kuß, selbst von den Lippen schöner Damen, und als er zu mir kam, schaute er mich einen Augenblick an, und sagte in italienischer Sprache: „Auch Sie sind Amerikaner?“ worauf ich ihm zur Antwort gab: „Nein, heiliger Vater, ich bin aus Württemberg.“

„Ah, aus Württemberg!“ rief er mit heiterem Lächeln und plötzlich französisch redend, „es ist ein gutes Land, das Württemberg, und ich kenne auch Ihren König, der mich hier besucht hat, woran ich mich gern erinnere.“

Dann schritt er kopfnickend weiter, um dann in die Mitte der zahlreich Versammelten zu treten und, nachdem er wohlwollend und freundlich ringsum geschaut, in hellem, kräftigem und angenehm klingendem Tone zu sagen: „Maintenant je vous donne ma bénédiction générale. Comme la plupart de vous sont protestants, je vois que vous avez apporté des chapelets pour faire plaisir à vos amis catholiques, je veux les bénir et je veux aussi vous donner ma béné-

diction, afin que vous receviez la lumière, qu'il vous faut, pour reconnaître la vérité! —

Jedenfalls war der heilige Vater an diesem Tage sehr gut gelaunt, oder hielt es für unerlaubt, uns als unschuldige Ketzer für die sogenannte Verfolgung der katholischen Kirche verantwortlich zu machen. Genug, er ertheilte uns den päpstlichen Segen, was, wie ich nicht verhehle, auch auf mich von ergreifender Wirkung war, sagte mit lauter Stimme „adio“ und verließ mit seinem Gefolge die Blumengallerie. Daß wir ihm, sobald als es schicklich war, eilig folgten, sämtliche Damen voraus, ist selbstredend, und erreichten wir auch jenen oben erwähnten Vor-  
saal früh genug, um seine Heiligkeit, die unterdessen in einem benachbarten Gemach eine weitere Audienz gehalten, nochmals an uns vorübergehen zu sehen; doch schritt ihm hier ein großer, finster blickender Monsignore voraus, der den Versammelten im Gegensatz zu der früheren Begegnung zuherrschte, niederzuknieen, was ich aber hier, so bereitwillig ich mich auch vorher dieser Ehrenbezeugung unterzogen hätte, durch rasches Zurücktreten vermied.

Papst Pius pflegt diese Audienzen und Ansprachen bei seinen vormittäglichen Spaziergängen durch den Vatikan zu erledigen, indem ihm bald in dieser, bald in jener Gallerie, oder in diesem oder jenem Gemach Andächtige, Gläubige oder Neugierige vorgestellt werden, die er theils mit angenehmen Worten wie uns, theils mit scharfen Bemerkungen begrüßt. Wenn es auch nicht schwer hält, zu diesen Audienzen zugelassen zu werden, so muß man doch irgend eine gute Empfehlung haben, wie wir zum Beispiel von dem verehrten liebenswürdigen Prior des österreichischen Klosters dell' Anima.

Gleich nach Neujahr fängt in Italien die Karnevalsstagnone an, zu der die großen Theater, wenn möglich, eine gute neue Oper oder ein paar ältere mit den bestmöglichen Kräften, neu

und brillant in Scene gesetzt, bringen, die kleineren Bühnen Poffen, Burlesken, Pantomimen mit den bekannten italienischen Maskenfiguren, Arlechino, Colombine, Truffaldino und Anderem. Die Abendgesellschaften mehren sich dergestalt, daß in diesem Jahre zum Beispiel der Kronprinz, um allen Einladungen gerecht zu werden, oft drei bis vier Soiréen in einer Nacht besuchen mußte. Auch gab es schon maskirte Feste, und zu einem derselben, ich glaube beim Fürsten Torlonia, konnte der Kronprinz nicht umhin im Costüm zu erscheinen, bei welcher Gelegenheit ich mit dem Maler L. Werner, bekannt durch seine wundervollen Aquarellen, in nähere Verührung kam, da er beauftragt wurde, dieses Costüm aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts zu entwerfen und anfertigen zu lassen. Werner hatte eine auffallend schöne Römerin zur Frau, mit allen Vorzügen und Schwächen ihrer Landsmänninnen. Mit mäßiger Bildung verband sie die Grandezza und das imponirende Wesen dieser merkwürdigen Weiber, so daß man sie, im Wagen sich fächernd und aus den dunklen Augen stolz umherblickend, für eine Herzogin hätte halten können, welche Illusion aber augenblicklich verschwand, wenn man sie reden, hauptsächlich aber mit Nachbarsfrauen oder auch mit dem guten Werner zanken hörte; sie war lustig, vergnügungssüchtig und stets zu Allem aufgelegt, man munkelte übrigens auch zu jener Zeit schon von kleinen häuslichen Verdrießlichkeiten in Folge ihres wankelmüthigen Temperaments und wußte genau, daß sie, wie so manche römische Frauen, einen Verehrer hatte, der unter dem Namen eines Hausfreundes aus- und einging; letzteres verheimlichte sie auch durchaus nicht und habe ich sie zu ihrem Mann oft in der naivsten Ruhe sagen hören: „Don Giovanni war da,“ oder: „Don Giovanni kommt später, um mich zu einem Spaziergang auf den Pincio abzuholen.“

Sie hatte ein ungemein liebliches Lächeln um die feinen

Lippen, wenn sie irgend einen Wunsch aussprach, wozu dann die großen römischen Augen so komisch demüthig zu blicken verstanden, und dies Geberdenspiel wandte sie auch eines Tages, als ich da war, gegen ihren Mann an, der aber auf mich blickend sagte: „Das ist unmöglich.“ Da es sich also offenbar um etwas handelte, wozu ich hätte helfen können, so ließ ich begreiflicherweise mit Fragen nicht nach, bis er mir achselzuckend bemerkte: „Das ist wieder so eine tolle Weiberidee; sie möchte einmal mit Ihnen maskirt in einem der Wagen des Kronprinzen nächste Woche beim Fasching auf den Corso fahren.“

„Si signor, si signor!“ bekräftigte sie mit einem so demüthig aussehenden Gesichtsausdruck, daß ich ihr lachend sagte, daß sich ihre Bitte doch vielleicht erfüllen lasse, wenn ich den Kronprinzen darum bitten würde, für den ja einer der schönsten Balkone im Corso gemiethet sei, weshalb unsere Wagen öfter nur gebraucht würden, um dorthin zu fahren, auch würde es mir ein Vergnügen machen, sie zu begleiten, ich wüßte aber nicht, auf welche Art ich mich maskiren sollte. Leuchteten schon ihre Augen bei meinen ersten Worten auf, so war sie mit einemmale die Geschäftigkeit selbst und bewies mir mit der ungemeinsten Zungenfertigkeit, daß es für mich ein Costüm gäbe, das mir bei meiner Gestalt und jugendlichen Frische und meinem feinen weißen Teint — ich bitte hier nicht zu vergessen, daß ich damals erst vierundzwanzig Jahre zählte — ganz ausgezeichnet stehen würde, ein Costüm, wozu auch sie einiges beitragen könne, ja ein Costüm, das sie auch für sich selber wählen würde, das einer — Trasteverinerin — „einer Minente“, wie es im Volksmunde heißt — kurz, den Anzug eines römischen Mädchens der unteren Bürgerklasse.

Daß Werner und ich aus vollem Halse lachten, ist wohl begreiflich, doch ließ sie sich dadurch nicht abschrecken, behauptete, ihre Idee sei reizend, wir beide würden ganz wundervoll aus-

sehen und sie wolle jede Wette verlieren, wenn mich irgend Jemand für einen Mann halten würde. „Das Wetter ist ja warm, wie im Frühling,“ rief sie fröhlich aus und setzte mit großer Entschiedenheit hinzu: „Wir fahren decolletirt und mit entblößten Armen.“ Da ich zu jener Zeit sehr geneigt war, irgend einen lustigen oder gar tollen Streich mitzumachen, so wurde es ihr leicht mich zu überreden, und da auch endlich Werner, allerdings achselzuckend, nichts mehr erwidern konnte oder mochte, so versprach ich denn, ich wolle den Prinzen bei einer günstigen Gelegenheit um Erlaubniß bitten. Als ich fortging, sagte sie mir an der Treppe, ich solle jedenfalls morgen zu ihr kommen, um ein paar Costümmstücke, die sie noch besäße, anzuprobiren.

Daß mir der Kronprinz einen der Wagen zu diesem Spässe bewilligen würde, davon war ich überzeugt und irrte auch darin nicht, nur verlangte er lachend zu wissen, in welcher Maske ich erscheinen werde, was ich aber entschieden ablehnen zu müssen erklärte. Ich bat ihn, mir auch für ihn eine Ueberraschung zu gestatten. Er war überhaupt in solchen und ähnlichen Dingen von außerordentlicher Güte und Liebenswürdigkeit, die sogar dann häufig nicht verschwand, wenn man Forderungen an ihn stellte, die jeder andere seines Ranges unfreundlich und sogar barsch abgewiesen hätte.

So erlaubte er zum Beispiel trotzdem, daß er den Tabaksdampf haßte — er selbst hat erst viel später zu rauchen angefangen — nicht nur, daß wir nach dem Diner unsere Cigarren anzünden durften — Maucel, Klein und ich waren leidenschaftliche Raucher — sondern ich erinnere mich eines Falles, daß er schon zu einer Soirée gekleidet, im schwarzen Frack mit Stern und weißer Halsbinde, im Eßzimmer erschien, deßhalb auch das Rauchen nicht erlauben wollte; doch ließ der Doktor in seiner schwäbischen Offenheit nicht nach und meinte: „Königliche Hoheit

brauchen ja nur den Grad wieder ausziehen“ — was er denn auch wirklich zu meinem allergrößten Erstaunen und nicht einmal unfreundlich werdend that.

Ueberhaupt war der Kronprinz zu jener Zeit in so angenehmer und umgänglicher Stimmung, daß es eine Freude war, an allen Exkursionen innerhalb und außerhalb der Stadt Theil zu nehmen, und waren diese, obgleich höchst interessant und lehrreich, doch zuweilen in nicht geringem Grade ermüdend. Man denke sich nur unsere Lebensweise: häufig wurde Morgens nach dem ersten Frühstück oft schon um neun Uhr ausgefahren, wobei der unerbittliche Doktor Klein mit der Liste der Sehenswürdigkeiten, die jeweilig an die Reihe kamen, bewaffnet war und uns häufig in der unbedeutendsten Kirche selbst dann das Betrachten eines oft geringen Bildes nicht erließ, wenn dazu Lichter angezündet werden mußten; bei weiteren Ausflügen wurde das zweite Frühstück im Wagen oder auch an irgend einem schönen Punkte eingenommen, wobei dann besonders an sonnig warmen Tagen der Kronprinz unter meiner Beihilfe gegen den gestrengen Reiseschef konspirirte, indem wir die Kollation so in die Länge zogen, daß die Besichtigung einiger weiteren Kirchen unmöglich war und wir uns mit einer weit angenehmeren Spazierfahrt längs eines Theils der Stadtmauer begnügen mußten; so eines Tages beim Besuche der Grotte der Egeria, wo auch die vortrefflichen Freunde Kolb und Bravo mithalfen, indem der erstere herrliche Weine vorausgeschickt hatte, die, in dem frischen Wasser des Nymphenquells gekühlt, ganz ausgezeichnet schmeckten. Hier darf ich auch unserer entzückenden Fahrt nach Tivoli nicht vergessen, wo uns schließlich der gute Bravo auf den Ruinen durch einen aus Rom mitgenommenen Kartoffelsalat, eine damalige Leibspeise des Kronprinzen, überraschte. Uebrigens war uns das Wetter in jenem Winter so außerordentlich günstig, wie es selten Reisenden zu Theil wird und wie auch



ich es mit solch ausdauernder Schönheit nie wieder erlebt habe; wahre Frühlingstage folgten oft in langen Reihen und in solcher Lieblichkeit aufeinander, daß ich mich nicht erinnern kann, anders als bei Fahrten im offenen Wagen oder bei Nacht einen Ueberzieher gebraucht zu haben. Fast täglich hatten wir mindestens ein paar Stunden Sonnenschein und selbst wenn einmal Regenwetter eintrat, so hatte dies keine Kälte im Gefolge und, sowie sich wieder der Himmel in tiefem Blau zeigte, erfrenten wir uns auch wieder an entzückend warmem Sonnenschein.

Dabei konnte allerdings in der Besichtigung von Rom und Umgegend, besonders bei all den Erleichterungen, die uns zu Theil wurden, das Möglichste geleistet werden; ich habe aber trotzdem häufig Morgens gezweifelt, ob die große Liste von Kirchen, Palästen, Gallerieen und sonstigen Merkwürdigkeiten bis Abends bewältigt sein könne; was aber meistens doch durch unerhörte Ausdauer möglich gemacht wurde, aber nicht ohne uns, mit Ausnahme des Doctors, manch schweren Seufzer auszu-pressen; überhaupt war das kein genußreiches und lohnendes Sehen, und so oft ich an jene römische Zeit zurückdachte, so stimmerten mir Bauwerke, Bilder, Statuen bunt glitzernd, aber meistens unverständlich wie im Kaleidoskop vor meinen Augen und ich hätte gleich Fausts Schüler den bekannten Ausruf thun mögen. Fehlte es mir doch an der nöthigen Vorbereitung, war mir doch Kunstgeschichte und ähnliche Wissenschaften so fremd als möglich, und wenn ich auch wohl die Namen der großen italienischen Meister kannte, so hatte ich doch von der Vortrefflichkeit ihrer Werke nur einen sehr schwachen Begriff. Auch die liebenswürdige Art, mit der viele der Besitzer von Villen und Gallerieen den Kronprinzen selbst empfangen, um ihm die Honneurs bei Besichtigung ihrer Schätze zu machen, störte häufig im ruhigen Betrachten derselben; denn oft kam man von Lieblingsbildern des Eigenthümers gar nicht mehr weg, oder ein anderes

Mal kaum zum Betrachten des Kunstwerkes, wegen dessen man gekommen war, wie zum Beispiel, bei der berühmten Aurora Guido Reni's im Palaste Rospioglio, wo der Kronprinz von dem Fürsten mit seinen liebenswürdigen Damen auf den prachtvollen Gartenterrassen unter blühenden und Früchte tragenden Orangenbäumen selbst empfangen und überall umhergeführt und dann schließlich bei dem Frühstück im großen Saale das herrliche Deckengemälde nur gelegentlich betrachtet wurde.

Ein andermal hatte Konsul Kolb für ein Frühstück in der berühmten Villa Albani gesorgt, das an einem herrlichen Plage in dem wundervollen Garten servirt wurde und wobei die zahlreichen Kunstschätze so oberflächlich betrachtet wurden, daß, als ich in späteren Jahren zu einer ernstlichen Besichtigung hieher kam, mir Alles, mit Ausnahme jenes Frühstückplatzes, neu und wie nie gesehen erschien; ebenso ist es mir auch mit der reizenden Villa Wolfonsky ergangen, die gänzlich aus meinen Erinnerungen verwischt, erst später auf mich einen unauslöschlichen Eindruck machte. Gibt es doch auch wohl nicht leicht, dicht bei Rom, einen stilleren Landsitz, wo alles Ruhe und Frieden athmet. Quer durch die große Besitzung zieht die mälerische Ruine einer alten Wasserleitung, wo jeder der ephenumrankten gewaltigen Bogen als die schönste Einrahmung der dahinter liegenden Campagna, sowie der fernliegenden tiefblauen Albanerberge dient; dazu die heimlichsten, schattigsten Plätzchen, stets so angelegt, um in träumerischer Versunkenheit jene wunderbaren Ausichten zu genießen, bald mit Marmorsitzen zwischen dichten Orangen- und Citronenbüschen, bald noch heimlicher in einer kleinen Grotte, wobei das Plätschern eines Springbrunnens unbeschreiblich anmuthig wirkt!

Stets, so lang ich denken kann, haben mich Naturschönheiten entzückt, und hat es mir schon in früherer Jugend Freude gemacht, irgend einen schönen Platz mit eingebildeten Grenzen zu

umziehen und durch Bäume und Büsche mit den Umgebungen zu Gartenanlagen umzuschaffen, dieselben mit bequemen Wegen zu durchziehen und in der Phantasie ein hübsches Haus zu erbauen, um es natürlicherweise selbst zu bewohnen; Wasser durfte nicht fehlen, wenn möglich ein klarer Bach, der sich durch den Rasen schlängelte, mindestens aber ein hochaufsteigender Springbrunnen; habe ich doch das Alles als Knabe schon verwirklicht, indem ich auf einem wenige Quadratschuh enthaltenden Raum mit kleinen Steinchen, gelbem Sand, Rasenstücken, eine solche Gartenanlage herstellte, in der das Wasser gleichfalls nie fehlen durfte; auch unter dem Weihnachtsbaum führte ich gelegentlich Aehnliches aus, wo an dem grau papierenen, mit Moos beklebten Felsen das Rad einer Mühle durch wirkliches Wasser getrieben wurde, das sich dann tiefer unten als feiner Strahl noch zu mäßiger Höhe erhob.

Auch auf dieser meiner ersten italienischen Reise habe ich in Villen und Gartenanlagen gediegene Studien gemacht, auch den Kronprinzen dafür zu interessiren gewußt, und ist mir vieles von dem, was ich hier gesehen, was ich in meinen Notizbüchern, wenn gleich flüchtig beschrieben oder recht stümperhaft gezeichnet, später von großem Nutzen gewesen. Von jeher habe ich für das Leben auf dem Lande geschwärmt und es mir als höchstes Glück vorgestellt, selbst etwas Aehnliches zu besitzen, ja ein solches Landhaus Sommers und Winters bewohnen zu können, wo ich es mir alsdann als ganz besonders behaglich vorstellte, vom lodernden Kaminfeuer hinweg an ein hohes Bogenfenster zu treten und auf die schneebedeckte Landschaft zu schauen — glückselige Phantasieen, die auch später theilweise in Erfüllung gegangen sind!

Nach diesen häufig sehr ermüdenden Fahrten und Gängen durch das alte und neue Rom oder von Ausflügen in die Umgebung kamen wir nie vor einbrechender Nacht zurück, um uns dann bei dem stets vortrefflichen Diner, wenn solches zu Hause

eingenommen wurde, wieder auf die angenehmste Art zu erholen. Oft mußte aber dann gleich nach der Ankunft und sehr eilig große Toilette gemacht werden, weil auswärts gespeist wurde; sonst aber geschah dieses Umkleiden fast jeden Abend nach dem Essen, meistens um zwei oder drei Soiréen nacheinander zu besuchen, wobei ein einmal ausnahmsweise ruhiger Abend wie eine festliche Gelegenheit gefeiert wurde.

Zuweilen hatten wir auch einen vollständigen Ruhetag, wenn sich der Kronprinz zu ermüdet fühlte oder wenn das Wetter zu regnerisch und unfreundlich war, da wurden Briefe geschrieben, auch wohl das Tagebuch vervollständigt, auch Besuche gemacht, nach dem Sankt Peter gefahren, um dort in der majestätischen prächtigen Halle, wie in milder Frühlingluft umherwandelnd, die ringsumher aufgehäuften Schätze zu bewundern.

Daß ich am Tage nach meinem Besuch bei Werners dem Versprechen gemäß dort wieder erschien, ist selbstredend. Ich fand auch Signora Teresina zu Hause und beschäftigt, in allerlei Kleidern und Costümstücken umherzuwühlen, um Passendes für unsere Masquerade zu finden. Sie war nicht allein, sondern es befand sich eine Dame bei ihr, mit der, als ihrer besten Freundin, sie mich augenblicklich bekannt machte: „Signor Cavaliere H.“ — „Signora Nina,“ — eine prachtvolle Figur, mit der schönen vollen Büste der Römerinnen und wohl proportionirter Länge der ganzen üppigen Gestalt; trotzdem hatte sie Füßchen und Händchen, wie ein fünfzehnjähriges Mädchen und etwas ruhig Melancholisches in den blendend schönen Zügen, die bleich, wie ich sie selten gesehen, glatttem antikem Marmor zu vergleichen waren, dazu frische, volle Lippen, die herrlichsten Zähne und wunderbare tiefdunkle Augen unter scharf gezeichnet hochgewölbten Brauen. Sie sprach wenig und hörte fast nur dem lustigen Geplauder ihrer stets heiteren Freundin zu, darin einen vollkommenen Gegensatz bildend; nur wenn ich direkt eine Frage

an sie richtete, was ich zuweilen that, gab sie flüchtig ausblickend eine bescheidene Antwort, aber ich hatte gerade genug an diesem flüchtigen Ausblicken, und fühlte ich mich ein paar Mal förmlich darunter zusammenzucken, was indessen auch Signora Werner zu bemerken schien, denn sie umschlang dann mit einem Blick auf mich ihre Freundin, küßte sie herzlich und nannte sie ihre liebe, süße Nina, das beste Herz auf dieser Welt: „*ma poveretta, ma poveretta.*“ Dann ging es an ein Auffuchen der Costüme und wurde mir Manches, sogar Unausprechliches anprobiert, aber stets als unbrauchbar verworfen, so auch ein Nieder der Signora selbst, bei dem sie aber so fröhlich lachend ausrief: „Unten zu eng und oben viel zu weit,“ daß selbst das ernste Gesicht der Anderen ein leichtes Lächeln zeigte. Kurz, alles war unbrauchbar, wie ich auch nicht anders gedacht, und ich erklärte mich gerne bereit, Nieder, Rock und was sonst nothwendig sei, machen zu lassen, doch hatte die Werner einen guten Einfall, als sie mir sagte: „Wenden Sie sich zuerst an Ihre Wirthin, Madame Meloni, und wenn die von früheren Maskeraden noch etwas hat, so kann man es mit wenig Abänderungen passend machen,“ was allerdings richtig war, denn die Genannte war eine große und sehr starke Dame.

Während dieses Geplauders erkundigte ich mich auch schüchtern, ob nicht auch Signora Nina Lust habe, die Corsofahrt mitzumachen; doch schlug diese kopfschüttelnd ihre Augen nieder und die Andere rief in bedauerndem Tone: „Ach wenn das nur möglich wäre! Ich habe sie selbst schon darum gebeten, sehe aber gleichfalls ein, daß es nicht geht, daß es ganz unmöglich ist.“

„Die Signora hat vielleicht einen zu eifersüchtigen Gemahl?“

„Oh, schlimmer als das, nach einem eifersüchtigen Gemahl würde man nicht fragen.“

Das erregte meine Neugierde und ich zauderte um so eher, wegzugehen, als Signora Nina sich seufzend erhob, ihren schwarzen

Schleier nahm und denselben auf dem Kopfe befestigte. Ich vergaß zu sagen, daß auch sonst mit Ausnahme einer glühend rothen Camelic, die sie an der Brust trug, nichts Farbiges an ihrem schwarzen Anzuge zu sehen war.

„So, du willst schon gehen, poverina?“ sagte die Andere, sie abermals umarmend, „bleibe doch lieber da und laß uns noch etwas zusammen lachen!“

„Nein, nein, ich muß in die Messe, du wirst auch ohne mich lachen, du Glückliche!“ — dabei streifte mich ein Blick ihres düstern dunklen Auges.

Signora Teresina, die das auch bemerkte, lachte laut und herzlich und, nachdem ich die kleine Hand der Weggehenden, die sie mir darreichte, leicht gedrückt, schlang sie den Arm um den Hals der Freundin und führte sie zum Zimmer hinaus bis zur Treppe, wo sie laut plaudernd und die Werner lustig lachend eine Zeitlang stehen blieben. Als diese wieder in das Zimmer zurückkam, rief sie im heitersten Tone: „Denken Sie nur, die Nina glaubt, ich lasse mir von Ihnen den Hof machen und hätte Don Giovanni verabschiedet. Ist das nicht komisch, nur so etwas zu denken; nein, nein, wir Beide sind gute Freunde und dabei bleibt's, nicht wahr? Das habe ich ihr auch auf's Bestimmteste gesagt und sie hat's so freudig aufgenommen, daß ich mich ordentlich gewundert habe.“

„Wer ist Signora Nina, was ist es mit ihr, warum erscheint sie so traurig?“

„O, die poverina, es ist eine Geschichte, wie sie hier oft passirt und wie sie dem Teufel stets Gelegenheit gibt sich einzumischen, wenn ein Priester mit im Spiele ist. Die Nina hat vor ungefähr zehn Monaten, noch nicht siebzehn Jahre alt, geheirathet und war so unglücklich ihrem Beichtvater zu gefallen, der ihr auch nach der Hochzeit noch allzu oft geistlichen Trost spenden wollte und meistens dann, wenn der Mann ausgegangen

war. Doch hat sie mir bei allem, was ihr heilig ist, zugeschworen, daß sie ihn auch nicht ein einziges Mal bei sich zu Hause allein gesehen, aber, was wollen Sie, ihr Mann ist eifersüchtig geworden, war unflug genug, an öffentlichem Orte gegen den Priester Drohungen auszustossen, und als man diesen eines Nachts in einer der Seitengassen des Corso erstochen fand, mußte es der Mann der armen Nina gethan haben und er sitzt nun für zwanzig Jahre in Civitavecchia — o poverina, was nützt es ihr, daß sie von ihm geschieden wurde! Wissen es doch die Pfaffen zu verhindern, daß sich ihr ein anderer nähert, trotzdem sie aus guter Familie und wohlhabend ist; sie hoffen sie immer noch in einem Kloster unterzubringen, doch denke ich sie vor solchem Unglück an ihrem Herzen und ihrem schönen Leib zu bewahren.“

Mich hatte diese romantische Geschichte auf's Höchste interessiert und ich würde mich gern nach der Wohnung der Signora Nina erkundigt haben, wenn ich mich nicht vor der Einmischung der Andern gefürchtet hätte; doch schien die schlaue Römerin meine Gedanken zu errathen, denn sie sagte: „Wie gern hätte Nina unsere Corsofahrt mitgemacht! Aber wenn jetzt ihr Beichtvater davon hörte, würde er dem armen Geschöpfe die Absolution verweigern — wie dumm, wie dumm, da sie doch nichts begangen hat und so unglücklich ist; doch hat sie mir versprochen, nach der Fahrt hieher zu kommen, Giovanni kommt gleichfalls und dann wollen wir recht vergnügt sein.“

So war denn schon ein artiges Karnevalsabenteuer eingefädelt, weshalb ich denn mit doppeltem Interesse dem Beginn dieser lustigen Zeit entgegen sah. Konsul Kolb hatte dazu für uns die schönsten Vorbereitungen getroffen, einen geräumigen Balkon in der Nähe der Piazza Colonna für die ganze Karnevalszeit gemiethet, und als ich denselben, sowie das dahinter liegende behaglich möblirte Gemach inspizirte, wurde mir in Signor Leppo der Mann vorgestellt, der gegen meine Quittungen

die Lieferungen von Blumen und Confetti zu besorgen hatte; auch für Drahtmasken und blechernen Wurfbecher war gesorgt und so konnten wir mit Ruhe der berühmten Woche des Karnevals entgegensehen.

Damals, in den Vierziger Jahren, standen die Vergnügungen desselben noch in schönster Blüthe und sollte er bei der ungewöhnlich großen Anzahl von Fremden und bei dem damals noch regeren Eifer der Römer und Römerinnen besonders festlich begangen werden. Wie vieles hat sich seitdem geändert und wie ganz anders fand ich vor wenigen Jahren das Leben und Treiben auf dem Corso. Manches wie der so hochinteressante Lauf der Barberi war gänzlich abgeschafft worden, hübsche Masken und Costüme namentlich schöner Frauen sah man nur ausnahmsweise in eleganten Equipagen den Corso befahren, — statt derselben aber zahlreiche dunkle Regenmäntel mit verhüllender Kapuze und Drahtmaske, um sich vor den wirklich brutalen Angriffen der Fremden, besonders der Amerikaner und Engländer zu schützen, welche die Confetti mit verletzender Wucht, oft sogar auf das Trittbrett eines Wages steigend, den darin befindlichen Damen in's Gesicht schleuderten.

Auch meine kleine Privatangelegenheit war auf's Beste vorbereitet, Maler Werner hatte mir alles zum Costüm Nöthige, wie: Nieder, bunte Röcke, eine dunkelblonde Perrücke, frisirt, wie es die Minneten trugen, besorgt und die Unterkleider mit Strümpfen und Schuhen, kurz mit allem, was Knöpf- und Schnürbares dazu gehörte, war mir von unserer lebenswürdigen Wirthin, Madame Meloni, zugesagt, die auch versprochen, mich unter Beihilfe ihrer allerliebsten Kammerjungfer Lucia, einer reizenden Albanerin, anziehen zu helfen.

Ueber das Leben in der römischen Karnevalswoche hier selbst etwas zu sagen, halte ich bei dem vielen Vortrefflichen, minder Guten, Unverständlichen, ja auch Langweiligen, was seit Goethe



darüber geschrieben worden ist, für gänzlich unnöthig; ist doch der Verlauf dieser festlichen Woche, vom Einläuten auf dem Capitol und der Spazierfahrt der Senatoren durch den Corso, womit sie die Lustbarkeiten eröffnen, bis zum Moccolettiabend im allgemeinen stets gleichgeblieben, wenn auch mehr oder minder belebt, und ebenso spielte sich jeder einzelne Tag genau wie der andere ab, vom Erscheinen der ersten Masken und ersten Wagen schon Vormittags bis zum allabendlichen Lauf der Barberi, weshalb es eigentlich unbegreiflich ist, wie sich das Interesse an dieser allgemeinen Tollheit so von Tag zu Tag zu steigern vermochte. Zuerst blickt man allerdings förmlich geblendet in die lange Straße hinein, die mit ihren Teppichen vor fast jedem Balkon und Fenster, mit den alten gewirkten Tapeten der Gerüste unten, wo Stühle vermietet werden, mit dem Kranze schöner blumengeschmückter Frauen, mit dem Gewühl der gepuften und maskirten Menge, wie ein Festsaal, wie eine ungeheure, reich ausgeschmückte Gallerie erscheint. Und wie prachtvoll lächelte dem diesjährigen Karneval der tiefblaue, sonnig goldene Himmel, wie entzückend war die milde Frühlingsluft, die dem Duft unzähliger Blumen so recht die natürliche Weihe gab!

Nur schüchtern bedienten auch wir uns anfänglich der Wurf- schaufeln, um Confetti auf irgend einen Angreifer zu schleudern, oder der Blumensträuße, um sie in einen der mit Damen besetzten Wagen zu werfen; doch wächst wohl bei keinem anderen Spiele so die Fertigkeit mit der Lust, weshalb auch schon in den ersten Nachmittagsstunden unser Balkon einer der gefürchtetsten, aber auch wieder einer der beliebtesten war, denn wenn er sich bei heftigen Angriffen sogleich in eine weiße Confetti- masse hüllte, so wurden dagegen hübsche Damen in ihren Wagen oder reizende Masken auf der Straße mit Blumen oder wirklichem Zuckerwerk überschüttet, woran namentlich der Kronprinz eine große Freude hatte; doch trieb ich es wahrlich nicht minder

lebhaft, ja stahl mich schon am ersten Tage zuweilen auf die Straße, um dann allerdings von den Freunden droben, sobald sie mich gewahrten, tüchtig zugebedekt zu werden, ehe es mir gelang, einen Schlupfwinkel zu finden, von dem ich auf weitere Abenteuer ausziehen konnte.

So in's Blaue hinein suchte ich diese allerdings nicht, sondern hatte schon ein paarmal eine jener Bettlerinnen oder schönen Bülserinnen bemerkt, die, im unscheinbaren grauen Gewande, das prachtvolle Haar einfach um den Kopf gewunden, mit einer weißen Maske vor dem Gesichte, in tiefster Demuth scheinbar um ein Almosen betteln, indem sie aufwärts blickend ihren Hut oder das irdene Töpfchen, das sie an einem farbigen Bande tragen, empor halten — eine Vermummte, welche dies Spiel häufig unter unserem Balkon trieb, ja auch schon versucht hatte, einen Blumenstrauß hinauf zu werfen, wobei dann bei der Bewegung die jugendlichen Formen ihres Körpers unerkennbar waren. Mich an der nächsten Quergasse versteckt haltend, hatte ich ihr schon ein paarmal vergebens aufgelauert, — denn es schien gerade, als ob sie das ahnte und deßhalb alsdann nicht zum Vorschein käme — und war es so schon tief Nachmittag geworden, ja einzelne Sonnenstreifen glänzten nur noch auf den höchsten Theilen der Häuser, wo sich dann der Corso, mit Abendnebel und Staub erfüllt, in jenem eigenthümlichen Dufte zeigt, in welchem das tolle Maskentreiben kurz vor Einbruch der Nacht und kurz vor dem Laufe der Barberi und somit vor dem Schluß der heutigen Lust doppelt phantastisch erscheint.

Da sah ich sie plötzlich wieder, sie ging aufwärtsblickend an unserem Balkon vorüber, ohne sich aber sonst durch irgend etwas bemerkbar zu machen; ich folgte ihr rasch, da mich eine vielleicht thörichte Hoffnung trieb, in der Bettlerin eine Bekannte wieder zu finden.

Es war dies um die Zeit, wo der Lauf der Barberi vom Platz

del Popolo her beginnen sollte, weshalb die päpstlichen Dragoner beschäftigt waren, die Mitte des ohnehin schmalen Corso's für die rennenden Pferde frei zu machen und frei zu halten, ein Augenblick des tollsten Getümmels, des unbeschreiblichsten Zusammenträngens, da jedes noch einen Platz zu gewinnen trachtete, um die vorbeirasenden Pferdchen zu sehen — und in diesem Durcheinander sollte es möglich sein, mit Erfolg einer Maske nachzulaufen, die sich mit einer aalartigen Geschmeidigkeit durch die dichten Menschenmassen wand? Doch war mir das Glück günstig, ich erreichte sie und gerade in der gefährlichsten Lage, da sie, um eine Seitengasse zu erreichen, durch eine schmale Oeffnung in der Wagenreihe schlüpfen wollte, die sich aber so plötzlich vor ihr schloß, daß sie wohl verletzt worden wäre, wenn ich sie nicht, mit der Bitte um Entschuldigung, hastig zurückgezogen hätte, ja ohne Weiteres ihren Arm ergriffen, um sie, eine neue Stauung der Wagenreihe benutzend, in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren die Barberi in blitzschnellem Laufe, begleitet von einem unbeschreiblichen Hallo der Menge, vorübergekommen und wer es je mit angesehen hat, wie sich alsdann mit einem Schlage, die bis dahin so streng eingehaltene Ordnung der Wagen und Zuschauermassen in das wildeste Gedränge auflöst, indem man sich kaum vor den Pferden und den Tausenden, allen Seitenstraßen zudrängenden Menschen zu retten vermag, wird es begreiflich finden, daß meine Vermummte, statt auf's Neue zu entfliehen, sich bebend vor Angst fester an mich angeschlossen. Ihre Gesichtszüge unter der weißen Maske, aus der nur ihre Augen leuchteten, zu erkennen, war unmöglich, doch redete ich mir wonnig ein, den Klang ihrer Stimme, als sie mir mit leisen Worten dankte, erkannt zu haben und sagte ihr fest darauf bauend, nachdem wir eine stille Nebengasse erreicht: „Wie glücklich schätze ich mich, der

schönen Signora Mina einen kleinen Dienst erwiesen zu haben, der mich über alles freut."

„Per Dio,“ rief sie in erschrecktem Tone, indem sie versuchte, ihren Arm aus dem meinigen zu ziehen, „wie wollen Sie mich erkannt haben, es wäre schrecklich, wenn man mich erkennen könnte.“

„Seien Sie unbesorgt, von einem solchen Erkennen ist auch nicht die Rede, aber als ich vorhin Ihre Stimme hörte, war ich entzückt, daß mich meine Ahnung und Hoffnung nicht betrogen.“

Darauf nahm sie hastig weiterschreitend meinen Arm auf's Neue, schüttelte aber heftig mit dem Kopf, als ich sie bat, ihre Maske abzunehmen, und sagte leise: „Auch dürfen Sie nicht zu weit mit mir gehen, denn meine Freundin wird Ihnen schon gesagt haben, was für mich auf dem Spiele steht, wenn ich erkannt würde.“

„Gewiß, und ich fühle die innigste Theilnahme für Sie, bitte aber um einen kleinen Umweg und dabei um die Güte, mich nur für eine Sekunde ihre schönen Züge sehen zu lassen.“

Sie sagte nicht ja und nicht nein, sondern führte mich durch Gäßchen, die ich vorher nie gesehen und sichtbar kreuz und quer bis zu einem dunklen Thorgange, in welchem bei einer Biegung nach rechts ein mattes Licht vor dem Bilde irgend eines Märtyrers brannte, dort blieb sie stehen; während sie nochmals herzlich für meinen Schutz dankte, löste sie rasch ihre Maske und ich erkannte nicht nur mit Entzücken ihr schönes Gesicht, sondern fühlte mich wie berauscht, als sie ohne zu zögern, ohne Ziererei ihre frischen heißen Lippen den meinigen näherte.

Dann war sie verschwunden, und nachdem ich den dunklen Thorgang auf der Seite, von der wir gekommen, wieder verlassen, war ich nach einigem Umherirren in dem mir gänzlich unbekanntem Stadtviertel sehr glücklich einen Wagen zu finden,

der mich aber so spät nach unserem Hotel brachte, daß schon die ganze Gesellschaft beim Diner saß und ich den heitersten Anzüglichkeiten und lustigsten Spottreden nicht entging, bei denen häufig die verhängnißvollen Worte „smorzare il lume!“ vorkamen.

Für meine Privatmascherade mit Signora Werner traf es sich außerordentlich gut, daß der Kronprinz zum dritten Tag des Faschings ein Diner angenommen hatte, von welchem er mich freundlichst dispensirte, und daß er mir im Beisein der Uebrigen einen der Wagen, sowie auch die Benutzung des Balkons zur Verfügung stellte, „da wir Andern,“ wie er mit großer Güte hinzusetzte, „doch morgen nicht dazu kommen, den Corso zu besuchen; es ist auch angenehmer, meinte er, einen Tag vorübergehen zu lassen, damit man das tolle Treiben wieder frischer genießen kann.“ Ich benachrichtigte die Betreffende gleich davon, auch daß ich sie Vormittags durch den Wagen würde abholen lassen, um vom Hotel weg mit ihr auf den Corso zu fahren; denn so hatte es der Kronprinz gewünscht, der auch sie im Costüm sehen wollte, und begierig war, welche Maske ich, was ich ihm bis jetzt verschwiegen, gewählt habe. Die Costümirung selbst, unter Beihilfe der Madame Meloni und der hübschen Lucia, war an sich schon höchst ergötzlich; denn sie behandelten mich unter lauter Lachen und Tollheiten, wie ein kleines Kind, dem man Schuhe und Strümpfe anziehen muß, und wenn auch beide anfangs ein bißchen schüchtern waren, so schien doch, sobald ich den ersten Unterrock anhatte, jeder Unterschied des Geschlechts aufgehört zu haben, und sie thaten unter Scherzen vollkommen so, als wenn ich ihresgleichen gewesen wäre. So kam es denn, daß ich, vortrefflich angezogen, so viel als möglich decolettirt mit nackten Armen aus ihren Händen hervorging und wirklich erstaunen mußte, als mir aus dem Spiegel eine höchst gelungene Minente von angenehmer Run-

dung entgegenblickte. Der vollständigen Täuschung war nur mein kleiner Schnurrbart hinderlich, doch meinte Madame Meloni ganz richtig, man würde mich für eine Dame halten, die sich, um nicht sogleich erkannt zu werden, den Bart aufgeklebt habe; so war es auch in der That, und meine Begleiterin machte mich später im Corso einigemal darauf aufmerksam, wie über uns gesprochen und gestritten wurde — es sind zwei Frauen — nein, es ist ein Mann dabei — gewiß nicht, nur hat sich die eine ein bißchen Bart aufgeklebt. *Si signorina una donna con baffi.*

Madame Werner kam im offenen Wagen, mich abholend, und als wir dann zusammen wegfuhr, war ich sehr begierig, den Eindruck meiner Maskerade auf den Kronprinzen zu sehen, der lachend auf dem Balkon stand, bei meinem Anblick allerdings ein bißchen stutzte, dann aber meiner Begleiterin ein hübsches Bouquet hinabwarf, das sie dankend an ihre Lippen drückte.

Sobald das Leben auf dem Corso heute recht begonnen hatte, muß ich schon gestehen, daß wir Beide im wahren Sinne des Wortes die Zielscheibe allgemeiner Aufmerksamkeit waren, bald mit Blumen und Zuckerwerk begrüßt, häufig aber auch mit schnöden Confetti zugedeckt wurden, wobei es aber unsern Angreifern sehr ergötzlich schien, daß wir uns nichts gefallen ließen und besonders ich mich so kräftig wehrte. Es waren höchst angenehme Stunden, die der damaligen Corsofahrt, und ehe wir es uns versahen, hoben sich die Schatten immer höher und höher, so den herannahenden Abend verkündend.

„Wenn Ihnen nicht besonders daran liegt,“ sagte meine Begleiterin, „heute wieder die Barberi laufen zu sehen, so würde ich Ihnen vorschlagen, vor Sonnenuntergang noch einen Besuch bei meiner Freundin Nina zu machen. Die Aermste sitzt jetzt wieder allein und traurig zu Hause und würde sich ganz

unbeschreiblich freuen, auch Ihr schönes Costüm bewundern zu können; Gerede könnte es keines geben, da man Sie dort im Hause auch für eine wirkliche Frau halten wird.“

Dazu war ich sogleich bereit, denn ich hatte viel an die Nermste gedacht, ja auch viel nach der hübschen Bettlerin ausgesehen, auch ein paar Mal geglaubt, eine ganze ähnliche Maske zu erblicken, ja einen Weidenstrauß sorgfältig bewahrt, den mir eine derselben zugeworfen.

So verließen wir denn den Corso bei Piazza Colonna und fuhren gegen den Platz Navona, in dessen Nähe der Wagen in eine Seitengasse einbog und dann vor einem ansehnlichen Hause hielt. Es war dies einer jener vielen palastähnlichen Gebäude Roms, deren ursprüngliche Besitzer verarmt ihr Eigenthum verkauften oder selbst genöthigt waren, in die einst so stattlichen Räume Miethsleute aufzunehmen, deren Aeußeres häufig nicht im Einklange stand mit den breiten Marmortreppen und den hochgewölbten Gemächern. Auch hier schien dies der Fall zu sein, in der ehemaligen Portierloge hauste ein alter Schuster, allerdings den gleichen Dienst versehen, und ein Blick in den weiten Hofraum, wo sich noch eine Blumenschale, aber ohne sprudelndes Wasser befand, zeigte mir denselben mit sehr zweifelhafter Wäsche angefüllt. Wir stiegen rasch in den zweiten Stock des Hauses, gingen dann kreuz und quer durch einige Korridore, wobei es ziemlich viel Mühe kostete, sich den Weg für eine spätere Gelegenheit zu merken, und dann klopfte meine Begleiterin an eine kleine Thüre, welche aber erst auf die hier in Rom gebräuchliche Frage: „chi è?“ und die Antwort „amici“ und zwar von Signora Nina selbst geöffnet wurde.

Die Nermste war also in der That zu Hause, schien auch ihrem sorgfältigen Anzuge, besonders der Frisur ihres wundervollen Haares nach, heute nicht auf dem Corso gewesen zu sein, ja uns vielmehr erwartet zu haben; denn obgleich sie uns mit

herzlichster Freude empfing, schien doch ihre Ueberraschung nicht allzugroß zu sein, auch hatte sie auf einem Tischchen Früchte bei feinem weißem Brode und einer strohumflochtenen Flasche stehen.

Wir ließen uns nieder, wobei, als sich meine Begleiterin zufällig umwandte, mir Signora Nina, rasch ihren Zeigefinger auf den Mund legend, ein Zeichen des Schweigens, unsere Begegnung betreffend, machte, welcher Beweis der Vertraulichkeit mich entzückte.

Dann erzählte die Werner in ihrer hastigen aufgeregten Art, wie herrlich sie sich heute amüsirt habe, und wie sie sich auch auf das kleine Festino bei sich freue. „Ich bin eigentlich gekommen, dich abzuholen,“ plauderte sie, „denn, wenn es auch bei mir für die Gäste noch zu frühe ist, so kannst du mir doch als liebe Freundin beim Ausschmücken der Tafel helfen — willst du?“

„Mit dem größten Vergnügen, meine Liebe.“

„Doch fällt mir eben ein,“ fuhr die Andere aufspringend fort, „daß ich noch ein paar Sachen zu besorgen habe, und wenn ich dazu den Wagen nehmen dürfte, wäre ich dem Signor Cavaliere außerordentlich dankbar — längstens in einer halben Stunde bin ich zurück.“ Daß ich sie freudig bat, sich des Wagens je länger je lieber zu bedienen, ist wohl begreiflich; auch bot ich mich an, sie die Treppen hinab zu begleiten, doch warf sie, das ablehnend, rasch ihr Tuch um, und eilte davon, nicht ohne an der Thüre mit leiser Stimme zurückzurufen: „Es ist besser, Nina, du schiebst den Kiegel vor, damit dich keine neugierige Nachbarin in Verlegenheit bringt.“

„Meinst du,“ gab die schöne Freundin zögernd zur Antwort, wobei sie mich mit einem Blicke anschaute, der zu innig und süß war, um sie nicht zu der gemeinschaftlichen Arbeit zur Thüre zu begleiten, um dann vereint mit ihr nach dem Sopha zurückzukehren.



Es war eben nur eine halbe Stunde und ich bin fest überzeugt, daß Madame Werner viel früher zurückkam, denn kaum hatten wir uns Hand in Hand in ein herzliches Gespräch vertieft, als jene zurückkommend schon wieder leise und bescheiden an der Thüre pochte.

Nina entschuldigte sich, bei dem schon angebrochenen Abend kein Licht angezündet zu haben, doch hätten mir die spielenden Flammen des Kamins — sie hatte sich diesen Luxus erlaubt — zu wohl gefallen, eine Idee, auf welche die Andere so herzlich vergnügt einging, daß ich fast eifersüchtig auf die Art geworden wäre, mit welcher sie ihre Freundin an den Busen drückte und ihr Mund, Stirn und Augen mit Küssen bedeckte; dann verließen wir das Haus und fuhren gemeinschaftlich nach der Wohnung der Madame Werner, wo ich mich für ein paar Stunden verabschiedete und nach Hause zurückkehrte, meine Maskerade abzulegen. Einer der Bedienten half mir dabei und sagte, Lucia lasse sich entschuldigen, sie habe ihre Herrin zu einer Gesellschaft begleiten müssen, man solle nur Alles hübsch ordentlich in einen dafür vorhandenen Korb legen und sie werde es heute Abend noch oder morgen früh selbst aus dem Zimmer abholen.

Bei dem Festino ging es halb auf römische, halb auf deutsche Art zu, das heißt, es wurde ebensoviel gegessen als getrunken, auch gescherzt und gesungen, doch beschäftigten sich Nina und ich zu viel miteinander, um uns lebhaft an der allgemeinen Unterhaltung betheiligen zu können; dann spät in der Nacht durfte ich sie bis in die Nähe ihrer Wohnung begleiten, wo sie zärtlichen Abschied nehmend mir versprach, morgen um die einundzwanzigste Stunde, das war gegen vier Nachmittags unserer Zeitrechnung wieder als Bettlerin auf dem Corso erscheinen zu wollen.

An diesem denkwürdigen Tage oder vielmehr in der Frühe

des Morgens genoß ich die erste Gardinenpredigt meines Lebens, denn als die hübsche Lucia kam, um den bewußten Korb zu holen, tadelte sie meine Ausföhrung, um zwei Uhr Nachts noch nicht zu Hause gewesen zu sein, und es kostete mich einige Mühe, sie zu verfühnen. So sind einmal die römischen Karnevalszeiten, wenn man Muße und Ausdauer genug hat, sich denselben in vollem Maße hinzugeben, und da mir das bei meiner angenehmen gesellschaftlichen Stellung und bei meinen vierundzwanzig Jahren möglich war, so machte ich den umfassendsten Gebrauch davon, unterließ auch nicht, dem gütigen Kronprinzen allerlei Interessantes davon zu erzählen, wobei er häufig lachend seine Stellung bedauerte, die ihn verhinderte, mich auch nur ein einziges Mal begleiten zu dürfen.

So kam zum Ende des Karnevals der berühmte Moccolettiabend mit seiner wundervollen Steigerung, den tausend und tausend Lichtchen an den Fenstern, an den Brüstungen der Balkons, auf der Straße an den Equipagen, in den Händen der Fahrenden. Wie hübsch war es zu sehen, wenn sie zuerst einzelt wie Feuerfunken erschienen, um dann rasch anschwellend, Straße und Häuser, diese bis in die höchsten Stockwerke mit Licht und Glanz zu erfüllen; jeder trägt sein Mocolo oder Lichtstümpchen, jedes sucht die Flamme des seinigen zu erhalten und die des andern auszulöschen, lange Rohrstanzen, oben mit Ruthenbündeln versehen, fahren wie Besen alles auslöschend an den Fenstern und Balkonen vorbei; von oben wallen plötzlich lange Tücher zum gleichen Zwecke herab; dazu ist die bisher so streng eingehaltene Fahrordnung gänzlich aufgelöst, jeder Wagen fährt wie und wo er kann, wildes Gejohle und Geschrei, zugleich mit der Wärme der Lichter und dem Dampf der immer wieder ausgeblasenen Kerzen erfüllt und verdickt die Luft, so daß man endlich wie geblendet und betäubt dasteht und recht zufrieden ist, wenn man nach Ave Maria die päpstlichen Dragoner in ge-

geschlossenen Reihen langsam den Corso heraufkommen sieht, um die Hunderte von Equipagen vor sich her in die nächst gelegenen Gassen zu treiben und der immer noch tobenden Menge den Schluß des Faschings ungefähr mit den Worten des freundlichen Papstes: „Adesso, brava gente. è tempo di smorzare i lumi!“ — zu verkünden.

Damit ist aber der Karneval nur für die öffentliche Straßenbelegung auf dem Corso beendet und hat die erregte Menge noch bis Mitternacht Zeit, theils auf Bällen, theils in Schauspielhäusern, Trattorien und Privatwohnungen sich bis Beginn der strengen Fastenzeit gütlich zu thun. Am belebtesten bleiben noch die Häuser am Corso, wo sich heitere Gesellschaften von den Balkonen in die glänzend erleuchteten Zimmer zu einem fröhlichen Festino zurückziehen, und dazu hatte auch unser Vermiether verführerische Anstalten getroffen, und zwar, wie er mir schon Mittags beim Abschluß unserer großen Rechnung erklärte, aus Dankgefühl gegen Sua Altezza, dem er sich erlaube, sein geringes Gemach zu einer Collazione anzubieten.

Davon konnte nun allerdings Sua Altezza, die zu einer großen Abschiedssoirée eingeladen war, keinen Gebrauch machen, weshalb ich mich, um den guten Römer nicht zu kränken, zu opfern beschloß und dazu mit Erlaubniß des Kronprinzen meine Gesellschaft eingeladen, auch die italienischen Weinsorten durch gut gekühlten französischen Champagner vermehrt hatte.

Es war ein heiterer, aber auch wieder recht trauriger Abend für mich, diesmal der letzte für mich in Rom, da schon alle Vorbereitungen getroffen waren, um morgen in der Frühe des Aschermittwochs nach Neapel aufzubrechen, und war es wirklich gut, als uns nach strengem Fastengesetz schon die Mitternachtsstunde auseinander trieb und mich zu einem letzten schmerzlichen Abschiede von Nina zwang.

Zu Hause fand ich noch Vieles für die Abreise anzuordnen,

Beforgungen, Rechnungen aller Art, so daß ich mich erst nach einigen Stunden etwas zur Ruhe niederlegen konnte, um vor dem Morgengrauen wieder aufzustehen, und stimmte es mich durchaus nicht heiterer, daß mir die still vor sich hin weinende Lucia meine Koffer packen half. Wie schwer es auch mir wurde, Rom zu verlassen, brauchte ich ihr nicht zu sagen, doch nickte sie mit dem Kopfe, als sie mir zur Antwort gab: „Ich gehe schon viel leichter von hier!“ und als ich sie verwundert anschaute, fuhr sie fort: „Ja, ich gehe nach Hause, nach Albano, und werde dort den Pietro, den ich eigentlich gar nicht mag, heirathen — denn es ist besser so.“ Ich ließ ihr ein kleines Geschmeide zurück, daß sie sehr freute, und nahm dafür zur schmerzlichen Erinnerung ihre Thränen mit, die zwischen meine Sachen gefallen waren.

---

## Neuntes Kapitel.

### Unsere Sturm- und Drangperiode.

Da bei unserer Abfahrt von Rom ein sehr trübes und nebeliges Wetter war, so kam der Tag aus dem Morgengrauen eigentlich gar nicht heraus und brachte besonders für mich die trostloseste Aschermittwochsstimmung, die ich jemals wieder erlebt. Dazu kam gleich zu Anfang die Fahrt durch den langen, öden Corso, der mit seinen zertretenen, durchfeuchteten Confettimassen, seinen zerzausten Blumenresten, mit den melancholischen Spuren von Flittergold, mit den noch überall verschlossenen Balkonen und verhängten Fenstern, den leeren Schaugerüsten an der Straße, wo noch hie und da Lichterstumpen klebten, kurz, mit seinem ganzen übernächtigen Anblick bei der naßkalten Morgenluft etwas unaussprechlich klagenjämmerliches hatte. Wir wickelten

uns fest in unsere Mäntel und ich schaute betrübt auf die Straße, wo hie und da einzelne tief verschleierte Frauen vorbeihüchelten, um die Frühmesse zu besuchen. Das erregte meine Aufmerksamkeit, denn ich dachte an Nina, und als wir bei S. Marcello vorüberfahren, sah ich sie wirklich dort an der Kirchenthüre stehen und, nur mir verständlich, ein letztes Lebewohl winken! —

Draußen in der mit Dunst und Nebel erfüllten Campagna war es noch trostloser, und da meine beiden Begleiter, die, wie sie versicherten außerordentlich gut geschlafen hatten, anfangen, mit kleinen Anzüglichkeiten und Spöttereien unseres römischen Aufenthaltes zu gedenken, so drückte ich mich in meine Ecke, um anfänglich Schummer zu heucheln, zuletzt aber in einen so soliden Schlaf zu verfallen, daß ich nur bei den Stationen aufwachte, um Pferde und Postillone zu bezahlen, und erst völlig munter wurde, als wir hinter Albano gegen die pontinischen Sümpfe hinabrollten. Auch hatte sich das Wetter etwas aufgeklärt, weßhalb wir auf der Höhe bei Velletri schon das tyrrhenische Meer in einem tiefblauen Streifen glänzen gesehen, und als wir auf den dunklen Sumpfboden der Niederung kamen, den aber eine prachtvolle, breite und meistens schnurgerade Chaussée durchschneidet, war die Sonne so freundlich, die erste Scenerie etwas aufzuhellen, trübe Wasserlachen zu vergolden und uns Schaaren von Büffeln deutlich sehen zu lassen, die theils zwischen dem Schilfgrase weideten, theils in Wassertümpeln lagen, so daß nur ihre dicken unförmlichen Köpfe mit den böshast leuchtenden Augen hervorblickten.

In Terracina, wo wir eine Weile rasteten, begrüßten wir, für mich als orientalische Erinnerung doppelt interessant, die erste hoch und frei wachsende Palme, dann gedachte ich des großen Räubers Fra Diavolo, dem ich, wie früher schon erzählt, einstens seinen Mantel nachtragen mußte, und ein paar Stunden später

erreichten wir im Molo di Gaëta unser heutiges Nachtquartier, einem der reizendsten, im südlich üppigsten Pflanzenschmucke prangenden Orte dieser schönen Küste des lateinischen Meeres: hier waren Orangen- und Citronengebüsche endlich einmal zur vollen Wahrheit geworden, hier gab es Mitte Februar mindestens damals keinen Winter mehr, die herrlichste Frühlingszeit duftete in Beichen und Blüthen aller Art und als ich spät im wunderbarsten Mondschein noch durch die Gärten unseres Gasthofes spazierte, fühlte ich mich berauscht wie in einer Zaubernacht.

Leider war hier unseres Bleibens nur bis zum Morgen, da der Kronprinz schon in Neapel angekündigt und dort im Laufe des Tages erwartet wurde; auch er wäre lieber für einige Zeit hier im Molo di Gaëta geblieben, denn wenn auch die hochbelobten Umgebungen von Neapel reizten, gab es doch dort einen königlichen Hof, was immerhin zur Schattenseite des Reisens gehörte. Wie begreiflich zieht man sich nach ermüdender Fahrt gerne sobald als möglich in die Stille seines Zimmers zurück und verwünscht alles Ceremoniell, was uns zwingt, ergebenste Empfangsbegrüßungen höflichst zu beantworten und sich für unterthänigste Fragen nach gutem Befinden und glücklicher Fahrt wenigstens durch freundliche Mienen zu bedanken.

Wer die riesige Hauptverkehrsader, die Strada Toledo mit ihrem unglaublichen Verkehr an Fahrzeugen aller Art, an Reitern zu Pferd und Esel, an Fußgängern und Lustwandelnden jeder Gattung kennt, wer es erlebt hat, wie sich der Verkehr so zu stocken vermag, daß man nur mit der größten Mühe durchkommen kann, der mußte es als eine große Aufmerksamkeit betrachten, daß der Kronprinz schon vor dem Thore der Hauptstadt durch unser Glockenmitglied, den hier lebenden Herrn W. Sicé, empfangen wurde, der ihm eine leichte, elegante zweispännige Kalesche zur Verfügung stellte, vermittelst der er nicht nur den am Meer gelegenen Gasthof in ungleich kürzerer Zeit als mit

seinem schweren, vierspännigen Reifewagen erreichen konnte, sondern auch zugleich einen Ueberblick über die Stadt und ihr Treiben erhielt.

Wir kamen eine gute halbe Stunde später an den Gasthof Hôtel de Rome und versäumten dabei glücklicherweise den feierlichen Empfang durch den Grafen von Syrakus, Bruder des Königs Ferdinand, der mit verschiedenen Herren des Hofes und zugleich mit einigen Gesandten erschienen war, um den Kronprinzen von Württemberg zu begrüßen. Ihn selbst hatte dieses Ceremoniell nervös aufgereggt, auch die Fahrt ermüdet und so fand ich ihn ausruhend, ja kaum dazu gestimmt, das wundervolle Panorama, wie es sich von dem Altane vor seinem Zimmer dem entzückten Blicke darbietet, zu betrachten. Dazu ist wohl das Hôtel de Rome am besten gelegen, da man beinahe von Capo di Monte an das gewaltige Landschaftsbild mit den weichen malerischen Höhenzügen des Vesuvus, mit den reizenden Gestaden bei Portici, Castellamare, Sorrent bis zum Cap Miseno, dann von Capri, Ischia bis zum Posilipp mit seinen zahllosen, prachtvollen Villen vor sich hat. Ich war glücklich, das Alles nach so kurzer Zeit und in so ganz unveränderter Lage wieder zu sehen. Sic, der die Wohnung für den Kronprinzen besorgt, hatte unter anderen freundlichen Empfangsfeierlichkeiten in einem der Salons eine Pyramide erbaut, bestehend aus allen Früchten und feinen Weinen des glückseligen Campaniens, einem riesigen Dessertaufsatz, den in kurzer Zeit zu plündern wir uns Alle zur angenehmsten Pflicht machten. Ueberhaupt war Sic, der schon seit vielen Jahren in Neapel wohnte, ein ebenso angenehmer Cicerone wie Kolb in Rom, und seine Kenntniß des Landes, sowie sein unermüdeliches Bestreben, dem Prinzen das Interessante auf die bequemste Art zugänglich zu machen, konnte nicht dankbar genug anerkannt werden.

Auch hier in Neapel waren wir vom herrlichsten Frühlings-

wetter begünstigt; ich erinnere mich, selten anders als im leichten Rocke ausgegangen zu sein, und wenn wir häufig nach der Dämmerung noch im offenen Boote auf dem herrlichen Golfe fuhren, so umspülten uns laue Lüfte, wie in einer heimatlichen Sommernacht. Auf's Angenehmste entwickelt war auch schon die Vegetation und bei den Massen von frischem, grünem Gemüse, besonders jener köstlichen, kleinen Erbsen, konnte man kaum glauben, sich noch im Wintermonate Februar zu befinden. Durch üppiges Grün, Blumen und Blüthen aller Art, durch den Glanz des Meeres und der durchsichtig feinen Luft, durch die unbeschreiblichen Schönheiten der Bucht von Neapel mit ihren weichen Linien und ihrer stets wechselnden farbenreichen Beleuchtung vergrößert sich stets der Gegensatz zu dem ernststen ruhigen Rom, an das man aber doch bei allem Glanze und aller blendenden Pracht hier stets wie an eine liebe vertraute Heimath zurückdenkt. Bei jedem meiner späteren Aufenthalte in Neapel habe ich diesen Kontrast stets schärfer ausgeprägt gefunden, und wenn ich nach Rom zurückkehrte, das süße Bewußtsein gehabt, wie wenn man von einer sonnighellen, lärmenden, mit allen Genüssen ausgestatteten Landpartie spät Abends ermüdet zwischen seine traulichen vier Wände zurückkehrt.

In gesellschaftlicher Beziehung hatten wir es hier ungleich ruhiger als in Florenz und Rom, auch war die eigentliche Saison, die mit dem Karneval zusammenhängt, vorüber, und dann fühlte sich auch der Kronprinz etwas angegriffen, ja ermüdet, so daß nur die nicht zu umgehenden Einladungen und ein paar allerdings sehr glänzende Hoffeste angenommen wurden. Liegt doch auch der Hauptreiz Neapels in seiner herrlichen, hochinteressanten Umgebung, und da das Alles in bequemster Art auch für den Kronprinzen zugänglich gemacht werden konnte, so reichte sich ein Ausflug an den andern, zwischen denen nur hie und da Gallerieen und Kirchen und häufig das Museum Borbonico



befucht wurde. Wie entzückt war ich, in letzterem wieder von den griechischen Skulpturen und Statuen, von den reizenden eleganten Wandmalereien aus Pompeji, von den eben so zierlichen als nützlichen Hausgeräthen, welche die Erde zweitausend Jahre getreu aufbewahrt und die nun hier oft gänzlich unverlezt aneinander gereiht vor uns liegen, als seien sie erst gestern im Gebrauch gewesen; sehen wir darunter doch Dinge, wie wir sie genau so heute noch benutzen, andere weit praktischer und in weit edler Einfachheit, wie zum Beispiel jene Zimmerglocke, eine kleine in der Mitte durchlöchernte Broncescheibe an einem Stricke aufgehängt, woran mit einem hölzernen Klöpsel geschlagen wurde.

Nach dem öfteren Anblick dieser Schätze genießt man erst recht den der verschütteten Stadt selber, wenn man die reizend ausgemalten Zimmerchen in Gedanken mit den oft so üppigen Haushaltungsgeräthen kompletirt oder wenn man sich Plätze und Forum wieder im Glanze der einstigen Ausstattung vorzustellen vermag, die mit Guirlanden bekränzten Götterbilder, die Bronze- und Marmorstatuen, die Opferaltäre, die Rauchpfannen auf kunstreichen Füßen, die Vasen voll duftender Blumen. Und wie leicht wird es hier der Phantasie gemacht, in der Vergangenheit zu schwelgen! Erscheinen doch die Häuser, besonders genau so, wie sie vor zweitausend Jahren gewesen, das Pflaster mit den ausgefahrenen Wagengeleisen, die Uebergangsteine, um bei Regenwetter trockenen Fußes über die Straßen zu hüpfen, die einfache und so gut erhaltene Mühle, als sei gestern dort noch Getreide gemahlen worden, die eingemauerten Delkrüge des Händlers, der Ofen des Bäckers mit seinem schwarzen Ruße und jenes hübsche Atrium mit seinen Wandmalereien, Bildsäulen, Brunnen und Marmorbassin! Alles verlockt uns zu dem Glauben, plötzlich Gestalten in der Tunika und der Toga um jene Straßenecke biegen zu sehen; erhöht wird dieser Zauber noch

durch den majestätischen Anblick des Besuws, der heute noch wie damals eine fein gezeichnete graue Rauchwolke oft in Gestalt einer riesigen Pinie auf dem tiefblauen Himmel zeigt.

Wie gewöhnlich beim Besuch hoher Personen wurde auch für den Kronprinzen eine Ausgrabung veranstaltet, doch nichts Bemerkenswerthes gefunden, wogegen es mir unter der Hand gelang, ein paar Kleinigkeiten zu erwerben, die mir viel Freude machten und die nebst ähnlichen Raritäten von meiner orientalischen Reise, sowie aus Florenz und Rom, mich veranlaßt haben, jahrelang und nicht ohne Erfolg, wie man heute noch bei mir sehen kann, der Jagd auf Alterthümer und dergleichen eifrigst zu pflegen.

Ueberaus angenehm waren unsere Ausflüge nach Sorrent, von dort mit einem Segelboot nach Capri, wo vor allem die blaue Grotte einen großen Eindruck auf mich machte, dann der Besuch des Besuws, den ich früher mit Taubenheim schon bestiegen, auf dessen Spitze wir aber diesmal noch Schnee fanden, vortrefflich geeignet, um die Champagnerflaschen darin zu kühlen; überhaupt wurde auf solche Art stets das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, und so erinnere ich mich heute noch mit wahrem Entzücken unserer Parteen auf der unennbar schönen Posilippstraße nach Puzzuoli und Bajä mit seinen reizenden Umgebungen, sowie eines Frühstückes am Lago Fusaro, zu welchem wir selbst die Auster vom Grunde heraufziehen halfen, nachdem wir die nothwendigen Citronen frisch vom Baume gepflückt.

Doch hatte ich dabei schon öfters bemerkt, daß der Kronprinz, der sonst nach weit ermüdenderen Fahrten frisch und munter blieb und mit sichtbarer Lust und Interesse alle diese Naturschönheiten auf sich einwirken ließ, schon seit einiger Zeit theilnahmloser, ja zuweilen abgesspannt erschien, auch hie und da über Mattigkeit klagte und es öfter vorzog, ausruhend in seinem Zimmer zu bleiben. Auch bei General Maucier zeigten sich fast

gleichzeitig ähnliche Symptome von Unwohlsein und nachdem Beide ein paar Tage lang das Bett gehütet, vernahmen wir zu unserer großen Bestürzung die Befürchtungen unseres Arztes, daß er die Krankheit für ein noch allerdings leicht auftretendes Schleimfieber ansehe, gegen welches eine rasche Luftveränderung auch von dem Arzte der österreichischen Gesandtschaft dringend anempfohlen wurde. Da aber unter diesen Verhältnissen an die Rückreise nicht zu denken war, so wurde eine Uebersiedelung von der unmittelbaren Nähe des Meeres hinweg nach einem etwas erhöhten Punkte der Umgegend vorgeschlagen und zu diesem Zwecke das leerstehende Landhaus des Fürsten Ottajano bei S. Jorio, am Fuße des Vesuvius gelegen, gemiethet. Das große schloßähnliche Gebäude, welches ich mit Sic! sogleich in Augenschein nahm, war allerdings vollständig möblirt bis auf die Kücheneinrichtung, die zugleich mit einem Koche beschafft werden mußte, und für letzteren fand sich in einem Franzosen, Monsieur Heuleux, die geeignete Persönlichkeit, den wir engagirten und mit einem ganzen Wagen voll Kasserolen, Bratpfannen und allem nöthigen Tafelgeschirr hinaus sandten. Heuleux war ein Künstler in seinem Fache, der sich auf seinen täglichen Menu's den Titel eines Officier de la bouche de son Altesse royale le prince royal de Wurtemberg beilegte und nur den kleinen Fehler hatte, daß er stets nach Beendigung des Diners total betrunken war und es sich alsdann nicht nehmen ließ, den Kronprinzen, wenn er ausfuhr, oft mit einem so tiefen Bückling zu begrüßen, daß er bei seinen schwankenden Verhältnissen nicht selten hinter dem davonrollenden Wagen der Länge nach auf den Boden fiel.

Dies Schloß des Fürsten Ottajano, welches wir mit besagtem Koche, unserer Dienerschaft und zwei neapolitanischen Kutschern allein bewohnten, war recht behaglich eingerichtet und seine Lage am Anfange eines großen Parkes mit prachtvollem Blick auf den

unmittelbar dahinter aufsteigenden Vesuv, sowie einer Fernsicht auf den Golf mit seinen leuchtenden Ufern würde unter anderen Verhältnissen und zu anderer Jahreszeit der angenehmste Landaufenthalt gewesen sein; doch waren auch hier bei der immerhin noch winterlichen Saison die Landhäuser ringsumher verlassen und die Abende langweilig und zuweilen recht kühl. Alle unsere freundschaftlichen Verbindungen mit Neapel waren jäh abgebrochen worden, unsere Logen in den Theatern standen allabendlich leer und, statt mich in dem heiteren Straßenleben von Neapel zu vergnügen, hatte ich hier in dem stillen, einsamen und deshalb auch melancholischen Parke Gelegenheit, über den raschen Wechsel alles Irdischen nachzudenken. Glücklicherweise war bei dem Kronprinzen die befürchtete Krankheit nicht zum Ausbruch gekommen; doch befand er sich so leidend und matt, daß die unbedingte Ruhe hier außen ihm außerordentlich wohl that und er seine Zimmer fast nur verließ, um mit Herrn von Berlichingen eine Spazierfahrt zu machen. General Maucier aber war schwer erkrankt und es dauerte einige Wochen, ehe unser Arzt mit Sicherheit eine beginnende Genesung konstatiren konnte.

Auch hier bewies sich Eick als getreuer Freund, sorgte nicht nur auf's beste für unsere Bedürfnisse, sondern kam auch jeden Samstag heraus, wo er dann bis zum Montage blieb, wenn ihm nämlich drei scherzhaft aufgestellte Bedingungen erfüllt wurden; es mußte ihm Abends, wenn er im Bette lag, ein leichtes Souper servirt werden, er durfte Morgens ein vortreffliches englisches Rasirmesser, das ich besaß, benutzen, und ferner machte ich mich verbindlich, ihm bei Regenwetter hie und da vorzulesen, während er behaglich auf einem Divan ausgestreckt lag. Was thut man nicht zur Belebung der Einsamkeit und zur Vertreibung der Langeweile! Doch war dies nur ein einziger Tag zwischen zwei Abenden in der Woche. Sonst herrschte tiefe Stille in den

Räumen des Schlosses, wir schlichen alle auf den Zehen umher, und selbst unsere einzige Unterhaltung, Spaziergänge in die allerdings reizende Umgebung, konnte nur spärlich genossen werden, da man nie lange ausbleiben durfte, weil der Kronprinz begreiflicherweise bald nach diesem, bald nach jenem von uns verlangte.

Merkwürdigerweise fiel es mir, während unseres mehrwöchentlichen Aufenthaltes auf dem Schlosse Ottajano trotz der vielen Zeit und Langeweile, die ich hatte, niemals ein, Papier und Feder zu nehmen, um irgend etwas Schriftstellerisches zu arbeiten, ja es war mir gerade so, als hätte ich darin noch gar keine Versuche gemacht, und brachte es kaum hie und da zu den flüchtigsten tagebuchartigen Aufzeichnungen; es war eben nichts da, was mich zum Arbeiten nöthigte.

Endlich mit dem Besserwerden des Kronprinzen, sowie des Generals Maucel, schlug unsere Erlösungstunde aus dem unwilligen, winterlichen Landaufenthalte, zugleich aber auch die des Schlusses unserer Reise, indem wir von Stuttgart den Befehl erhielten, direkt über Genua, Mailand und den Splügen nach Hause zurückzukehren, damit sich der Kronprinz dort vollständig erhole. Schade drum! Sizilien hatte in Aussicht gestanden, sowie später von Mailand eine Reise über Venedig, Udine, Graz nach Wien, von dort ein Abstecher nach Pest und Ofen und dann erst zurück auf einem angenehmen Umwege über Carlsbad, Franzensbad und Nürnberg nach Stuttgart.

Auf der Seefahrt von Neapel bis Genua hatten wir vollkommene Meeresstille und glückliche Fahrt und fuhren am andern Morgen nach Mailand weiter, wo wir im Hotel meines Freundes Reichmann ein paar Tage zur Erholung unserer beiden noch immer Kranken blieben. Dann ging es weiter, längs dem herrlichen für mich so erinnerungsreichen Comersee nach Chiavenna, und dort die prächtige Alpenstraße hinauf, für mich wieder, weil

in anderen Verhältnissen, neu, interessant und im höchsten Grade genüßreich. Der Kronprinz hatte den Herrn von Berlichingen in seinem Rejecoupe, in unserer Kalesche befand sich der noch immer weit kränkere General Maucier mit dem Arzte allein, denn, wie ich schon früher bemerkte, machte ich die ganze Tour von Genua nach Stuttgart, um dem Kranken möglichst bequeme Lage zu verschaffen, auf dem Boche des Wagens, hatte dafür aber auch eine wunderbare Rundschau, wahrhaft großartig, besonders hier in der Alpenregion, wo es mich, es war Mitte April, sehr interessirte, den nach und nach eintretenden Wetterwechsel zu beobachten, wie sich allmählig der noch in Chiavenna so klare tiefblaue Himmel nebelhaft umzog und verdüsterte, wie sich bald zwischen Steineichen und anderen immergrünen Pflanzen, kleine Schneeflecken zeigten, die bald größere Dimensionen annahmen, dann Eiszapfen an Quellen und Häusern bei bald so durchdringend eisigem Hauche aus Norden, daß ich, dem Postillon folgend, meinen wärmenden Mantel anzog und mich durch den aufgeschlagenen Kragen vor dichten Schneeschauern schützte, die uns nach weiterem Aufsteigen umsausten, um droben am Zollhause das Bild des tiefsten Winters zu finden. Eine mühsam geschaukelte Bahn, hohe Schneewände auf allen Seiten, worin das graue Zollgebäude mit seinem qualmenden Rauchfange fast versteckt lag, frierende Douaniers und Postillone und dazu der tröstliche Bescheid, wegen des großen Schneefalls auf der Schweizerseite, von hier nur noch im Schlitten weiter zu können.

Welcher Unterschied gegen gestern noch, wo wir in Chiavenna bei wahrer Frühlingsluft zwischen Lorbeer und Citronen gewandelt, nun hier, wo in die dunstig heiße Stube nur spärliches Licht durch die mit Eisblumen bedeckten Fenster drang, dazu heulender Sturm um das Haus, bei dem die Postillone bedenklich mit den Achseln zuckten, während sie mir und der Dienerschaft halfen, unsere Wagenkasten von den Rädern zu

nehmen und auf die kleinen einspännigen Schlitten zu vertheilen, deren ich sechzehn Stück gebrauchte, um alles verladen zu können. Es war schon spät am Nachmittag, als unsere Karawane sich endlich in Bewegung setzte, zuerst ein Führer mit vielen Gepäckstücken, dann der Kronprinz in seinem Coupé, General Maucier in unserer Kalesche, dann zwölf Schlitten mit den Rädern, Deichseln, dem übrigen Gepäck und der Dienerschaft, und zuletzt ich, um das Ganze vor mir zu haben und überwachen zu können.

Um uns bildeten die weiten Bergthalen eine einzige weiße Schneefläche, aus der nur hie und da schroffe Felsmassen und Gruppen dunkler hoher Tannen hervorragten. Die Zickzacklinien der Straßen waren gänzlich verschwunden, wurden auch bei diesen Winterfahrten nicht benutzt, indem es möglichst schmurgerade und oft so erschreckend steil abwärts ging, daß sich die Pferde nicht selten auf's Hintertheil setzten, um rutschend den Schlitten aufhalten zu können. So lange es Tag war, ging das alles prächtig und ohne Unfall und Aufenthalt von statten, nachdem man aber bei dem rasch hereinbrechenden Abend trotz des leuchtenden Schnees nur noch wenige Schritte vor sich hinsehen und kaum noch die sehr einfache Fahrbahn erkennen konnte, fiel bald hier, bald da ein Schlitten um, und mußten die Wagentheile und Gepäckstücke mühsam zusammen gelesen und wieder aufgeladen werden, auch war ich nicht mehr ganz sicher, meine sechzehn Schlitten bei einander zu haben, denn ein paarmal waren welche der erwähnten Unfälle wegen zurückgeblieben, doch versicherte mein alter Postillon, ich könne ganz ruhig sein, denn die Pferde seien so aneinander gewöhnt, daß keines zurückbleibe.

Es mochte neun Uhr geworden sein, als wir unten im Dorfe Splügen, wo das Nachtquartier für den Kronprinzen brieflich bestellt war, ankamen und wir mit großem Behagen gut erwärmte Zimmer und ein vortreffliches Souper fanden; doch hatte ich mich umsonst darauf gefreut; denn als ich meine

Schlitten abzählte, fehlte mir einer mit den Rädern vom Wagen des Kronprinzen. Vergebens erwarteten wir ihn fast eine Stunde, während dessen ich die übrigen Wagen zusammenrichten ließ, und es blieb mir am Ende nichts übrig, als frische Pferde einspannen zu lassen, um selbst nach dem Verlorenen zu suchen, der, wie ich mich jetzt ganz genau erinnerte, ein ganz junger Bursche von vielleicht zwölf bis vierzehn Jahren war.

Langsam ging es in dem tiefen Schnee und der dunklen Nacht aufwärts, und der Weg wollte um so mehr kein Ende nehmen, als wir jetzt den Zickzacklinien der Straße folgen mußten; es wurde elf Uhr, es wurde Mitternacht, wir waren nicht mehr weit vom Zollhause entfernt, als wir endlich seitwärts der Straße deutliches Rufen hörten und den jungen Burschen weinend bei dem umgestürzten Schlitten fanden, den er aufzurichten nicht die Kraft gehabt hatte; glücklicherweise war nichts verletzt und nachdem wir Pferde und Schlitten mühsam wieder auf die Fahrbahn gebracht, ging es abermals lustig abwärts. Doch war es gegen zwei Uhr, als wir das Wirthshaus im Dorfe Splügen wieder erreichten, wo ich mich über die immer noch hellerleuchteten Fenster wunderte und, tief gerührt über die Theilnahme des Kronprinzen, erfuhr, daß er sich nicht eher zur Ruhe habe begeben wollen, als bis ich von meiner Bergpartie glücklich zurückgekehrt sei; auch erwartete mich noch ein vortrefflicher Punsch mit nicht zu verachtendem Imbiß und darauf ein so tiefer Schlaf, daß mir sechs Stunden wie ebenso viele Sekunden vergingen.

Unsere weitere Reise nach Stuttgart bot nichts Bemerkenswerthes und war nur für mich insofern interessant, als ich einzelnes an Gegenden, Ortschaften, ja Wirthshäusern wieder sah, an denen ich noch vor Kurzem zu Pferde vorübergekommen war, ein immerhin angenehmer Unterschied, indem ich das alles nun behaglich vom Bock der Kalesche aus betrachtete.



Die Wohnung in der Kanzleistraße hatte ich begreiflicherweise aufgegeben und fand bei der Rückkehr zwei freundliche Zimmer für mich und eines für meinen Diener in den oberen Räumen des neuen Schlosses, allerdings Mansardenzimmer, wie die meisten hier oben, aber hoch und geräumig. Neben der großen Treppe führte eine kleine, etwas dunkle, unmittelbar zu den Gemächern des Kronprinzen im Parterrestocke, wo dann auch sogleich wieder meine oft stundenlang dauernden Morgenrapporte begannen, das heißt: ich hörte meistens schweigend zu, wenn der Kronprinz mir anfänglich seine Reiseeindrücke schilderte, bald aber darauf zu sprechen kam, wie er seine eigene hohe Familie und das Leben bei Hof und der sogenannten Gesellschaft wiedergefunden, dabei machte er artige Pläne für die Zukunft, wollte den König, seinen Vater, bitten, ihn auch in die Staatsgeschäfte einführen zu lassen, hatte zeitweise Lust, mit dem praktischen Militärleben zu beginnen und schwärmte daneben für kleine Männergesellschaften, für Musik und ein Liebhabertheater, womit die Abende ausgefüllt werden sollten.

Da er nun bei unserer Rückkehr seine eigene Haushaltung begonnen hatte, so gab es anfänglich für mich genug zu thun, um Manches einzurichten oder seinen Wünschen anzupassen, auch gab es sogleich eine weitläufige Korrespondenz und zahlreiche Verrechnungen, bei denen ich um so umständlicher zu Werke gehen mußte, als ich mir vorgenommen hatte, ihm alles vorzulegen und ihn über die unbedeutendsten Dinge selbst entscheiden zu lassen. Er bekam dadurch einen Blick in sein eigenes Rechnungswesen und interessirte sich auch dafür, besonders bei den Geldbewilligungen über die zahllosen Bittgesuche, die oft von ganz amüsantem Inhalte waren. Im Allgemeinen hatte er, wie so viele junge vornehme Herren, durchaus kein Vergnügen, ja kaum ein Verständniß für geschäftliche Abwicklungen, wenn sie nicht irgend eine seiner Liebhabereien betrafen, langweilte sich bei

meinen Vorträgen und unterbrach mich häufig ohne jede Veranlassung meinerseits, nur um mir irgend einen Vorfall zu erzählen, zuweilen aber, besonders wo seine Unterschrift nöthig war, war ich gezwungen, ihn fest bei der Sache zu behalten und mußte, selbst auf die Gefahr hin, ihm langweilig zu werden, stets wieder auf die Sache zurückkommen. Allerdings nahm er meine Rechnungsablagen selbst in Empfang, doch hatte ich zur schließlichen Erledigung das Gespenst der mir wohlbekanntem Hofkammer vor Augen und habe es auch später sattsam erfahren, welche haarsträubende Ausstellungen sie an der Form und dem Inhalte meiner Rechnungen zu machen versucht.

Zu meinen vielen Schreibereien wurde mir stundenweise ein Hilfsarbeiter gestattet, und da ich überzeugt war, meinem ehemaligen Schreiber Lindner in jeder Hinsicht vertrauen zu können, so nahm ich ihn auf das kronprinzliche Bureau und begründete dadurch, wie ich es später für viele gethan, seine Zukunft. Bei seiner Anstellung will ich ehrlich gestehen, daß ich auch den Hintergedanken hatte, ihn in meinen Freistunden bei schriftstellerischen Arbeiten verwenden zu können; doch kam ich leider fast gar nicht dazu und habe während der Dauer von fünf Jahren nur einige Märchen geschrieben, um mühsam den ersten Band derselben, zu dem, wie früher erzählt, „Schloß Schweigern“ schon vorhanden war, zu vervollständigen; auch auf Zureden Lewalds, der für sein Europa etwas von mir haben wollte, den ersten Theil der Wachtstubenabenteuer.

Das Soldatenleben im Frieden ging vortrefflich, hatte schon eine neue Auflage erlebt und über meine Reise in den Orient rief sich Verleger Krabbe im Geheimen freundlich schmunzelnd die Hände. Wenn er auch mir gegenüber oft über schlechte Zeiten und Mangel an Nachbestellungen klagte, und zu Vorschüssen, die mir anfänglich sehr erwünscht waren, nie besonders geneigt war, so bin ich ihm doch großen Dank schuldig, da er

stets mit der gewissenhaftesten Treue unsere Abrechnungen besorgte und zu dem raschen Bekanntwerden meines Namens dadurch beitrug, daß er den Muth hatte, von meinen Schriften nach den ersten theuren Auflagen wohlfeilere Ausgaben, und diese in Lieferungen zu veranstalten, die es auch dem Unbemittelten möglich machten, sich so nach und nach meine Bücher anzuschaffen.

Adolf Krabbe, der ein tüchtiger Buchhändler und Geschäftsmann war, hatte beinahe ohne alles Vermögen mit einem Associé, Julius Zenisch, einem wohlhabenden, jungen Manne, angefangen, aber zuerst so wenig Glück gehabt, daß die Firma schon in der Zeit, als er mich gewann, auf schwachen Füßen stand, wobei ich mich noch des komischen Umstandes erinnere, daß, trotzdem mein erstes Buch „Vier Könige“, dessen zweite Hälfte aus dem „Soldatenleben im Frieden“ bestand, gleich anfangs sehr gut gegangen war, Herr Zenisch sichtbar erschrak, wenn ich auf das Comptoir kam, und mich flehentlich bat, den leichtsinnigen Krabbe, wie er sagte, nicht für etwas Neues „breit zu schlagen“, sie hatten damals durch ein paar verfehlte Unternehmungen, unter anderem „Spinoza“ und „Dichter und Kaufmann“ von Berthold Auerbach, Geld verloren und vom zweiten dieser Werke konnte Krabbe mit seiner dünnen Stimme, während er sich wie verzweifelt mit den Fingern in sein spärliches Haar fuhr, ausrufen: „Das Buch ist ein Weltwunder, denn es ist ein Exemplar mehr davon zurückgekommen, als ich ausgegeben habe — wollen Sie dieß merkwürdige Exemplar sehen — da ist es!“ —

Was nun meinen Gehalt als Secretär des Kronprinzen anbetraf, so war derselbe für die neuen glänzenden und dadurch kostspieligen Verhältnisse, in denen ich mich nun befand, sehr gering, schien aber wahrscheinlich der betreffenden maßgebenden Stelle für den so plötzlich emporkommenen Fremden genügend

zu sein, und so betrachtete auch ich mein spärliches Einkommen gegenüber meinem früheren mühevolleren Verdienst als ausreichend und uner schöpflich. Nebenbei hatte ich ja freie Wohnung und Holz, sowie die damals noch üblichen Naturalien; auch vollkommen freie Station bei den vielen Reisen des Kronprinzen, und wenn man dazu nimmt, wie leicht es damals, wie heute noch, für Jemand von irgend welcher guten echten oder auch schwindelhaften Stellung in Stuttgart möglich war, die umfassendsten Schulden zu machen, so brauche ich wohl kaum zu sagen, daß ich, der ich stets gern hoch und flott und unbekümmert auf den Wogen des Lebens schwamm, meine Lage auch in pekuniärer Hinsicht als eine äußerst glänzende betrachtete.

Daß ich für Handschuhe und feine Cigarren, letztere für mich, sowie für die vielen Bekannten und Fremden, die ich bei mir empfangen mußte, mehr als ein Drittel meines Einkommens ausgab, kümmerte mich wenig, und wenn sich je einmal die Rechnungen dafür und für Aehnliches zu sehr anhäuften, so wurde Krabbe trotz seines Weigerns doch öfters auf Rechnung zukünftiger unsterblicher Werke „breit geschlagen“.

Mit Franz Dingelstedt, der 1843 nach Stuttgart gekommen und Bibliothekar und sogenannter Vorleser des Königs geworden war, obgleich Seine Majestät ihn nie in den Fall gebracht, dadurch den köstlichen Vers von Heine:

„Er liest die Gedichte von Marath,  
Ein Dolch ist jede Zeile;  
Der arme Tyrann, früh oder spät,  
Stirbt er vor langer Weile! —“.

wahr zu machen, hatte ich mich bald und innig befreundet. Theilten wir doch in Stuttgart das gleiche Schicksal begünstigter und unverantwortlich bevorzugter Ausländer, Leute, die nur Dichter und Schriftsteller waren, die man mit großem Mißtrauen betrachtete und von denen man sich so viel als möglich

abgeschlossen mußte. Mehr als heute lebte man in Stuttgart damals noch in kleinen engbegrenzten Kreisen, jede Rangklasse für sich, und darf ich hier wohl sagen, daß in meiner kleinen Geschichte aus damaliger Zeit „Laternenunglück“ sehr viel Wahres liegt.

Gesellschaftliche Vereinigungen, wo sich Künstler und Männer der Wissenschaft fanden, waren kaum vorhanden; August Lewald hatte allerdings einen Versuch dazu gemacht, indem wir uns auf dem ehemaligen Postplatze im russischen Hofe trafen; doch war dieser Versuch nicht lebensfähig, weshalb Dingelstedt und ich im October 1843 die Gründung einer Gesellschaft beschloßen, die theils aus Künstlern, Schriftstellern und Gelehrten, anderntheils aus geschiedten Leuten jedes nur möglichen Standes bestehen sollte. Zu den ersten Berathungen zogen wir die Maler Karl Kurz, Müller und Rustige bei, und da die Sache lebhaften Anklang fand, auch Alles aus den oben genannten Kreisen es sich zur Ehre rechnete, dieser Gesellschaft beizutreten, so war sie baldigst constituirt und trat, ihre wöchentlichen Sitzungen im Café Marquard haltend, in's Leben. Gegliedert und zusammengesetzt war sie wohl wie nie eine ähnliche; sie hieß „die Glocke“, Protektor war der Kronprinz, der den Sitzungen fast regelmäßig anwohnte, als Glockenmeister fungirte der Prinz Hugo von Hohenlohe-Dehringen, die Beamten hießen: der Sprecher, Altgeselle, Hammer, Mantel, Seil und Schwengel, Strang und Junker, der Schatzmeister Klingelbeutel und so weiter, die übrigen Mitglieder Glockenzieher, unter denen neben Allem, was in Malerei, Dichtkunst, Architektur und sonst mit Auszeichnung genannt wurde, sich auch Graf Wilhelm von Württemberg, Graf Albert Reiperg, Baron von Taubenheim, Obermedizinalrath von Hardegg, General von Rüpplin, Baron vom Holz, Graf Taube, Baron Hügel und Andere, Mitglieder der besten Häuser des Adels, die sich für Kunst und Wissenschaft interessirten, sowie hochgestellte Beamte befanden.

In den ersten Zeiten der Glocke waren Geibel und Liszt in Stuttgart, ersterer als launiger Stegreifredner gefeiert, letzterer noch ganz besonders als Komponist des Glockenbundesliedes, das mit den Worten begann:

„Heil unserer Glocke, heil,  
Heil Hammer, Mantel, Seil,  
Heil unserer Glocke, heil!“

und stets zur Eröffnung der Arbeit gesungen wurde. Alle nöthigen Zeichen gab der Meister vermittelt einer großen Glocke, die von der Decke hing, und wurden diese Zeichen, wo es nöthig war, vermittelt kleiner Glocken in der Hand jedes Mitgliebes (Glockenziehers) erwidert. Der erste Paragraph der Gesellschaftsstatuten hieß:

„Der Zweck der Gesellschaft ist: gesellige Unterhaltung und gegenseitige Mittheilung literarischer und artistischer Arbeiten.“

Für jede Sitzung wurde abwechselnd von den Mitgliedern ein Protokoll geführt, was nach und nach eine interessante, launige und theilweise auch höchst geistreiche Chronik bildete. Dazu hatte jeder das Recht und die Verpflichtung, durch Vortrag über Erlebtes, sowie aus wissenschaftlichen und künstlerischen Gebieten zur Belehrung und Unterhaltung die sogenannte Glockenpeise beizutragen. Die Maler brachten Skizzen und Zeichnungen, häufig auch die damals so beliebten Karikaturen, hauptsächlich Glockenmitglieder darstellend, von denen sich bald eine große Anzahl vortrefflich gelungener in den Mappen ansammelten, die heute noch theils im Besitz des Bankdirektors von Sieck, theils in dem meinigen sind. Ungefähr ein Jahr nach dem Entstehen der Gesellschaft baute dieselbe auf Aktien ein eigenes Lokal im Hofe des Café Marquardt, bestehend aus einem geräumigen Saale, dessen gewölbte Decke nach Art alter Glockenstuben konstruirt war.

Daß über diese Gesellschaft, in der sich neben dem Kron-

prinzen und Mitgliedern des höchsten Adels des Landes junge, auch unbedeutendere, wenn nur strebsame Künstler befanden, gerade durch diese zwanglose Zusammensetzung manche schiefe und böswillige Urtheile gefällt wurden, verstand sich bei der Stuttgarter Verläumdungsjucht ganz von selbst, und wenn gewisse Kreise, für welche der Glockensaal allerdings hermetisch verschlossen war, über unsere Versammlungen sprachen, so geschah das häufig mit aufgehobenen Händen und dem innigsten Bedauern, daß der Thronerbe in so ruchlose Hände gefallen sei. Und doch ging es bei uns, wenn gleich oft recht lustig, doch stets hochanständig und sittlich zu, und alles, was von Drgien der Glocke damals gefabelt wurde, war bloß lügenhafte Erfindung. Auch der Kronprinz lernte gerade in der Glocke ausgezeichnete Leute kennen, die ihm vielleicht sonst fremd geblieben wären, und hat es, wie ich weiß, nie bereut, dort Bekanntschaften gemacht zu haben, denen die Hofreise allerdings verschlossen waren.

Dingelstedt lieferte längere Zeit noch eine besondere Wochenchronik der Glocke, oft in sehr lakonischer Kürze, wie zum Beispiel eines Abends, wo er mit seiner gewaltigen Stimme daraus deklamirte: „Liszt ist angekommen!“ Geibel, der den ganzen Winter durch Glockenzieher war, erfreute uns gern mit seinen neuen Gedichten, und Egel, damals schon ein bedeutender Ingenieur, unterhielt uns von seinen Arbeiten, die sich zu jener Zeit gerade sehr interessant auf die Durchbohrung des Rosensteins bezogen und oft schwierig, ja gefährlich wurden, weil der Tunnel unter dem königlichen Landhause in unliebame Berührungen mit den Fundamenten des Schlosses zu kommen drohte. Verschiedenemale machten wir dort alle miteinander praktische Studien, indem uns Egel in tiefer Mitternacht hinausführte, um das Thun und Treiben seiner Arbeiter zu erklären.

Was mich anbelangte, so trat ich in der Glocke mit manchen mir bisher fremdgebliebenen Persönlichkeiten von hoher

Stellung in nähere Berührung, von denen mich verschiedene lieb gewannen, andere aber mindestens fanden, daß ich nicht so gefährlich sei, wie man mich häufig darzustellen liebte.

Für die Vorstellungen des königlichen Hoftheaters hatte ich durch Taubenheim, der neben seinem Amt als erster Stallmeister des Königs immer noch die Leitung des Instituts unter sich hatte, meinen Freiplatz in der ersten Reihe der Sperrsitze begreiflicherweise bestätigt erhalten, wovon ich jahrelang den ausgiebigsten Gebrauch machte. Es verging wohl kein Abend, wo ich nicht mindestens eine viertel oder halbe Stunde im Theater war, und wo ich nicht einen Besuch auf der Bühne machte, um dort mit meinen Bekannten und Freunden, zu denen ich das ganze Personal, vom letzten Zimmermann bis zum hochgebetenden Intendanten rechnen durfte, zu verkehren. Diese Stunden hinter den Couliſſen haben damals mit zu meinen angenehmsten und lehrreichsten gehört, und wenn zu irgend welcher Beschreibung praktisch erworbene Kenntnisse nothwendig sind, so zu dem hochinteressanten Theaterleben, wie es sich hinter dem großen Vorhange abspielt; es ist das in der That eine wundervolle Welt für sich, mit ganz eigenen Anschauungen, Voraussetzungen, Ursachen und Wirkungen.

Zu jener Zeit aber stand auch das Stuttgarter Hoftheater in vollster künstlerischer Blüthe, im Höhenpunkte eines Glanzes, von dem heute kaum die Spur eines matten Schimmers übrig geblieben ist. Graf Leutrum, der Theaterchef vor Taubenheim, hatte weder die künstlerische Befähigung zu seinem Amte, noch war er dafür wissenschaftlich genug gebildet, worüber man sich artige Anekdoten erzählte, so unter Anderem, daß, als ihm der berühmte Seydelmann, damals Regisseur, meldete, Zimmermann sei angekommen, er ihm in seiner heftigen Sprachweise zur Antwort gab: „Bedaure sehr, bedaure sehr, kann ihn nicht spielen lassen, ist unmöglich!“ — „Ich sprach von Zimmermann,



Herr Graf.“ — „Nun ja, ich habe Sie wohl verstanden, kann ihn aber doch nicht spielen lassen.“ Er hatte an den Schauspieler Jermann gedacht. — Mir gab er eines Tages, in jener Zeit, als er mich als Fra Diavolo's Bedienten debütiren ließ, nach langem vergeblichen Bitten ein Billet für das Canstattter Theater, rief mir dann aber nach: „Hören Sie, ich mache eine Bedingung. Wenn es sehr voll wird, so versprechen Sie mir, daß Sie wieder hinaus gehen.“ — „Gewiß, Herr Graf.“

Uebrigens war Graf Leutrum ein wohlwollender und vornehm aussehender Herr, eine jener langen, dünnen Hofgeflalten, wie sie heute ganz verschwunden sind, sorgfältig angezogen, glatt rasirt und möglichst hoch frisirt; seine Augenbraunen pflegte er bei wichtigen Auseinandersetzungen hoch empor zu ziehen und das Kinn in die weiße Halsbinde zu verbergen; er stand aber hoch in der Achtung seiner Untergebenen, ja wußte sich deren Liebe und Verehrung zu erwerben, da er in jeder Hinsicht sein Institut hoch hielt und vertrat, nach besten Kräften für dasselbe sorgte, auch die Würde seiner Stellung mit in der Würdigkeit und Unbeholtenheit seiner Untergebenen suchte und deshalb strengstens auf möglichst gute Sitten hielt.

Taubenheim trat diese wohlgeordneten Verhältnisse an und war das Beste, was er sein konnte, nämlich der lebenswürdige Vermittler zwischen dem König und den Künstlern, dort die allerhöchsten Wünsche entgegennehmend, um sie hier, manche Klippe geschickt umschiffend, zur möglichst guten Ausführung zu bringen. Da er sich aber mit seinem wohlwollenden ritterlichen Charakter die Liebe und Verehrung seiner Untergebenen zu erwerben und auch zu erhalten wußte, stets für jedes ein freundliches zuvorkommendes Wort hatte, ja selten im Stande war, eine Bitte rundweg abzuschlagen, mindestens auf eine spätere Erfüllung hoffen ließ, so thaten die Künstler auch ihrerseits Alles, um einem so angenehmen Chef gefällig zu sein.

Das Stuttgarter Hoftheater hatte damals ausgezeichnete Künstler und vortreffliche Regisseure. Wer, der damals in Stuttgart lebte, erinnert sich nicht der Damen vom Schauspiel: Stubenrauch, Lange, Fosetta, von Pistrich, Johanne Wittmann, Abwieser, und der vielen jugendlichen Anfängerinnen, die hier beginnend sich später gute Namen erwarben; wer denkt nicht heute wehmüthig an jene Zeit der Esclair, Seydelmann, Döring, Moritz, Maurer, Gnauth, Pehold und so vieler Anderer; wer erinnert sich nicht mit Vergnügen des reichhaltigen Repertoires unter den Regisseuren: Seydelmann, Moritz, Lewald, Löwe, die bemüht waren, das neueste Gute neu und gut vorzuführen, auch die Aufführung älterer Stücke mit Fleiß zu überwachen und keinerlei Nachlässigkeiten in der Scenirung, in Spiel und Costüm hatten durchgehen lassen. Mit welchem oft ergötzlichem Eifer wurde damals probirt, wobei ich mich erinnere, daß, als bei der Kirchhoffscene in „Hamlet“ die dänischen Hofherren mit gar so wenig Energie die streitenden Fürsten zu trennen versuchten, Moritz dazwischen springend ausrief: „Wie können Sie sich dabei so ledern und theilnahmtlos benehmen; springen Sie doch hinzu, wie Sie thun würden, wenn Sie dazu kämen, wenn der Kronprinz und der Prinz Friedrich so miteinander in Streit geriethen?“ oder ein ander Mal, als ein jugendlicher Liebhaber zur Schonung seines Beinkleides nicht völlig niederkniete und ihm der alte Lewald seinen Mantel mit den Worten zu Füßen warf: „Probiren Sie, wie es sich gehört, so thut Lewald für die Kunst und seinen König.“ Wenn man auch über dergleichen lachte, so wirkte doch ein solcher Eifer wohlthätig und weit besser, als barsches Wesen und unmotivirte Grobheit, wie sie an manchem Hoftheater später eingerissen sind und nur Gleichgültigkeit zur Folge hatten.

Welch glänzender Reihe gelungener Aufführungen erinnere ich mich heute noch auf's Lebhafteste, wie freute man sich damals

auf diese oder jene Rolle, ja auf gewisse Künstler, denen und ihren stets vortrefflichen Leistungen zu lieb man auch ein unbedeutenderes Stück mit Begeisterung an sich vorübergehen ließ! Wie würdig und vornehm in ihren Darstellungen waren die Béché, die Stubenrauch! selbst die Lange und Abwieser, später die Bröge und die Wilhelmi, wie warm empfindend Johanne Wittmann, wie elegant besonders in Salonstücken Moriz, auch Löwe und später Wenzel, wie vornehm Maurer, wie ergötzlich Frau Schmidt, Kohde, Gnauth und Bekold! Auch die Oper unter Lindpaintner leistete Tüchtiges, das Stuttgarter Orchester, heute noch gut, war damals berühmt; und wenn man Namen aus jener Zeit nennt, wie die der Balletmeister Horschelt, St. Léon, und die ersten Tänzerinnen, wie Marie Taglioni, St. Romain, Lucil Graham, so kann man sich einen Begriff machen, wie das Ballet beschaffen war.

Obgleich sich nun der Kronprinz nach der Rückkehr von der italienischen Reise recht bald wieder erholt hatte, so fanden die Aerzte doch einen Landaufenthalt in reinerer Luft für ihn wünschenswerth, weshalb er, von Berlichingen begleitet, das Bad Gais im Schweizerkanton Appenzell besuchte, dort einige Wochen blieb, um dann das Seebad in Ostende zu gebrauchen. Von Gais aus gab er mir schriftlich einige Aufträge, allerdings in freundlicher Weise; doch da ich es stets verstanden habe, zwischen den Zeilen zu lesen, so konnte mir eine Erkältung, ja etwas wie Mißstimmung nicht entgehen; auch als er wieder heimgekehrt und ich wieder wie früher zum täglichen Rapport kam, fand ich ihn einsilbiger gegen mich und statt des früheren vertraulichen Wesens eine etwas förmliche Höflichkeit. Was da vorgefallen war, vermochte ich nicht sogleich zu ergründen, ich blieb aber in meinem Wesen vollkommen gleich und unbefangen. Dann reiste er ebenfalls mit Berlichingen nach Ostende, ohne mich, wie früher bestimmt war, mitzunehmen; daß er an dem Umgange und den

Hackländer, Roman meines Lebens. II. 6

Unterhaltungen seines Adjutanten Geschmack gefunden habe und mich gänzlich vergessen, vermochte ich nicht zu glauben, vielmehr daß irgend eine kleine Intrigue gegen mich eingefädelt worden sei, wahrscheinlich darauf berechnet, den bürgerlichen Sekretär in seine Grenzen zurückzuweisen, die ihm die Güte des Kronprinzen zu überschreiten erlaubt hatte.

Da, mir ganz unerwartet, vielleicht vierzehn Tage vor seiner Rückkehr, beschied er mich nach Brüssel, ihn dort im Hôtel de Flandre zu erwarten, ein Befehl, der in Stuttgart so erstaunte Gesichter hervorrief, daß ich daran wohl merken konnte, wie unerwartet dieser Befehl gekommen sei. In Brüssel erhielt ich einen Brief Verlichingens, der mir anzeigte, der Kronprinz bleibe noch acht Tage in Ostende, wolle mich aber nach Ablauf derselben dort zur gemeinschaftlichen Rückreise nach Stuttgart treffen.

Die schöne, sehenswerthe Hauptstadt Belgiens, ein Paris im Kleinen, hatte ich bald nach allen Richtungen durchstreift, mich auch in den bedeutenden Bildergallerieen umgeschaut, vor Allem aber mit größtem Interesse das Atelier des damals viel von sich reden machenden Malers Wierz besucht. Schon das Aeußere des Gebäudes erregte Aufmerksamkeit, es befand sich in einer Vorstadt Brüssels auf einer kleinen Anhöhe und war den Ruinen eines alten egyptischen Tempels nachgeahmt. Die meisten der schwerfälligen Säulen trugen noch das weit vorspringende Dach, andere aber lagen umgestürzt und zerbrochen am Boden, theils in diesen hineingedrückt oder von Unkraut überwuchert, ringsumher befand sich ein ziemlich großer, wie absichtlich verwildert gehaltenener Garten, in welchem für mich das Bemerkenswertheste ein rundlicher, glatt geschorener Rasenplatz war, den man zu einer Landkarte Belgiens eingerichtet hatte, die Landstraßen mit gelbem Sande, Dörfer und Städte durch größere und kleinere Häusergruppen bezeichnet, ja in der Hauptstadt selbst sah man bedeu-

tende Gebäude und Kirchen, ziemlich kenntlich bezeichnet, ein hübscher und lehrreicher Spielplatz, da er groß genug war, um darin spazieren zu gehen.

Eine schmale Seitenthüre — die ostensiblen Breite und Höhe des Tempels schien nur gemalt zu sein — führte in den inneren Raum, der, obwohl er die Ausdehnung einer mäßigen Kirche hatte, eben nur Platz bot für die bekannten riesigen Kompositionen *Wierzy*. Da dieselben dieser Größe, auch der eigenthümlichen Sujets wegen von keiner Gallerie, geschweige denn von einem Privatmanne angekauft werden konnten, so hatte sie der belgische Staat in lobenswerther Munificenz sammt dem Gebäude angekauft und gegen ein mäßiges Eintrittsgeld für den Besucher eröffnet. Mit Staunen sah ich hier diese Arbeiten in riesenhaftem Maßstabe, von denen ich schon einige aus Beschreibungen und Nachbildungen kannte, all diese merkwürdigen, oft fast ganz unmalbaren Dinge: den Fußtritt eines Gewaltigen dieser Erde; drei Epochen nach dem Leben eines Hingerichteten; dann Schrecklichkeiten, wie den Kampf um die Leiche des Patroklos; einen Selbstmörder in dem Augenblick, wie er die Pistole gegen seine Stirne losdrückt; ein Weib, das sich, ihren Säugling auf dem Arm, vor verfolgenden Soldaten fliehend, zum Fenster hinausstürzt; in den Ecken des Raumes aber Wände von Papier, durch welche man mittelst eines kleinen Schloches andere naive Furchtbarkeiten, die, wie alles Uebrige, genial, großartig und effektiv gemalt, wahrhaft erschreckend wirkten: ein lebendig begrabener Mönch, der sich mühsam dem Sarg entwindet; eine Wahnsinnige, die ihr eigenes Kind zerstückelt hat und in einem Kessel kocht; die nackte, herrlich gemalte Gestalt eines jungen Mädchens neben einem Skelette mit der Ueberschrift: „La belle Rosine — Sonst und Jetzt.“ Auch den Meister selbst, eine etwas gebückte, hagere Gestalt, mit eingefallenem Gesichte, dunklem Haar und Bart, sah ich, beneidete

ihn aber nicht um seine Wohnung bei all den Gräßlichkeiten seines Ateliers, und war dagegen froh, wieder frei und ungebunden in den Garten hinausstreten zu können, von dem man einen weiten Blick auf die schöne Stadt Brüssel hatte.

Als ich Nachmittags bei einem der Silwagenbureaus vorüberschlenderte, sah ich dort eine jener Diligencen stehen, die Paris mit Brüssel in der, für jene Zeit, wo es noch keine Eisenbahnen gab, sehr kurzen Zeit von zwölf Stunden, glaube ich, verband; der Kondukteur untersuchte gerade seinen Wagen, und da er mich zuvorkommend grüßte, so knüpfte ich ein Gespräch mit ihm an, dessen Endresultat war, daß er mich in's Bureau begleitete, wo ich noch einen Eckplatz, allerdings hoch oben auf dem Wagen, im Coupé der Imperiale, erhielt. Ich gratulirte mir zu diesem raschen Entschluß, statt noch acht Tage hier zu bleiben, gleichsam im Fluge Paris zu sehen. Abends um acht Uhr begann die allerdings anstrengende Fahrt. Wir saßen zu Vieren dort in dem ziemlich engen Coupé, neben mir eine ältere Dame mit zwei jüngeren, von denen eine, glaube ich, eingeschmuggelt war, wie ich aus ihrem Lachen und Scherzen, an denen auch der Brüsseler Postillon Theil nahm, zu entnehmen glaubte; da auch sonst alles überfüllt war, so hing der Kondukteur irgendwo seitwärts am Wagen und wir sahen ihn nur flüchtig beim Pferdewechseln. Die ganze Strecke zwischen beiden Hauptstädten war gepflastert, und kann man sich dabei von dem Stoßen und Rasseln des schwerfälligen Wagens einen Begriff machen, doch war der Lärm noch größer, wenn man, was häufig geschah, anderen Fuhrwerken ausweichen mußte und sich dabei die betreffenden Räder tief in den weichen Boden drückten, dann aber das höchst bemerkliche Ueberhängen des Wagens sämtlichen Damen Lustgeschrei auspreßte, wobei sich meine Nachbarin meistens fest an mich anklammerte; doch kamen wir glücklich nach Paris und erlebte ich nur das kleine Abenteuer, daß mir

die ältere Dame beim Abschiednehmen eine Visitenkarte in die Hand drückte, von der ich aber keinen Gebrauch machte.

Und nun lebte ich die paar Tage in Paris in einem wahren Taumel des Schauens und Bewunderns. Was war das Leben und Treiben all der großen Städte, die ich schon gesehen, Rom, Neapel, selbst Constantinopel gegen dies verwirrende Getümmel in den Straßen hier! Wie freundlich, leuchtend und elegant erschien hier Alles, die Magazine mit ihren blendenden Auslagen, das Gewühl auf den Boulevards, das großartige Treiben an der Seine, die hübschen Restaurationen, dann die verschiedenen Theater, wo wunderbar natürlich gespielt wurde, spät Abends bis weit nach Mitternacht, die höchst behagliche Ruhezeit vor den hellerleuchteten Cafés bei einem Gefrorenen oder einem riz au lait, der damals in der Mode war, den später so gebräuchlich gewordenen „Boe“ — ein Glas Bier — kannte man zu jener Zeit noch nicht.

In Paris traf ich den Hoffchauspieler Löwe aus Stuttgart auf der Hochzeitsreise begriffen, sowie eine Bekannte aus München, die Hoffchauspielerin Seebach, die, wie wir Alle von Paris schwärmend, das non plus ultra einer Kaffeemaschine entdeckt hatte, die natürlicherweise von den Deutschen nicht in solcher Vollkommenheit gemacht werden konnte, die aber, als ich sie genau betrachtete, das Firmazeichen der bekannten Fabrik von Deffner in Eßlingen trug, was uns lange Stoff zum Lachen gab.

Nur zu rasch waren die paar Tage verflossen, die ich bleiben konnte, und wenn ich auch Paris nicht gründlich kennen gelernt, so hatte ich mir doch einen besseren Blick über die Weltstadt verschafft, als wenn ich monatelang aus Büchern über sie studirt hätte.

Bei meiner nächtlichen Rückfahrt nach Brüssel gab uns in dem abermals überfüllten Eilwagen ein älterer Herr aus Valenciennes viel zu lachen, der in Paris eine große überreife Melone gekauft hatte, die er wie seinen Augapfel hütete, die aber,

während er schlief, zwischen die Gepäckstücke hinter uns gerieth und dort, einen penetranten Geruch verbreitend, zu seinem unbeschreiblichen Jammer zerquetscht wurde.

Zwei Tage später traf der Kronprinz von Ostende ein und freute sich offen und ohne Rückhalt, mich wieder zu sehen, auch waren nicht nur alle oben erwähnten Schatten verschwunden, es schien ihm leid zu sein, daß ich seine Mißstimmung empfunden hatte, und nach und nach erfuhr ich auch die Gründe derselben, die sich von der italienischen Reise herschrieben und woran ich allerdings nicht ohne Schuld war. Man hatte meine häufig auch in Gegenwart des Kronprinzen ausbrechende Lustigkeit, mein oft zwangloses Benehmen, das ich aber stets in den Grenzen möglichsten Respektes gehalten, nicht für passend gefunden, man hatte seine Bemerkungen darüber gemacht, daß ich zum Beispiel, wenn wir im zweiten, gewöhnlich offenen Wagen durch die Campagna heimkehrten, dort lustige Lieder sang, auch daß ich mir einen weichen Filzhut, wie ihn die Maler trugen, gekauft, und vor allem war es gelungen, meine berühmte Karnevals-geschichte in einem sehr gehässigen Lichte darzustellen.

Doch hatte der Kronprinz in seinem Wohlwollen für mich, sowohl bei sich selbst, als auch bei Anderen, meine Entschuldigung übernommen, und indem er mir freundlich gestand, sich sowohl in Gais als auch in Ostende gründlich gelangweilt zu haben, machten wir nach der Rückreise nach Stuttgart die schönsten Pläne für kommende Wintervergnügungen.

Der Kronprinz hatte sich von jeher lebhaft für das Theater interessiert, fehlte bei keiner Vorstellung, las, was von bemerkenswerthen deutschen und französischen Stücken erschien, war auch so musikalisch, um Klavierauszüge von Singspielen und Opern auf seinem Flügel spielen zu können und hatte, wie alle jungen Leute von lebhafter Phantasie, den sehnlichsten Wunsch, selbst einmal — begreiflicher Weise aber nur auf einer eigenen Privat-



bühne — auftreten zu können. Doch waren wir überzeugt, daß dazu die Erlaubniß des Königs nicht leicht zu erhalten sei, und doch mußte diese, da der Kronprinz in der Residenz wohnte, vor allem Andern erwirkt werden; einer jener später noch häufig wiederkehrenden Fälle, wo ich gezwungen war, den geraden Weg zu verlassen, um ohne Vorwissen des Kronprinzen eine schon früher erwähnte Vermittlung zu suchen, deren Resultat er allerdings ohne Rückhalt annahm. Auch gelang es mir, die nöthige Allerhöchste Einwilligung zu erhalten, ja die Erlaubniß, einen großen Salon im Parterrestock des Schlosses zu einer Theater-einrichtung benutzen zu dürfen.

Freiherr von Seckendorf war damals Obersthofmeister und, wie in so vielen andern Fällen, unterstützte er mich auch jetzt mit der bereitwilligsten, liebenswürdigsten Zuverlässigkeit; überhaupt habe ich ihn während der Dauer meiner Anstellungszeit bei Hofe verehren und lieben gelernt und bewahre ihm heute noch viele Jahre nach seinem frühzeitigen Tode die dankbarste Erinnerung: er war durch und durch ein Ehrenmann, vornehm ohne Stolz und Hochmuth, einer von denen, die, meine schwierige Stellung begreifend, mich, wo sie konnten, unterstützten. Er ist mir auch später nach dem plötzlichen Wechsel meiner Verhältnisse ein werther, wohlwollender Freund geblieben.

Da das kleine Liebhabertheater des Kronprinzen mit allen nur möglichen Feinheiten eingerichtet werden sollte, so mußte, nachdem ein Podium gebaut war, auch Gas eingeführt werden, wozu eine neue Erlaubniß des Königs, der dieß bisher nicht gestattet hatte, einzuholen war; doch kamen wir mit Baron Seckendorf's Hilfe auch über diese Klippe hinweg, einen hübschen Portalvorhang verschrieb ich aus Paris, und dann gewann ich in Maler Eberlin, später auch in Maler Herdtle und dem holländischen Landschaftsmaler Braackmann junge Kräfte, um die nöthigen Dekorationen zu malen; einer der Theatermaschinisten half mir,

der ich selbst mit Leib und Seele dabei war, das Theater einrichten, und bald waren wir damit so weit, um spielen zu können. Die Bühne selbst nahm die eine Hälfte des großen Salons ein, die andere diente als Zuschauerraum und hatte rückwärts eine ziemlich tiefe Nische, wo erhöhte Sitze gebaut wurden, und deren Hintergrund Freund Müller, den ich früher schon erwähnt, mit einem hübschen Bilde, schöne Italienerinnen vorstellend, die oben von einer Loge zuschauen, schmückte.

Daß aber mit kleinen bescheidenen Lustspielen oder dergleichen angefangen werden sollte, lag nicht in der Absicht des Kronprinzen, sondern es sollte, wie man heute zu sagen pflegt, mit einer That begonnen werden, mit etwas außerordentlich Großartigem, und dazu entwarf der Glockenbruder Dingelstedt, damals Bibliothekar des Königs, seine berühmte Tragödie „Genoveva“, nur für Männer berechnet, in der aber nicht nur Gesang und Tanz vorkam, sondern auch neben der Hirschkuh, die den kleinen Schmerzenreich säugte, verschiedene reißende Thiere, ein Sonnenuntergang in der Wüste und schließlich ein allgemeines großartiges Ballet; die Musik dazu für ein Orchester mit Blas- und Streichinstrumenten arrangirte der Militärkapellmeister Kühner, ein talentvoller und gefälliger Musiker, und diese Musik war Potpourri aus verschiedenen alten und neuen Opern. Donner-, Regen- und Hagelmaschinen wurden gleichfalls hergestellt, und als ich endlich mit meinem Sonnenuntergange, der mir viel Mühe machte, ziemlich im Reinen war, wurde mit den Proben begonnen, an die sich stets ein äußerst heiteres Souper reihte. Ueberhaupt waren diese Proben, wie bei allen ähnlichen Dilettantenvorstellungen, das Angenehmste an der ganzen Sache, weshalb auch bei uns wochenlang Tag um Tag probirt wurde. Endlich war Alles, auch die schönen Costüme fertig, und nach einer sehr lustigen Generalprobe in denselben kam der Tag der Aufführung. Riesige Zettel ver-

kündigten dem begreiflicher Weise nur aus Männern bestehenden Publikum, was es zu erwarten hatte, und diese Erwartung wurde auch nicht getäuscht, wie der oft nicht endenwollende Beifallsturm erwies, mit dem die tolle Komödie zu Ende gespielt wurde. Auch mußte nach einiger Zeit auf allgemeines Verlangen die Aufführung wiederholt werden.

Daß von diesen dramatischen Unterhaltungen besonders bei Hofe, aber auch in der Stadt mit vielfachem ernstlichem Kopfschütteln Kenntniß genommen wurde, brauche ich eigentlich ebensowenig zu sagen, als daß mir, dem gefährlichen Verführer, die größte Schuld zugeschrieben wurde; dazu kam noch, daß es in der Gesellschaft Glocke, deren Sitzungen der Kronprinz als Protektor beinahe regelmäßig besuchte, damals sehr hoch und zuweilen sehr laut herging, auch diese oft lärmenden Unterhaltungen nächtllicher Weise oder vielmehr früh am Morgen auf den Straßen fortgesetzt wurden, wobei ich mich des ergötzlichen Vorfalls erinnere, daß Franz Liszt, der damals eine Zeit lang in Stuttgart war, uns von einer hohen Treppe an dem Hause von Cotta's Erben eine große Predigt hielt, der wir andächtig zuhörten. Auch wurden zuweilen größere Glockenversammlungen im Saale des Hotels Marquardt abgehalten, wo sich einmal unrechterweise Zuschauer eingeschmuggelt hatten, die dann unser an sich harmloses Treiben mit den bedenklichsten Zusätzen weitererzählten, die manche Reden und Toaste als gar zu verfänglich schilderten, und die mit Entsetzen davon sprachen, daß Liszt eine improvisirte Etude mit den Händen begonnen, mit den Füßen fortgesetzt und mit dem Allerwerthesten beschlossen hatte. Es war eben damals unsere Sturm- und Drangperiode und wer, dem selbst ein frisches und heiteres Gemüth nicht fehlt, hätte es uns zu verübeln vermocht, daß wir junge Leute, damals auch nach Beendigung der Glockensitzungen den Ausbruch unserer frohen Lust häufig noch und in sehr lauter Weise im Freien fortsetzten. Schutzmäner

von heut zu Tage, die einem oft recht harmlosen Singen so recht die herrische Amtsgewalt entgegensetzen, während sie den wirklichen Uebelthäter sachte vorbeischieben lassen, gab es damals noch nicht, und die gutmüthigen Nachtwächter drückten gern beide Augen zu. Doch beschränkte sich dieses Ulfen auf ganz ungefährliche Dinge. Höchstens wurden Laternen ausgelöscht, Schilder verhängt, Thüren ausgehoben, Ständchen gebracht, die sich indessen zuweilen zu einer Katzenmusik zuspitzten, und einmal mit grün angestrichenen Bänken, auf denen damals noch der ruhige Bürger Abends vor seinem Hause frische Luft schöpfte, die Königsstraße quer herüber verrammelt, so daß der Postillon des früh einfahrenden Silwagens ziemliche Mühe hatte, die mit Stricken verbundene Barrikade zu trennen, und wenn man, ohne sich einen Vergleich erlauben zu wollen, daran denkt, daß Karl August, der Großherzog von Weimar, und Goethe sich zu ihrer Zeit gestatteten, auf offenem Markte mit langen Peitschen zu knallen, so hätte man auch uns die kleinen Vergnügungen nicht übel nehmen sollen. Doch hatte ich ein paar Jahre früher, und in noch unschuldigerer Weise, im Polizeiregister einen schwarzen Strich erhalten, weil Freiligrath, der während meiner orientalischen Reise in Stuttgart gewesen war, wegen ähnlicher nächtlicher Ruhestörungen von der Polizei ergriffen, angegeben hatte, er sei: „F. W. Hackländer, aus Birtscheid bei Aachen gebürtig.“

Vom Kronprinzen wurde im Frühjahr 1845 die durch seine Krankheit in Italien unterbrochene Reise insofern wieder aufgenommen, als jetzt die Höfe von Wien und Berlin besucht werden sollten; dazu wurde die Reisegesellschaft ganz anders zusammengesetzt, und wir erhielten in der Person des ehemaligen württembergischen Gesandten in England, Baron Karl von Hügel, einen lebenswürdigen Reisechef; Berlichingen war allerdings Adjutant geblieben, doch ging als Arzt der Obermedizinalrath von Hardegg, Leibarzt des Königs, mit, ebenso ausgezeichnet in

seiner Wissenschaft, als angenehm im Umgange, sowie hoch belehrend und geistreich in der Unterhaltung; meiner nahm er sich auf's freundlichste an und war mir auch später bis zu seinem leider allzu früh erfolgten Tode ein sorglicher Hausarzt und freundlicher Berather; auch hatte ich zu dieser Reise eine eigene Kalesche erhalten, mit der ich, meinen Bedienten auf dem Bock, in der behaglichsten Weise vorausfuhr, um die nöthigen Bestellungen zu machen. Wir fuhren über Ulm und Ingolstadt, dann zu Schiff durch die malerischen Gegenden der oberen Donau nach Regensburg, besuchten die eben fertig gewordene Walhalla und kamen dann zu Wagen über Linz nach Mölk, wo wir mit dem Kronprinzen einem höchst interessanten und gediegenen Frühstück in der großartigen Benediktinerabtei beiwohnten und wo ich zum erstenmal die köstlichsten österreichischen Weine versuchte. Als ich von hier wieder vorausfuhr, war es bei St. Pölten, wo die Pferde, nachdem sie meinen Wagen langsam einen ziemlich steilen Berg hinaufgezogen, oben etwas rasteten, daß ein älterer Mann in einfacher Joppe und Jägerhut mit Gensbart und Spielhahnesfeder dicht an den Schlag trat und den Hut lüpfend mich in ausgesprochenstem östreichischem Dialekt fragte: „Vielleicht können Sie mir sagen, wenn ungefähr der Kronprinz von Württemberg hier durchkommen wird?“ Der alte Mann hatte ein kluges, freundliches Gesicht und gutmüthige Augen; während er sprach, senkte er den Kopf etwas auf die rechte Seite, und obgleich seine Kleidung einfach, aber höchst anständig war, so wußte ich doch nicht, ob es nothwendig sei, einem gänzlich Fremden darüber Auskunft zu geben, weshalb ich ziemlich kurz sagte: „Ich weiß nicht, ob der Kronprinz heute noch oder erst in der Nacht nach St. Pölten kommt.“ — „Schauen's,“ gab er mir zur Antwort, „das thut mir sehr leid, denn ich hätte den Kronprinzen gern bei Tage hier gesehen und begrüßt.“ — „So? — ja, ich bedaure auch!“ — Dann fuhr er fort: „Ich komme

schwerlich in der Zeit nach Wien, um ihn dort zu sehen, jedenfalls bitte ich ihm zu sagen, daß ich mich hier nach ihm erkundigt habe — ich bin der Erzherzog Johann.“

Daß ich schleunigst zu meinem Wagen hinaussprang, um Seiner Kaiserlichen Hoheit nun bessere Auskunft zu geben und um Entschuldigung zu bitten, brauche ich kaum zu sagen; doch klopfte er mich freundlich auf die Schulter und meinte lächelnd: „Sie haben ganz Recht gehabt und ich hätte mich gleich nennen sollen.“

Dies war meine erste Begegnung mit dem späteren deutschen Reichsverweser.

Am andern Tage, dicht vor Wien, wo alle unsere Wagen hinter einander fuhren, erwarteten uns Gespanne des kaiserlichen Marstalls, die mit unseren Postillonen wechselten, eine ehrenvolle Aufmerksamkeit für den Kronprinzen; die Kutscher und Vorreiter in hellgrauen, mit Silber besetzten, etwas altmodischen Röcken, breite Hüte mit der kaiserlichen Kokarde, schwarz-gelben Federbüscheln auf den Köpfen, die Postillone mit hohen Stiefeln, von einer Schwere, ja Unförmlichkeit, wie ich bisher nichts Ähnliches gesehen.

So führten sie uns, angestaunt von der Bevölkerung, durch die lang gestreckten Vorstädte bis zur Kärtnerthorstraße, wo im Hotel zum „Erzherzog Karl“ die Appartements für den Kronprinzen bereit waren, und so befand ich mich denn abermals in der mir schon auf meiner orientalischen Reise so lieb gewordenen Stadt, von der es damals mit vollem Rechte hieß:

„'s gibt nur a Kaiserstadt,  
's gibt nur a Wien!“

Sechs vergnügte herrliche Wochen verlebten wir hier in einem wahren Strudel von Vergnügungen aller Art, von offiziellen Einladungen wußte ich mich häufig frei zu machen und ging nur dorthin mit, wo es etwas Interessantes zu sehen gab,

was ganz nach dem Sinne des Prinzen war. Er liebte es dann, am andern Morgen mir viele Einzelheiten von der gestern angenehm verlebten oder glücklich überstandenen Soiree zu erzählen. Zu seiner Begleitung war anfänglich der General Giulay bestimmt worden; doch da der Kronprinz in seinem Adjutanten Berlichingen nur einen Rittmeister mitgebracht, so stellte sich ihm hier in Wien der Oberst Graf Zichy zur Verfügung, ein heiterer, liebenswürdiger Cavalier, der, Wien und seine Gesellschaft auf's genaueste kennend, ein vortrefflicher Begleiter war. Auch als Schwager des damals noch allmächtigen Staatskanzlers Fürsten Metternich, dem auch wir die Ehre hatten vorgestellt zu werden, war seine Gesellschaft nicht ohne Nutzen. Ein guter Reiter, fuhr er auch ausgezeichnet, selbst vierspännig unter den schwierigsten Verhältnissen, wozu man damals in Wien wohl die Strecke vom Hotel Erzherzog Karl durch die Kärtnerstraße an St. Stephan vorbei und durch die Rothenthurmstraße zum Praterstern rechnen konnte. Bei solchen Spazierfahrten unterwies er den Kronprinzen auf's artigste in der noblen Kunst des Rutschirens, gab ihm auch wohl die Zügel der vier schönen feurigen Schimmel in die Hand, wobei es dann aber nicht immer ohne einen gelinden Anprall mit entrüstetem Aufschrei irgend eines berührten Fiaklers ablief, was aber Graf Zichy stets auf die heiterste Art zu vergleichen und zu entschuldigen wußte.

Durch alles das hatte ihn der Kronprinz recht lieb gewonnen und später, als mit der Zeit unserer Abreise die im Voraus bestimmten Geschenke überreicht wurden, hatte ich das Vergnügen, dem Grafen Zichy, der unpäplich das Zimmer hütete, das eigentlich für den General Giulay bestimmt gewesene Großkreuz des Friedrichsordens zu überbringen. Darauf hatte er allerdings nicht gehofft und seine Freude war unbeschreiblich; er ließ sich sogleich seine weiße Uniform an's Bett bringen, legte das breite blaue Band darüber und forderte entzückt mich

auf, ihm beizupflichten, daß man doch nicht leicht etwas Eleganteres sehen könne. Leider hat der arme Zichy diese Freude, sowie die vielen Glücksgüter, mit denen ihn das Schicksal bedacht, nicht lange genießen können; denn nach ein paar Jahren, als er auf dem Wege von Dedenburg nach Wien, in der Nähe von Neustadt vierspännig durch die Leitha fuhr, sprang der Deichselbolzen heraus, die Pferde gingen durch und schleiften ihn, wobei er tödtlich verletzt wurde; und bald darauf starb er.

Was nun meine Person anbelangt, so will ich aufrichtig gestehen, daß ich mich ohne viel Besinnen in das lustige Wiener Leben gestürzt habe. Nach meinem Morgenrapport nahm mich der Kronprinz selten den Tag über weiter in Anspruch, und selbst, wenn ich einmal zu spät zum Diner kam oder ganz wegblieb, so fand Baron Hügel, unser freundlicher Reisechef, häufig auch Graf Zichy eine triftige Entschuldigung, mit der sich der Kronprinz in seiner Güte lachend zufriedien gab. Obgleich auch in Wien viel des Interessanten und Sehenswerthen mit großem Fleiße aufgesucht wurde, so doch nicht mit jener Pedanterie, wie damals in Italien, und sorgte schon Graf Zichy dafür, daß dies Besichtigen von Gallerien und Aehnlichem auf die angenehmste Art und nie bis zur Ermüdung betrieben wurde; zuweilen bei Ausstellungen sahen wir auch den Kaiser Ferdinand, und machte er dabei, besonders was Bilder anbetraf, häufig freilich nur in seiner Phantasie, die bedeutendsten Einkäufe; denn was ihm gefiel — und es gefiel ihm beinahe alles — betrachtete er längere Zeit mit seitwärts geneigtem Kopfe und sagte dann weggehend: „Dös Bild können's mir auch kaufen,“ was aber oft nicht mehr als eine zustimmende tiefe Verbeugung des betreffenden Hofherrn zur Folge hatte. Vor einem Bilde der Schlacht von Wagram, auf dem sich ein Fürst Lichtenstein in ausgezeichnete Stellung befand, meinte er kopfschüttelnd: „Dös kann nicht der



Fürst Lichtenstein sein, der Fürst ist ein ganz alter Herr mit weißem Haar, den ich gestern noch gesehen.“ — „Gewiß, Majestät, aber das Bild stellt die Schlacht von Wagram im Jahre 1809 vor.“ — „Meinetwegen,“ entgegnete er kopfschüttelnd, „aber ich weiß, daß der Fürst Lichtenstein ein alter Mann mit weißem Haar ist.“

Damals war das Karlstheater in der Leopoldsdorfer Vorstadt restaurirt und neu und glänzend hergerichtet worden, und Seine Majestät hatte eine Einladung zur Wiedereröffnung dieser berühmten Räume allergnädigst angenommen, wohin mit dem Hofstaate auch wir ihn begleiten durften. Unten am Fuß der Treppe, die zur kaiserlichen Loge führte, wurde der Kaiser von Direktor Karl in geschweiftem Frack, seidenen Kniehosen und Strümpfen, den Hut unter dem Arm, mit einer kurzen feierlichen Anrede empfangen, worauf ihm der Kaiser zur Antwort gab: „Ja wissen's, lieber Karl, ich kämet schon häufig gern zu Ihnen, hab' aber eben kei' Zeit, weßhalb ich nicht kommen kann, so oft als ich wohl möcht', denn ich komme gern zu Ihnen in Ihr Theater,“ was er mit einigen Veränderungen bei jeder der tiefen Verbeugungen Karl's und während er die Treppe hinaufstieg, in einem fort wiederholte.

Dann hob sich der Vorhang und Direktor Karl trat auf die Bühne, um sich tief gerührt für den Allerhöchsten, hohen und zahlreichen Besuch auch eines verehrungswürdigen Publikums, das er von jeher geliebt und geschätzt, zu bedanken; der erste Theil seiner Rede drückte das in wohlgesetzten, tief empfundenen Worten aus, worauf es aber gerade war, als dächte er mit Mephisto:

„Ich bin des trocknen Tons nun satt!“

Denn er erging sich alsdann in den eigenthümlichsten, oft ganz burlesken Redensarten und Wendungen zur größten Erheiterung des Publikums.

Dann folgte die Posse „Unverhofft“ von Restroy und wurde von dem überfüllten Hause gut aufgenommen; doch störte die Anwesenheit des Hofes insofern, als die Aufmerksamkeit stets zwischen der kaiserlichen Loge und der Bühne getheilt war. Unter den Zuschauern, auch im Parterre, war die Damenwelt in einem prachtvollen Blumenstör reizender Wienerinnen vertreten und, wie es wohl zu geschehen pflegt, daß man sich unter so Vielen heraus immer und immer wieder von einem glänzenden Augenpaar angezogen fühlt, so erging es mir um so mehr, als dieses Augenpaar einer wundervollen Blondine, einem vielleicht achtzehnjährigen Mädchen, mit einer Haarfarbe, für die ich von jeher sehr empfänglich gewesen bin, angehörte.

Glücklicherweise fand diese Vorstellung im Karlstheater in der ersten Zeit unseres hiesigen Aufenthaltes statt, und es gelang mir, die Bekanntschaft jener jungen Dame zu machen; ich will aber darüber weiter hier nichts sagen, dagegen verrathen, daß diese Begegnung mir unvergeßlich blieb und mir später mit viel Wahrheit und wenig Dichtung zu einer Episode in meinem „Europäischen Sklavenleben“ diente.

Mein Freund Moriz, der mich immer noch wie einen lieben Schützling behandelte, hatte mir verschiedene Empfehlungsbriefe nach Wien, wo er längere Zeit gelebt, mitgegeben, die mir zu den angenehmsten, interessantesten Bekanntschaften verhalfen. So lernte ich Saphir kennen, der mich zu einer Soiree einlud, wo sich eine Menge der literarischen und dramatischen Berühmtheiten Wiens aus jener Zeit versammelten, und wo ich mich mit meinem damals noch sehr kleinen Schriftstellernamen und in meiner Bescheidenheit etwas verlegen als Mittelpunkt fand und fast zaghaft Ehrenbezeugungen empfing, die auch zum guten Theil meiner Stellung als Sekretär des Kronprinzen von Württemberg galten. Bei Hammer-Purgstall, dem berühmten Geschichtschreiber des „Osmanischen Reiches,“ sah ich auch zum erstenmal

Karl Gukow, war aber nicht sehr erbaut von der hochmüthig scheinenden Art, wie er mit herabgesenkten Augenlidern den jungen und allerdings noch unberühmten Kollegen empfing und behandelte, während der alte Herr auf's Liebenswürdigste und Aufmunterndste über meine orientalische Reise sprach.

Direktor Karl, der damals noch im Theater an der Wien wohnte, gab mir ein heiteres und höchst amüsanter Diner, wo ich unter anderen Castelli, Scholz, den berühmten Komiker, und Nestroy sah, wo die Tafel auf einem niedrigen Billard und zwar so gedeckt war, daß auf der einen Seite die Herren, auf der andern die Damen saßen; „weil,“ wie mir Karl höchst ergötzlich erklärte, „in seinem Hause streng auf Trennung der Geschlechter gehalten würde.“ Leider entsinne ich mich nicht mehr, welche Damen an der Tafel und der höchst animirten Unterhaltung Theil nahmen und muß es auch bei dieser Gelegenheit wieder einmal tief bedauern, erst in späteren Jahren und zwar zu einer Zeit ein regelmäßiges Tagebuch begonnen und Notizen aus früherer Zeit aufgeschrieben zu haben, wo mein Gedächtniß nicht mehr im Stande war, manche interessante Persönlichkeiten, die ich in meinem bewegten Leben kennen gelernt habe, vor der Vergessenheit zu bewahren.

Von Wien wurde ein Abstecher nach Ofen und Pest gemacht, um dort Seine Kaiserliche Hoheit, Erzherzog Joseph, den Palatin von Ungarn, zu begrüßen; er war der Oheim des Kronprinzen, da seine Gemahlin eine Schwester der Königin Pauline war; wir machten die Reise auf der Donau, wurden bei unserer Ankunft in Pest mit allen möglichen Ehren empfangen und vom Ufer in kaiserlichen Equipagen nach dem Schlosse in Ofen geführt, wo Alles zu einem wahrhaft festlichen Empfang für uns bereit stand; es dunkelte schon als wir ankamen, weshalb die ausgedehnten Appartements — der Obermedizinalrath Doktor von Hardegg und ich hatten allein einen

großen Saal und jeder zwei Zimmer zur Verfügung — mit Hunderten von Wachskerzen beleuchtet waren, in welchem Schimmer wir bis zur Abendtafel behaglich auf- und abspazierten. Wir blieben mehrere Tage in Ofen und lebten mit der erzoglichen Familie im engsten und vertrautesten Kreise; der Palatin selbst, damals schon weit über sechzig Jahre alt, war ein kleines, hageres Männchen, mit einem schmalen Kopfe, der an der hohen Stirn und der herabhängenden Unterlippe stark ausgesprochen den bekannten habsburgischen Familienzug zeigte; er war sehr leutselig und freundlich, plauderte gern und viel in gewinnenden Worten und mit heiteren Mienen; meistens trug er eine Art von allerdings sehr einfachem ungarischem Costüm, schwarze anliegende Beinkleider, hohe Stiefel, einen sparsam verschmückten Rock, was ihn nicht besonders kleidete und wobei er es sehr liebte, seine Hände in die Taschen des Beinkleides zu versenken. Aus seiner dritten Ehe mit der Schwester der Königin Pauline, einer Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg, hatte er zwei schöne, liebenswürdige Töchter, von denen die ältere, Elisabeth, den Erzherzog Ferdinand heirathete und die jüngere, Marie, damals erst neun Jahre alt, heute Königin von Belgien ist. Letztere hatte damals noch keinen männlichen Begleiter und mußte sich mit Gouvernanten und Hofdamen begnügen, was ihr bei Spaziergängen, wo ein Kammerherr den Shawl ihrer Schwester trug, verdrießlich sein mochte; denn sie behielt ihn selbst auf dem Arm, um ihn dicht vor mir hergehend so lange nachschleifen zu lassen, daß ich mir schon erlauben mußte, um die Vergünstigung zu bitten, Ihrer Kaiserlichen Hoheit den Shawl tragen zu dürfen, was mir denn auch freundlichst und gnädigst bewilligt wurde.

Der Palatin hatte ein großes Gut in der Nähe von Pest, mit bedeutender Dekonomie und Musterwirthschaft, prachtvollem Viehstand und einem hübschen Schlosse, wo wir nach Besichti-

gung des Ganzen einen sehr heiteren Abend verlebten, besonders, nachdem unser verehrter Reiseschef durch einen seltsamen Zufall an einem abgelegenen Orte eingesperrt worden war, von wo er nach langem Klopfen und erst fast gegen Ende des Diners erlöst wurde, was den guten Erzherzog sehr in Besorgniß gebracht, dann aber Stoff zu herzlichem Lachen lieferte.

Damals war auch Erzherzog Stephan, der älteste Sohn des Palatin, Statthalter von Böhmen, in Ofen zum Besuche, ein geistreicher und liebenswürdiger Prinz, der mich durch große Freundlichkeit auszeichnete, manchmal mit mir nach Pest fuhr, um mir dort irgend etwas Interessantes zu zeigen, worauf er dann später wohl, wenn wir zu Fuß nach Ofen zurückkehrten, häufig seinen Arm unter den meinigen schob. Sein Begleiter auf der Reise war ein stattlicher Offizier, kaum über dreißig Jahre alt, wenn ich nicht irre, Major bei den Ulanen; er hatte ein offenes, kluges Gesicht, mit durchdringenden glänzenden Augen, sprach in einem scharfen Tone, kurz, bestimmt und stets zutreffend. Adjutant des Erzherzogs, war er zugleich dessen Hofmarschall und hieß Graf Grüne, derselbe, der später eine so große Rolle gespielt und mich nach Jahren bei heiteren und ernstern Gelegenheiten zum öftern in das kaiserliche Hoflager rief.

Erzherzog Stephan war von hoher eleganter Gestalt, hatte lebhafte Augen, offene geistreiche Züge, die im Kontrast zu seinen schwarzen Haaren und seinem kräftigen Backenbart stets bleich erschienen. Wie bekannt wurde er nach dem Ableben seines Vaters Palatin von Ungarn, vermochte aber nicht der wilden Strömung des magyarischen Aufstandes kräftig genug zu widerstehen, wurde aus seiner glänzenden Laufbahn verdrängt und starb, unverzöhnt mit seinem kaiserlichen Herrn, im Jahre 1867 zu Mentone.

Kurz vor unserer Rückkehr nach Wien besuchten wir bei heißem Frühlingswetter und blendendem Sonnenschein, deßhalb

ohne weitere Vorsichtsmaßregeln in offenem Boote, die Damen in leichten Toiletten, die Insel Alcuzt, die der Erzherzog mit hübschen Gartenanlagen hatte schmücken lassen, und waren gerade auf's Eifrigste mit einem vortrefflichen Frühstück beschäftigt, als ein schweres Gewitter so gänzlich unvorhergesehen und mit so rapider Schnelligkeit, wie ich es nie erlebt habe, über unsern Häuptern stand, daß bei dem plötzlichen Donner, Blitz und strömendem Regen an eine Rückkehr nicht zu denken war. Die Prinzessinnen mit ihren Damen wurden auf's Nothdürftigste in einer Bretterhütte untergebracht, während wir das Ungestüm des Wetters über uns mußten ergehen lassen, wozu der Erzherzog selbst das schönste Beispiel gab; ich vergesse nie die Gestalt des alten Herrn, wie er mit der heitersten Miene von der Welt, die Hände in seine Hosentaschen gesteckt, an einem Baumstamme lehnte, während das Regenwasser reichlich an ihm hinabtroff. Bei der endlichen Rückfahrt halfen wir, um uns vor Erkältung zu schützen, den Ruderern.

Nach herzlichem Abschiede, wobei es uns Allen war, als verließen wir nicht ein so hohes Haus, sondern einen lebenswürdigen Freundeskreis, kamen wir glücklich wieder in Wien an, wo aber der Gedanke an die baldige Abreise von der lieben Kaiserstadt schon betrübende Schatten über heitere Tage warf, auch mußte viel in nothwendigen Besuchen und dergleichen geleistet und Einkäufe aller Art gemacht werden, bei denen die Erwerbung der vier schönen Schimmel des Grafen Zichy, von denen ich oben gesprochen, unserem lieben, verehrten, aber etwas sparsamen Reisechef, dem Baron Karl von Hügel einen schweren Augenblick verursachten.

Schon vor unserer Tour nach Ungarn war des Kronprinzen Kammerdiener Zimmer an einem leichten Schleimfieber erkrankt, und wenn wir ihn auch wieder ziemlich hergestellt antrafen, so war er doch zu schwach, um die weitere Reise mit

fortsetzen zu können und sollte deshalb in kleinen Tagereisen direkt nach Stuttgart zurückkehren. Das konnte nun sehr gut mit dem Transport der vier Schimmel und eines Wagens, den der Kronprinz gleichfalls gekauft hatte, vereinigt werden; doch war dazu noch eine weitere Begleitung nothwendig, die denn auch Graf Zichy in einem jungen Wiener Fiaker von außerordentlicher Geschicklichkeit, der auch mich häufig gefahren, vorschlug. Da aber Graf Zichy, um seine Schimmel so geschont als möglich bei uns ankommen zu lassen, dieselben auf der langen Reise nicht anspannen wollte, so schlug er mir den Ankauf zweier leichter ungarischer Gestütsperde vor, die wir zu einem beisspiellos billigen Preise bei einem Pferdehändler gesehen, wobei er überzeugt war, daß ich dieselben zu einem weit besseren Preise in Stuttgart wieder verkaufen könne. Der Kronprinz war damit vollkommen einverstanden, unser freundlicher Reisechef streckte mir die Ankaufssumme von dreihundert Gulden vor, ich war so auf unverhoffte Art Pferdebesitzer geworden und die Karawane setzte sich eine Woche nach unserer Abreise in Bewegung. Der Fiaker Friedrich, der heute erster Leibkutscher des Königs ist, besorgte die vier Schimmel und Kammerdiener Zimmer kutschirte den Wagen mit meinen beiden Fuchsen.

Auf unserer weiteren Reise nach Berlin blieben wir ein paar Tage in Prag, wo wir im Palais des Statthalter's am kleinen Ring — Erzherzog Stephan war unterdessen aus Ofen heimgekehrt — wohnten. Graf Grüne machte uns auf die lebenswürdigste Art die Honneurs der Stadt und des Schlosses, wobei ich mich noch erinnere, mit welchem großem Interesse ich mich im Hinblick auf den künftigen Haushalt des Kronprinzen in alle so wohlgeordneten Details dieses Departements hier einweihen ließ. Von den vielen Sehenswürdigkeiten der böhmischen Hauptstadt erinnere ich mich noch ganz besonders des Gradschin mit seiner prachtvollen Lage hoch über der Stadt und der be-

rühmten alten Landstube, wo beim Fenstersturz der kaiserlichen Ráthe Martiniz und Slavata die Leiden des dreißigjáhri-gen Krieges begannen. Den Domschatz zeigte uns ein Priester, der nicht lange vorher einem Attentat auf die hier aufgeháufte Kostbarkeiten beinahe erlegen wáre, wovon er noch deutliche Spuren in einer tiefen, vernarbten Schádelswunde zeigte. Wallensteins Schlachtroß, gefáttelt und gezáumt, unten im Wallenstein'schen Palais, rief gerade hier nicht minder lebhaft Erinnerungen wach, als der heilige Nepomuk auf der Moldaubrücke, und mit wehmuthsvoller Poesie sah uns die alte Synagoge an, sowie der ehemalige Judenkirchhof mit den flústernden Blátttern seiner dichten Hollundergebúsche, deren duftende Blúthen als mildernde Gegensáke auf die starren, eng zusammen gerúckten Grabsteine nickten, unter denen das erwáhlte Volk Gottes wohl noch weitere tausend und tausend Jahre dem Erscheinen des Messias vergeblich entgegenharrt.

Von Dresden, wo wir nur wenige Tage verweilten und im Hótel de Saxe wohnten, blieb mir lebhaft das Museum mit seinen herrlichen Kunstscházen im Gedáchtniß, die prachtvollen Gebáude des Zwingers mit dem grünen Gewólbe, die Brühl'sche Terrasse, sowie ein Vorfall, der den Kronprinzen betraf und darin bestand, daß, als ich mich eines Tages allein im Eßzimmer befand, unser Reisechef eilig hereinkam und mir den strengsten Befehl gab, einen Herrn, der sogleich erscheinen werde, nicht vor den Kronprinzen zu lassen, sondern diesen als unwohl zu entschuldigen. Kaum waren Baron Húgel wieder verschwunden, als ich draußen lautes, etwas rúcksichtsloses Reden hörte und dann einen ziemlich großen, vornehm aussehenden Herrn eintreten sah, der sich mir ohne Weiteres mit der Anrede náherte: „Hier wohnt doch der Kronprinz von Wúrttemberg; sagen Sie ihm, daß ich ihn sehen will.“ Auf meine Entgegnung, der Kronprinz sei unwohl, machte er eine unmuthige Bewegung mit



dem Kopfe, wehrte mich pantomimisch mit der Hand von sich ab und sagte brüsk: „Ach was unwohl, für mich, seinen Theim, doch wohl nicht!“ Damit schritt er der nächsten Thüre zu und ich wollte mich schon, aber wahrscheinlich sehr vergeblich, zwischen ihn und die Thüre stellen, als diese geöffnet wurde und der Kronprinz selbst, einen theuren Verwandten begrüßend, erschien und mich erlöste.

Es war Prinz Paul, der einzige Bruder des Königs Wilhelm von Württemberg; seit langen Jahren mit diesem verfeindet, lebte er in Paris und sollte jede Begegnung mit ihm möglichst vermieden werden; hier aber wollte es das Schicksal anders: Onkel und Nefse unterhielten sich geraume Zeit zusammen und hatten, wie ich später vernahm, Gefallen an einander gefunden.

Ueber unseren nun folgenden Berliner Aufenthalt weiß ich äußerst wenig Interessantes, eigentlich gar nichts zu berichten; auch machte nach Wien, Prag und Dresden die Stadt selbst mit ihren schnurgeraden, breiten, sonnigen und staubigen Straßen keinen besonderen Eindruck auf mich, nicht einmal die berühmten Linden. Potsdam allein, die prachtvolle Dase mit ihren herrlichen Gärten, ihrem reizenden Gemisch von Laubmassen, Blumenbeeten, Rasenplätzen, Fontänen und leuchtenden Wasserspiegeln, mit den so lebendigen Erinnerungen an den großen König, steht unverwischbar fest in meinem Gedächtnisse. Auch hier, wie überall, sahen wir rasch und gründlich, da uns königliche Equipagen durch die weitläufigen Parke führten und jedes Schloß, jedes der vielen reizenden Landhäuser und jedes Cottage zu unserem Empfange geöffnet war. Der Begleiter des Kronprinzen war Generalleutnant von Stockhausen, ein schon älterer Herr von jener damals noch so steifen, ja schroffen preussischen Prägung. Als ich ihm vorgestellt wurde, zuckte es ernsthaft in seinem Gesichte, und er schien trotz meiner Secretärsuniform

immer noch den mißrathenen Artillerieunteroffizier, der eigentlich ein Landwehrdeserteur war, zu sehen, hob dann aber mit einem kaum merklichen Lächeln wie warnend einen Zeigefinger empor und sagte: „Recht hübsche Sachen, die Sie da geschrieben, aber doch ein wenig aus der Schule geschwätzt!“ worauf ich mir erlaubte, Seiner Excellenz zu erwidern: daß das doch eine weit hinter uns liegende Schule sei, die sich ja heute schon mit Lehrern und Zöglingen bedeutend verändert und verbessert habe.

Den König Friedrich Wilhelm IV. sah ich damals nur sehr flüchtig und vorübergehend, wogegen mich Prinz Wilhelm, der heutige deutsche Kaiser zuweilen ansprach und mir schon damals scherzhaft sagte: „Ich weiß ganz genau, daß Sie Landwehrdeserteur sind, und daß wir das Recht hätten, Ihnen die Sieben“ — als Nummer der siebenten Artilleriebrigade, zu der ich gehört hatte, — „wieder aufnähen zu lassen,“ — eine mich hochehrende Bekanntschaft des liebenswürdigen Prinzen, die mir später von großem Nutzen wurde.

Mit diesem Berliner Aufenthalt war unsere Reise, von der man sagte, der Prinz sei dabei auf die Brautschau gegangen, obgleich eigentlich nichts diese Benennung gerechtfertigt hatte, beendigt. Wir kehrten Alle gern wieder nach Stuttgart zurück; nur bedauerte ich, mit zwei so liebenswürdigen und geschickten Männern, wie Baron Karl von Hügel, später Minister des Auswärtigen, und Obermedizinalrath von Hardegg nicht mehr in täglichem Verkehr zu bleiben; doch unterhielt ich mit ihnen ein freundschaftliches Verhältniß bis zu deren Tode und bewahre von Baron Hügel noch ein lithographirtes Porträt, das er mir nach der Reise gab und in humoristischer Weise mit der Unterschrift versah:

„Ihr unangenehmer Reiseschef, und dennoch  
aufrichtig ergebener Freund.“

Endlich gegen Mitte Juni nach Stuttgart zurückgekehrt, fanden wir König Wilhelm im Begriff, seine alljährliche Sommerreise anzutreten; lange Jahre hatte Seine Majestät die Seebäder in Livorno besucht, ging aber diesmal nach Meran und später an den Comersee, wo er einen längeren Aufenthalt nahm. Ich erwähne dies, weil dort die ersten Schritte gethan wurden, um ihn für eine Verbindung seines Sohnes mit der Großfürstin Olga zu gewinnen, zu welchem Zweck Baron Meyendorf, der russische Gesandte in Berlin, der damals Italien bereiste, den König besuchte, um ihn in sehr diskreter Weise zu sondiren; doch war er damals für diese Heirath noch nicht zu gewinnen, ja warf die Idee scheinbar weit von sich, doch blieb immerhin ein Keim zurück, der, wohl gehegt und gepflegt, sich später entwickelte und seine Früchte getragen hat. Daß die Großfürstin von außerordentlicher Schönheit, auch liebenswürdig, kunstsinzig und verständig sei, war allgemein bekannt, und das segensvolle Andenken, in dem die verstorbene Königin Katharina von Württemberg, gleichfalls eine russische Großfürstin, noch in Aller Erinnerung lebte, war wohl geeignet, allgemein auch für diese Verbindung zu begeistern.

Doch war es, wie eben schon bemerkt, nicht ganz leicht, den König so lebhaft dafür zu interessiren, um ihn zu veranlassen, sich weiteren Schritten zugänglicher zu bezeigen. Der Kronprinz selbst dachte damals noch nicht daran, sich zu verheirathen; fühlte er sich vorläufig doch ganz behaglich in den Kreisen, die er sich theils selbst geschaffen, oder in die er, um mit bedeutenden geistreichen Männern in fester Verbindung zu bleiben, eingetreten war. Auch hatte er ein Werk begonnen, das ihn außerordentlich beschäftigte und von dem ich im nächsten Kapitel etwas ausführlicher erzählen muß.

## Zehntes Kapitel.

### Zur Brautschau nach Palermo.

Außer den Hofkreisen, wenigen Bekannten des Kronprinzen und den Mitgliedern der Gesellschaft „Glocke“ mußte man sehr wenig von der Person des Kronprinzen selbst, sowie von seinem Leben und Treiben; auch war, was von Letzterem, gewöhnlich sehr entstellt, in die Oeffentlichkeit kam, nicht von der Art, daß es ein gutgemeintes Interesse für ihn erweckt hätte; am Militärwesen hatte er keine Freude, ritt und fuhr selten aus, auch seine Spaziergänge beschränkten sich auf einen kleinen Theil des Schloßgartens. Der König hatte ihm Sitz im geheimen Rath ertheilt, doch bezeigte er auch da kein großes Interesse für die freilich trockenen Geschäfte; er blieb durch alles das unbekannt für die große Menge. Und doch hätte ich ihn derselben gern näher gebracht, hätte gern seine Leutseligkeit und Freundlichkeit im Umgange verwerthet, seine Liebe für die Kunst auch öffentlich Früchte tragen lassen, kurz, ihn zu einer Schöpfung ermuntert, die seinen Namen bekannter werden ließ und die ihn den Leuten dadurch näher brachte, daß er genöthigt war, mit Manchen in persönlichen Verkehr zu treten, und daß er zum Verdienst für die arbeitenden Klassen beitrug.

Seit unserer Rückkehr aus Italien hatte er schon öfters die Idee ausgesprochen, sich auf einem der vielen schönen Punkte in der lieblichen Umgebung Stuttgarts ein Landhaus zu bauen, kein Schloß wie den Rosenstein, auch keine unwohnlichen Räume wie die in ihrer Art allerdings unübertroffen dastehende Schöpfung König Wilhelm's, die Wilhelma, in ihrer Originalität und der prächtigsten, korrektesten Ausführung des edlen maurischen Geschmacks heute noch das Sehenswertheste in Stuttgarts Umgebung; nein es sollte ein hübsches Landhaus werden, in

edlen Formen, mit bequemen Räumen, schöner Aussicht, in einem freundlichen Parke gelegen, und nachdem dies Programm feststand, ging ich auf die Suche nach einem geeigneten Plaze. Lange vergeblich, bis mir eines Tages Procurator Schott, der vortreffliche Mann und Volksfreund im edelsten Sinne des Wortes, mit dem wie mit seiner Familie ich in freundschaftlichstem Verkehr geblieben war, die Stelle zeigte, wo heute bei Berg die Villa des damaligen Kronprinzen steht.

Als ich auf Weinbergspfadern zum erstenmal da hinauf kam, war ich geblendet von der wundervollen Rundschau und am andern Tage beglückt von demselben mächtigen Eindruck, den der herrliche Punkt auch auf den Kronprinzen machte. Nun mußte die Erlaubniß des Königs direkt und auf Umwegen nachgesucht werden, was denn auch Beides so gut gelang, daß er sich nicht nur mit dem Projekte zur Erbauung eines Landhauses einverstanden erklärte, sondern auch für den Ankauf der Grundstücke und die ersten Arbeiten eine mäßige Summe aussetzte und mich dabei persönlich ermahnte, recht langsam zu bauen, damit das Interesse seines Sohnes an den Arbeiten selbst rege bleibe und damit er sich daran gewöhne, die Summen zu dergleichen Phantastien nur aus seinen Ersparnissen zu nehmen. Von Ersparnissen bauen! Daran hatte eigentlich weder Herr noch Diener gedacht, wie denn überhaupt der finanzielle Punkt der schwächste des ganzen Unternehmens war und blieb. Wer aber, besonders von den vielen Tausenden Einheimischer und Fremder, die sich an dem stolz und herrlich dastehenden Bau, wie er heute in edler künstlerischer Vollendung auf seinem Hügel thront, schon erfreut haben, wird es mir verargen, daß ich damals mit leichtem Sinne begann und nicht vor der Verantwortung zurückschreckte, Schulden auf den Namen des Kronprinzen zu machen! Auch wäre der Bau ohne die Verheirathung desselben mit einer reichen russischen Prinzessin und nach den ersten Entwürfen des Architekten Leins

in weit bescheideneren Verhältnissen geblieben. Leins, der kurz vorher von Paris zurückgekehrt war, wo er fleißig studirt und in bedeutenden Ateliers gearbeitet, hatte sich hier schon durch Zeichnungen und Pläne, auch durch kleine praktische Ausführungen, die durch edle Verhältnisse hoch über die mittelmäßigen Bauten des damaligen Stuttgarts emporragten, bemerkbar gemacht, war nebenbei auch Glockenbruder und von dem damals schon gewaltigen Ekel dem Kronprinzen persönlich auf's Dringendste empfohlen worden. Er entwarf rasch einen Plan, der angenommen wurde, und als ich die nöthigen Grundstücke zu einem für die damalige Zeit nicht billigen Preise erworben, begann eine rege Thätigkeit auf dem bisher so einsam gelegenen Hügel. Dadurch schon hatte ich einen Theil meines Zweckes erreicht, der Name des Kronprinzen war günstig in Aller Munde, man freute sich darüber, daß er gerade diesen schönen Punkt erwählt, daß durch den Ankauf der Güter manchem unbemittelten Weingärtner geholfen worden war, und daß der Bau des Landhauses selbst Handwerkern aller Art guten Verdienst schaffen würde. Damals war ein solcher Bau noch ein Ereigniß; denn mit der Bauhätigkeit Stuttgarts war es so schlecht bestellt, daß dem Könige vom Stadtschultheißen Gutbrod in einem Bericht aus jener Zeit gesagt wurde, die Stadt fange trotz alledem wieder an sich zu vergrößern, denn es seien bereits zwei Neubauten angemeldet!

Mit dem Beginn des Baues ging noch etwas anderes, was mich spezieller betraf, Hand in Hand; denn wenn der Kronprinz Pläne machte über die künftige Einrichtung seines Landhauses, sowie die Schaffung eines schönen Parkes, so bedauerte er, nachdem kaum die ersten Spatenstiche zum Fundament geschehen, daß er nicht jetzt schon ein kleines Grundstück habe, wo er auf eigenem Grund und Boden seine Freunde und Bekannten auch im Freien bei sich sehen könne, wobei ihm besonders die artige Idee vorschwebte, der Glockengesellschaft heitere Herbstfeste veranstalten zu

können. Ja, diesen Wunsch hielt er mit solcher Lebhaftigkeit fest, daß er mir gegen den Herbst 1845 den Befehl gab, nach einem solchen, nicht gerade an der Landstraße gelegenen Garten zu fahnden und ihn, wenn er mir passend erschiene, zu kaufen oder zu miethen.

Nun wußte ich allerdings einen solchen Garten, wo ich in angenehmer Gesellschaft manch heitere Stunde verlebte, herrlich auf der Höhe des Eßlingerberges gelegen, mit einem unvergleichlichen Blicke auf das Neckarthal; auch entsprach er insofern allen seinen Wünschen, als er seitwärts von dem wenig besuchten Weg nach Gablenberg, dort umgeben von Haide und geringen Weinbergen, wie eine schattige Oase lag. Er gehörte einem unbemittelten Photographen, der ihn trotz seiner wahrhaft poetischen Schönheit nicht zu verkaufen vermochte, weil vor Jahren dort ein Duell mit sehr unglücklichem Ausgange stattgefunden, wo bei regelloser Flucht der Betheiligten die Leiche des Erschossenen über Tag und Nacht liegen geblieben war. Ja, als ich selbst, mit diesem Vorgange bekannt, zum erstenmal in diese stille Einsamkeit unter die mächtigen, dichten Schatten gebenden Bäume trat, deren Blätter im Lusthauche leise flüsternten, konnte ich mich eines eigenthümlichen Gefühles nicht erwehren; trug doch Alles hier, die verwahrlosten Wege und Beete, umgestürzte Steinsetze, zerbrochene Tische, wucherndes Unkraut, kurz Alles so sehr die Spuren des Verfalls, daß man hätte glauben können, der Garten sei seit jenem Vorfalle nie mehr betreten worden. Und doch ergriff mich gleich damals die wunderbare Schönheit dieses einsamen Plazes, zugleich aber der unvergleichliche schöne Blick auf die sanft geschwungenen Berge jenseits des Neckars und auf dunkle Tannenwälder, die sich östlich an den Abhängen der Eßlingerberge zeigten. Von Stuttgart selbst sah und hörte man so wenig, daß man hätte glauben können, meilenweit von der Stadt entfernt zu sein, und auch das vermehrte das Gefühl

beaglichen Alleinseins. Welche Lust, hier ordnen und neu schaffen zu können; gern überließ ich mich, auf einer alten Steinbank sitzend, solchen Phantasien und sah schon ein Tusculum, wie es häufig in meinen wachen Träumen vorkam, um mich entstehen, bis ich — in Wirklichkeit recht gedankenvoll — nach der Stadt zurückkehrte.

Schon am andern Tage erschien der Besitzer des Gartens, der von meinem Besuche droben gehört hatte, bei mir und bot denselben zu einem sogar für die damalige Zeit außerordentlich billigen Preise an, wollte sich mit einem kleinen Angeld und kleinen Zielern begnügen, kurz, stellte mir so günstige Bedingungen, daß ich mich nicht lange besann und sogleich einen bindenden Kaufvertrag aufsetzte. Als ich dem Kronprinzen dies Resultat meiner Nachforschungen berichtete, meinte er lachend, ich solle den Garten als für mich gekauft betrachten und ihm das Angeld als erste Jahresmiete anrechnen.

So war ich denn Gartenbesitzer geworden, was nicht lange verschwiegen blieb, und da ich auch meine beiden Pferde noch hatte, so gab das in kurzer Zeit ein recht artiges Gerede in der guten Stadt Stuttgart, bei dem mein Name natürlicherweise nicht zum besten wegkam. Und doch war die Sache mit dem Garten so unverfänglich, wie ich eben erzählt, und was die Pferde anbelangte, kostete mich ihre Unterhaltung während der kurzen Zeit, als ich sie besaß, Sommer und Herbst 1845 kaum mehr, als mich zu meinen Fahrten, zu Ausflügen, Landpartieen, sowie beim begonnenen Villabau, wo ich oft zweimal täglich anwesend war, nur die Lohnkutscher gekostet hätten. Doch gab es manche unter den biedern und gutmüthigen Schwaben, die sich das nicht entgehen ließen, um mir tüchtig Eins anzuhängen, weshalb mir selbst Taubenheim den Rath gab, die Pferde so bald als möglich zu verkaufen, was aber ohnedies in meiner Absicht lag, und so nahm sie mir der Graf Salm-Hoogstraten



am Anfang des Winters zu einem guten Preise ab. Es waren gutmüthige, schnelle und elegante Pferde von ungewöhnlicher Ausdauer und ich freue mich heute noch, manche jener guten Freunde damit ausgiebig gärgert zu haben, wie zum Beispiel, wenn ich Abends nach der Vorstellung im Canstatter Theater allen bis auf die königlichen Wagen vorbei- und vorausfuhr.

Kurz nach unserer Rückkehr von Berlin begann König Wilhelm das Hoftheater umzubauen, wobei die letzten Spuren jenes wundervollen Renaissancebaues, des alten herzoglichen Lusthauses, weggerissen, eingemauert, kurz, zum Herzeleid wohl jedes kunstsinigen Bauverständigen, völlig verwischt und zerstört wurden. Schon der erste Einbau der Theaterräume unter König Friedrich hatte dem in Deutschland einzig in seiner Art dastehenden Prachtbau den größten Schaden gethan; doch wäre eine Herstellung immer noch möglich gewesen; wer aber konnte und mochte dafür wirken? Der König war in solchen Dingen als sehr eigenwillig bekannt und alles, was nicht arabischen Baustyl betraf, selbst die wundervollsten Gebilde der Renaissance, warf er unter dem gemeinsamen Namen „Zopf“ weit von sich. Wenn ich damals schon, wie viele Jahre später, durch meine Stellung die Berechtigung und Pflicht gehabt hätte, mich um die königlichen Bauten zu bekümmern, so würde ich doch den Versuch gemacht haben, für die Erhaltung jenes unerseßlichen Kunstwerkes zu wirken.

Wer nicht die herrlichen Zeichnungen des Architekten Weisbarth von dem ehemaligen Lusthaus kennt, oder wer nicht die damals noch vorhandenen, immerhin noch großartigen Reste sah, wird nicht im Stande sein, sich einen Begriff von der Schönheit des Gebäudes zu machen, das dem heutigen, sowohl von innen als außen geschmacklosen Theaterbau mit seinen unpraktischen Einrichtungen weichen mußte. Die Ostseite gegen den Schloßgarten zu, mit ihren frei aufsteigenden Treppen, ihren phanta-

stischen Karyatiden, ritterlichen Figuren, viele mit Namen und Porträtähnlichkeit, mit ihren zahlreichen dorischen Säulen und wundervollen Kapitälern war noch ziemlich unverfehrt erhalten; auch der imposante Giebel gegen den Schloßplatz zu zeigte noch seinen schön gegliederten Aufbau, mit dem Steinbildnisse des Baumeisters, der, Winkelmaß und Zirkel in Händen, sich oben aus dem Fenster beugte, während hoch auf dem Dache die sogenannte Wetterhege wie noch heute mit dem rechten Arm nach dem kommenden Winde wies.

Als ich eines Tages bei dem neuen Theaterbau vorüberging, wo gerade neue Fundamente, auch zu dem Uebergange vom Schloß in's Theatergebäude, gelegt wurden, sah ich zu meinem Schrecken, wie man im Begriffe war, dazu von jenen Säulen, Kapitälern, Treppenstufen, Balustraden, Konsolen, kurz von allem, was dort entfernt worden war, zu nehmen, und suchte sogleich den Kronprinzen auf, dem ich die Wichtigkeit dieses Materials für unseren Villenbau begreiflich machte, wobei ich ihn bat, sich bei dem Könige zu verwenden, daß uns die alten Steine zugewiesen würden. Das that er auch, und da auch ich auf meinem bekannten Umwege kräftig zu wirken im Stande war, so sagte mir der König schon am andern Tage lachend: „Nun ja, wenn Ihnen an dem alten Zeug gelegen ist, so nehmen Sie es immerhin,“ worauf ich denn viele Wagen mit Säulen, Steinen und Trümmern beladen und zum Villabau führen ließ, wo sie heute noch im Baue selbst und zu Veranden zusammengestellt, einen interessanten Schmuck des schönen Parkes ausmachen. Die oben erwähnten Ritterfiguren erhielt Graf Wilhelm von Württemberg und sie sind heute noch auf dem wegen seiner schönen Lage und aus Hauff's herrlicher Dichtung bekannten und berühmten Schloßchen Lichtenstein auf der schwäbischen Alb zu sehen.

Um das zahlreiche Opern- und Schauspielpersonal, die Hof-

kapelle und das Ballet während der Zeit jenes Umbaues nicht müßig gehen zu lassen, sowie auch, um selbst die Theater Vorstellungen nicht zu entbehren, ließ der König im weißen Saal des Schlosses eine provisorische Bühne einrichten, mit einem ziemlich großen Zuschauerraum, zu welchem das Obersthofmeisteramt gratis die Bilette vertheilte; doch mußte man in Gesellschaftstoilette kommen und sich, was Beifallsbezeugungen anbetraf, taktvoll benehmen. Taubenheim, Viceoberststallmeister geworden, war endlich von der Leitung des Theaters befreit und ein neuer Intendant, Baron von Gall, aus Oldenburg berufen worden, den ich zum erstenmal bei einer der Auführungen im weißen Saale sah. Auch hatte Fräulein von Stubenrauch diese Zeit des Theaterumbaues benutzt, um nach ziemlich langem und künstlerisch schönem Wirken gänzlich von der Bühne zurückzutreten; ich werde nie die Vorstellung vergessen, in der sie von dem sich einmal ausnahmsweise recht erkenntlich zeigenden Publikum Abschied nahm. Es war Griseldis, in welcher Rolle ich sie zum ersten Mal unter ganz anderen Verhältnissen gesehen. Morik hatte mich damals auf die Schönheiten ihrer Darstellungen aufmerksam gemacht und wußte des Lobes für die Kollegin, die er zu jener Zeit schwärmerisch verehrte, nicht genug zu finden. Doch waren die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Beiden währenddem erkaltet, ja, das Verhältniß hatte sich feindselig gestaltet, woher es denn auch wohl kam, daß Parcival jene bekannten Worte: „Fahr hin, Griseldis, deine Zeit ist um!“ — mit einem so höhnernden Ausdruck rief, daß es mich förmlich durchschauerte. Was die Ursachen jener Feindschaft waren, vermag ich nur nach Vermuthungen anzugeben, glaube aber, daß Morik, der kurz vorher und nicht ohne Zuthun seiner ehemaligen Freundin zum Oberregisseur des Hoftheaters ernannt worden, wohl den größten Theil der Schuld daran trug. Vortrefflicher Schauspieler und liebenswürdiger

Gesellschafter, hatte er eine wild bewegte Vergangenheit hinter sich und Episoden aus seinem Prager und Wiener Schauspielerleben, die er ebenso lebendig als amüſant zu erzählen wußte, hätte man füglig den Memoiren Casanova's anreihen können; in Wien hatte ſich Moriz, der mit ſeinem wirklichen Namen Mürrenberg hieß, mit einer ſchon älteren Dame, Baronin Schlutzky, vermählt, ſich aber nach kurzer Zeit, ohne geſetzlich geſchieden zu ſein, wieder von ihr getrennt, und damals war auch jenes langjährige Freundschaftsband zerriffen worden. Damit aber, wenn gleich nicht in unmittelbarem Zusammenhange, fing Moriz's Stern an zu erbleichen, um, aber erſt nach langen Jahren, in Nacht und Grauen unterzugehen. Eine Allerhöchſte Ungnade hatte ihn tief getroffen, und wenn er ſich auch nach geſetzlich durchgeführter Scheidung mit einem jungen, liebenswürdigen Mädchen, Fräulein Köckel, einer Verwandten Richard Wagners, verheirathete, ſo konnte er doch ebenſo wenig dem Glück gebieten, ihm wie biſher treu zu bleiben, als ihn zu verjüngen und Vieles in ſeiner Vergangenheit ungeſchehen zu machen. Kaum ein Jahr nach ſeiner Verheirathung — er ſtand in einem Alter von ſechſundvierzig Jahren — vernahmen wir mit großer Trauer, Moriz ſei von einem Schlaganfall betroffen worden; doch war dieſes nicht der Fall, vielmehr zeigte ſich die plötzlich eingetretene Lähmung ſeiner Füße leider bald genug als der Anfang eines Rückenmarkleidens, an dem er volle zwanzig Jahre unter unbeschreiblichen Leiden bis zu ſeinem Tode hinſiechte. Da er bald darauf Stuttgart verließ, ſo traf ich ihn nur im Fluge auf Reiſen wieder und ſtets, ſo oft ihn nicht gerade ſeine Schmerzen peinigten, voll Humor mit dem gleichfrischen Organ wie früher; ſo erklärte er mir einſtmals ſeinen Zuſtand, indem er ſagte: „Stellen Sie ſich vor, mein ganzer Körper iſt wie ein einziger durch und durch hohler Zahn, der in beſtändigem ſcharfem Zugwinde ſteht.“ Zuletzt ſah ich ihn

in Wien gegen Ostern 1868, wo mir Laube von ihm sagte: „Sie werden einen fast todten Mann mit einem lebendig gebliebenen Kopfe finden,“ was auch auf's Genaueste seinen fürchterlichen Zustand charakterisirte. Kurz vorher hatte Hofschau spieler Karl Brunert aus Stuttgart auf dem Burgtheater gastirt und nicht besonders gefallen, und ebenvorher war in München die Frau des Grafen Chorinski, eine geborene Ruoff von Stuttgart, die früher am Hoftheater mit unbedeutenden Rollen beschäftigt gewesen war, von Julie Ebergenny ermordet worden, auf welche beide Begebenheiten der unglückliche Moritz nach den ersten herzlichen Begrüßungen zu reden kam. Schon im Vorzimmer vernahm ich seine immer noch kräftige und laute Stimme mit dem schnarrenden R, als er mir zurief: „Wie freut es mich, daß Sie mich besuchen“ — ach, es war mir furchtbar, ihn so zu sehen — erblindet, an Händen und Füßen vollständig gelähmt — „haben Sie es denn schon gehört,“ rief er darauf in möglichst heiterem Tone, „daß dieser Brunert das Unglaubliche möglich gemacht hat, im Burgtheater vor leeren Bänken zu gastiren?“ Dann kam er auf die Chorinski'sche Geschichte und sagte: „Vor langen Jahren habe ich ihn, er war damals noch ein Bube, auf einer Rheinreise gesehen und damals schon ein sauberes Frücktlein an ihm erkannt.“ Auch die Ruoff kam nicht viel besser weg, er erinnerte sich ihrer als eines kleinen dummen Mädels, das sich in's Parterre des Theaters Eintritt zu verschaffen suchte auf selbst geschriebene Anweisungen: — „Ich, Herr Moritz, befehle, daß man der Ruoff ein Theaterbillet gebe.“

So unterhielt er uns wenige Wochen vor seinem Tode von vergangenen Zeiten, während wir, meine Frau und ich, tief betrübt an seinem Schmerzenslager saßen, ich lebhaft an meine erste Stuttgarter Zeit denkend und mich auf's Dankbarste der vielen Güte und Freundlichkeit, die er mir damals bewiesen hatte, erinnernd. Seine Frau hatte sich schon seit Jahren von

ihm getrennt und eine schon erwachsene Tochter aus früherer Zeit liebevoll seine Pflege übernommen. Wenn er auch in manchem gefehlt, so hatte er nun auch furchtbar gelitten, was schon allein unsere Erinnerung an ihn klären mußte, wenn wir uns auch nicht vergegenwärtigen wollten, daß er ein warmes Herz für seine Freunde besaß, daß er nie besser scheinen wollte, als er war, und daß ihm Heuchelei und Egoismus ferne blieben. —

Unterdessen war der Bau der kronprinzlichen Villa nach besten Kräften gefördert worden, ohne daß indessen gegen den Herbst 1845 viel mehr zu sehen gewesen wäre, als der Anfang des Sockelgemäuers. Wir hatten bis dahin ziemliche Terrain-schwierigkeiten zu überwinden gehabt, mußten von Berg eine neue Straße auf den Bauplatz bauen und ich nahm zu gleicher Zeit die Anlegung des Parkes in Angriff, für den mir Graf Neipperg, der große Gartenkundige, einen jungen Mann, Namens Neuner, empfohlen hatte, der denn auch in einigen Jahren dort oben Park und Gartenanlagen in's Leben rief, die heute noch die Bewunderung aller Fremden sind, welche Stuttgart besuchen. Da es auf der Höhe des Hügels an Wasser fehlte, so mußte sogleich am Fuße des Neckars ein Druckwerk erbaut und eine Wasserkraft zum Treiben desselben gekauft werden, alles Dinge, die Mühe kosteten und nicht nur Zeit, sondern auch Geld in Anspruch nahmen, das seinerseits wieder und oft recht mühsam beschafft werden mußte. Doch will ich ehrlich gestehen, daß trotz alledem jene Zeit des Wirkens und Schaffens heute noch im hellsten, glücklichsten Lichte vor mir steht und später kaum durch die Luft übertroffen wurde, mit der ich an die Bearbeitung meines eigenen kleinen Grundstückes auf der Höhe des Eßlingerberges ging. Fast täglich Nachmittags, wenn meine vielfache Beschäftigung beim Billabauwesen beendet war, ging ich durch die schöne Berghalde, in der das Dörfchen Gablenberg liegt, zu meinem Garten hinauf, Pläne machend, und saß dann

droben im Genuß der herrlichen Aussicht auf einer alten Steinhaut. Was konnte hier nicht alles geschaffen werden, doch gehörte Zeit und Geld dazu. Letzteres fehlte mir ganz besonders, weshalb ich mich vorläufig mit Entwürfen begnügen mußte, aber auch das war mir eine Seligkeit; war doch der Platz so geeignet, um etwas Schönes daraus zu schaffen, und ich kam mir oft vor wie der Künstler angesichts seiner großen weißen Leinwand oder wie der Bildhauer, der daran ist, ein gutes Stück Marmor in Angriff zu nehmen.

Etwas war hier oben allerdings schon geschehen, da der Kronprinz, der es nicht erwarten konnte, seinen Glockenherbst zu veranstalten, befohlen hatte, die Wege und Plätze, die Gebüschgruppen und dergleichen in einen ordentlichen und reinlichen Zustand zu versetzen. Auch ein kleines Gartenhaus mußte gereinigt und etwas hergestellt werden, und als das Ganze solcher-gestalt präsentabel gemacht worden war, ergingen die Einladungen zu jener großartigen Herbstfeier, der sich gewiß alle Betheiligten, die heute noch leben, mit Vergnügen erinnern werden. Begreiflicherweise waren nur Herren, wenige außer der Glockengesellschaft, eingeladen, doch Elemente genug vorhanden, um die Heiterkeit zur Lust, die Lust zur Ausgelassenheit zu steigern. An der Aussicht gegen das Neckarthal war eine Batterie kleiner Geschütze aufgeföhren, die von dem Eigenthümer derselben, dem Grafen Wilhelm von Württemberg, so wirkungsvoll kommandirt wurde, daß der Donner majestätisch durchs Neckarthal rollte, und daß schon bei der dritten Salve eine leichte Holzbalustrade zer-splittert in die Luft geschleudert wurde. Ein riesiger Korb auf rasch improvisirtem Untersatz trug reife Trauben, aus großen Kannen wurde süßer Most kredenz, zwischen dichten Gebüschspielen eine Musikbande und mit dem Souper für später war der Küchenmeister des Kronprinzen, der würdige Steib, beschäftigt. Nur sehr wenige von den Eingeladenen waren „zu ihrem

Bedauern“ verhindert an dem Fest Theil zu nehmen, unter ihnen Dingelstedt, der aber dafür mit großer Porträtähnlichkeit in Lebensgröße und in voller Uniform gemalt dargestellt wurde, und dem statt der Cigarre brennende Schwärmer zur allgemeinen Ergötzlichkeit in den Mund gesteckt wurden.

So lange es indessen noch Tag war, nahm die Lust ihren ziemlich geregelten Verlauf; sowie es aber einmal dunkel geworden, konnte man sich kaum der hin- und herzischenden Schwärmer, der krachenden Frösche und der Feuerbälle aus direkt auf den Leib gehaltenen Leuchtkugelhülsen erwehren. Auch war ein großes Feuer angezündet worden, durch dessen hochlodernde Flammen jeder ohne Ausnahme der Person und des Standes und insofern mit Hindernissen springen mußte, als sich im Augenblick des Sprunges Schwärmer und Frösche massenhaft unter ihm entzündeten. Für die Abbrennung eines geregelten Feuerwerkes, Raketen, Räder, Sonnen und dergleichen, sollte der dazu bestellte Verfertiger sorgen, doch mußte sich ein unglücklicher Schwärmer dorthin verirrt haben, denn wie wir noch mit dem Feuersprunge beschäftigt waren, ging drüben die ganze Geschichte los, und man war kaum im Stande, sich vor den Kanonenschlägen und wie toll hin- und herschießenden Raketen zu schützen, so daß ich mich sehr erleichtert fühlte, als ich endlich zum Souper in dem kleinen Gartenhause mit der großen Gesellschaftsglocke, die an einem Baume aufgehängt war, läuten durfte; doch sollte es auch bei dem Souper nicht ganz ohne Anfall abgehen; denn als nach dem Champagner eine vortreffliche kalte Bowle servirt wurde, erhob sich einer der beliebtesten Glockenbrüder, um nach einem wohlangelegten Toast auf den Kronprinzen-Protector seine Pistole in das riesige Porzellangefäß abzuschießen, so daß es in unzählige Stücke zersprang und uns das süße Getränk und die Scherben um die Köpfe flogen. Damit durfte aber mitten in der Lust noch lange nicht aufgehört werden, sondern nicht nur neues



Getränke, sondern auch neues Feuerwerk mußte schleunigst herauf beordert werden, so daß wir erst nach Mitternacht jubelnd und singend mit brennenden Fackeln nach der Stadt zurückkehrten.

Drunten vor der Stadt wurden die Fackeln unter dem Rufe: „Heil unserer Glocke, heil!“ zusammen geworfen, und ich begleitete den Kronprinzen nach Hause, das heißt, nachdem wir, wie häufig bei ähnlichen Gelegenheiten, wohl noch eine Stunde lang auf dem Trottoir vor dem Schlosse gelustwandelt, wobei er von dem Feste als einem äußerst gelungenen sprach.

Das war es auch in der That gewesen, uns allen unvergeßlich, besonders weil es mit demselben jene an sich so harmlosen Zusammenkünfte abschloß, denen so viel und so ohne allen Grund Gehässiges, ja Boshaftes nachgesagt wurde. Es war das Ende unserer Sturm- und Drangperiode, da auch bald darauf an den Kronprinzen eine wichtige und ernste Lebensentscheidung in dem nun deutlicher werdenden Projekte seiner Verheirathung herantrat.

Am russischen Kaiserhofe war man trotz dem sonst so allmächtigen Czaren Nikolaus bis jetzt mit den Familienverbindungen nicht besonders glücklich gewesen. Großfürstin Maria, die älteste Tochter, hatte des zärtlichen Vaters Einwilligung zu ihrer nicht standesmäßigen Verheirathung mit dem Herzog von Leuchtenberg, einem schönen Offizier des Königs von Bayern, schließlich erlangt; Großfürstin Alexandra, für die man auf den Palatinus von Ungarn, Erzherzog Stephan, gerechnet, mußte sich mit einem Prinzen des darmstädtischen Hofes begnügen, und so war es wohl begreiflich, daß Kaiser Nikolaus für seine jüngste und schönste Tochter, die Großfürstin Olga, sorgfältig Umschau hielt, um diese standesgemäß zu verheirathen und deßhalb auf den Thronerben von Württemberg kam. Wer es wiederholt versucht hatte, König Wilhelm für die Partie zu gewinnen, weiß ich nicht genau anzugeben, wohl aber, daß Fürst Gortschakoff, der allgemein als

glücklicher Vermittler gepriesen wurde, durchaus nicht im Stande war, auf den Kronprinzen oder auf den König unmittelbar einzuwirken. Letzterem mochte wohl bei den sich schon damals schwer gestaltenden Zeiten ein mächtiger Verbündeter, wie der Kaiser von Rußland, wünschenswerth sein, es hat sich auch diese Voraussetzung bei dem Nikolsburger Frieden im Jahre 1866 glänzend bewährt, während es dem Kronprinzen schmeichelte, die schönste Kaiserstochter gewinnen zu können, und da neben diesem Ruf sie auch den der Güte, der Liebenswürdigkeit und eines verständigen, fein gebildeten Geistes hatte, so ermangelte auch ich nicht, bei den stundenlangen Reden, die mir der Kronprinz über diesen Gegenstand hielt, den Funken anzublazen und das Feuer zu schüren. Da wurde eines Morgens Fürst Gortschakoff, der russische Gesandte, von dem Generaladjutanten und Oberstkammerrherrn des Königs, Freiherrn von Spixenberg, zu einer vertraulichen Unterredung eingeladen. Die Sache wurde besprochen, beiderseitig für annehmbar gefunden und unter dem Rückhalt und der Voraussetzung gegenseitigen Gefallens abgeschlossen. Als Czar Nikolaus diese Meldung erhielt, soll er auf's Angenehmste überrascht zu Orloff gesagt haben: „Ich habe bis jetzt immer noch an der Einwilligung des Königs von Württemberg gezweifelt.“

Die Kaiserin von Rußland befand sich damals mit ihrer Tochter zum Winteraufhalt auf einem viel gerühmten, reizenden Landhause bei Palermo, wohin sie Kaiser Nikolaus begleitet hatte, der nun zurückkehrend in Venedig war, wo er den Kronprinzen von Württemberg zu sehen wünschte, ehe dieser als Brautwerber nach Sizilien zöge, weshalb in aller Hast die umfassendsten Reisevorbereitungen gemacht wurden.

Diesmaliger Reisechef war, als dem Czaren bekannt und genehm, der oben erwähnte General von Spixenberg, ein schon älterer Herr und eine höchst eigenthümliche Persönlichkeit. Von

einer französischen Familie abstammend, hatte er trotz seines langjährigen Aufenthaltes in Württemberg die deutsche Sprache nur mangelhaft erlernt, lebte besonders mit den Artikeln auf sehr gespanntem Fuße, weshalb die kurzen und barschen Sätze, mit denen er Jedermann anzureden beliebte, um so schärfer und verletzender klangen. Obgleich er dem Könige treu ergeben und anhänglich war, hatte selbst dieser häufig von den Eigenwilligkeiten seines General-Adjutanten zu leiden; doch schien ihm dieser in vorliegendem Falle, besonders aus dem oben erwähnten Grunde, die geeignetste Persönlichkeit zum Begleiter des Kronprinzen zu sein. Im Aeußern hatte General Spitzemberg etwas Vornehmes, sparte auch nicht kleinlich, wo es galt mit Anstand aufzutreten, und wenn er einmal, was übrigens selten genug vorkam, bei guter Laune war, so wußte er unterhaltend von vergangenen Zeiten zu erzählen, besonders von einem Aufenthalte in Warschau, wo er häufig mit dem allmächtigen und gefürchteten Großfürsten Constantin zusammenkam. Ich hatte bis dahin nur sehr selten mit dem General von Spitzemberg zu thun gehabt, wußte aber, daß er mir nicht besonders geneigt war; denn als einmal die Rede auf das Villabaufwesen kam, hatte er im Allgemeinen von den leichtsinnigen Rathgebern des Kronprinzen gesprochen und dann wörtlich hinzugefügt: „Auch die Secretär des Kronprinzen baut sich ein Landhaus bei Gablenberg, was schon nächstens an die zehntausend Gulden kosten wird“ — so wurde schon damals meine unbedeutende Gartenwirthschaft in's Maßlose vergrößert. Da der General übrigens wegen seines rücksichtslosen Wesens genügend bekannt war, so warnte mich für die bevorstehende Reise ein wohlwollender hochstehender Freund, indem er sagte: „Thun Sie strengstens Ihre Pflicht, ja mehr als Ihre Pflicht, daß er Ihnen durchaus nichts anhaben kann, um, wenn er Ihnen alsdann, wie gewiß, mit Grobheiten kommt, im Rechte zu sein und ihm ebenso derb antworten zu können.“ Er fuhr mit dem

Kronprinzen in einem Wagen, während mein verehrter Freund, Doktor von Hardegg, mit Berlichingen im zweiten, und ich, der mit einem Diener in einer leichten Kalesche vorausging, hatte einen königlichen Courier in geschmackvoller Uniform, der in eigenem Wagen die ersten vorläufigen Bestellungen machen mußte, zu meiner Verfügung.

Als ich mich bei General Spitzemberg im Dezember als „fertig zur Reise“ meldete, bekam ich sogleich einen Borgeschmack seiner Liebenswürdigkeit, indem er mir sagte: „Sie hat die Kronprinz schon ein paarmal begleitet, aber doch dabei nichts gelernt, wie ich gehört; denn es soll dabei sehr viel Unordnung gewesen sein, was natürlich ist bei so junge, leichtsinnige Leut; doch darf das bei mir nicht vorkommen, und hoffe ich, daß Sie pünktlich Ihr Pflicht thut.“ Begreiflicher Weise versprach ich das, um mir sein Wohlwollen zu erhalten, wäre aber fast noch vor der Abreise mit ihm eines besonderen Umstandes wegen in ernstliche Differenzen gekommen. Der Kronprinz hatte nämlich die Erlaubniß gegeben und auch der König zugestimmt, daß ich den Architekten Leins, der die italienischen Bauwerke noch nicht aus eigener Anschauung kannte, in meinem Wagen mit nach Venedig und Rom nehmen dürfe, um ihm so während der Winterzeit Studien zum Nutzen des Willabaufwesens zu ermöglichen. Doch war Leins mit seinen Reisevorbereitungen nicht fertig geworden und hatte unter anderem, als ich Morgens um neun Uhr abfahren sollte, noch auf seinen Paß zu warten. Schon eine Viertelstunde später schickte der General zu mir, warum ich noch nicht fort sei, was sich von einer halben Stunde zur andern wiederholte, bis ich endlich gegen elf Uhr ohne Leins abfuhr, ihn aber dafür in Blochingen erwartete, wo er sehr spät Nachmittags eintraf; doch war dabei nichts verloren, als daß wir in einer allerdings strengen Winternacht die höchst ungemüthliche schwäbische Alb passirten und in Ulm, statt dort über Nacht zu bleiben,

recht durchfroren sogleich unsern Weg fortsetzen mußten. Es war überhaupt ein recht unbehagliches, stürmisches Reisewetter, wie ich es selten erlebt. Ich erinnere mich, daß wir auf einer hochgelegenen Poststation Leins festhalten mußten, damit ihn der Wind, der sich in seinen dichten Mantel versangen, nicht davon führte. Doch hatten wir ja Italien vor uns und waren guter Dinge, ich besonders durch die Aussicht, endlich auch Venedig, die trauernde Königin der Adria, zu schauen, Sizilien wieder zu sehen und das schöne, vielgerühmte Palermo kennen zu lernen. Da der Kronprinz, um sich nicht zu sehr anzustrengen, langsam reiste, so blieben auch wir in Innsbruck und zu Brigen im „Elephanten“ über Nacht, wo ich mich bemühte, meinen Reisegefährten, der mir während der Fahrt am Tage die lehrreichsten Vorlesungen über Baukunde und dergleichen hielt, dafür zum Zeitvertreib in langweiligen Abendstunden in die Feinheiten des Piquets einzuweihen, was mir aber durchaus nicht gelang. Sonst aber war mir Leins nicht nur der angenehmste Gesellschafter, sondern ließ mich auch die herrlichen Bauwerke Italiens unter Bemerkungen und Verständigungen sehen, die mir Manches, was ich früher nur oberflächlich beschaut, erst zum klaren Verständniß brachten und dadurch unvergeßlich wurden. Es war ein etwas nebeliger Sonntagmorgen, als wir, Leins und ich, dem Kronprinzen um einen Tag voraus, von Mestre, wo unsere Wagen, um sie nicht ganz unnöthiger Weise über die Lagunen zu schaffen, eingestellt wurden, auf einem kleinen Boote über die weite, glatte, stille Wasserfläche gen Venedig fuhren; hie und da huschten wir im Nebel oft an unkenntlichen Gegenständen vorbei, an Pfahlgerüsten, an einsam mitten im Wasser liegendem Mauerwerk, begegneten auch wohl vorüberkommenden Gondeln, im Dunste kaum sichtbar, wenn sie schattenhaft unter dem eigenthümlich klingenden Nruse an uns vorüberzogen; niemals aber werde ich den großartigen Augenblick vergessen, als mit einemmale vor

uns aus der noch immer unsichtbaren Stadt vielstimmige Glockentöne über das Wasser hallten und es gerade so war, als klangen sie vor uns aus der Tiefe der Meeresfluth hervor. Wie oft ich Venedig auch später wieder gesehen, an klaren und trüben Tagen, im Mondschine und bei Sonnenlicht, bleibt mir doch vor Allem jene erste Einfahrt im Nebel unter dem melodischen Glockengeläute die unvergeßlichste. Auch als wir schon im Canal Grande angekommen, begierig waren, etwas von den viel gerühmten Palästen zu sehen, deren Anblick uns die wogenden Nebelschleier verdeckten, so hüllten dieselben wieder alles so phantastisch ein, damit das Bild vervollständigend, das ich mir von der trauernden Meereskönigin gemacht.

Doch war sie schon nach einer Stunde so freundlich, ihre trüben Schleier abzuwerfen und sich in blendendem Sonnenlichte, bestens geschmückt zu zeigen, denn als wir von dem Balkon des Hôtel de l'Europe, unserer herrlich gelegenen Wohnung, hinausschauten, sahen wir vor uns die weiten Wasserflächen bis zur majestätischen Salute und dem fernliegenden Armenierkloster hell erglänzend, dann den wunderbaren Dogenpalast in aufleuchtender Pracht und sowohl die Schiffe im Hafen, als auch den hohen Campanile der Markuskirche und andere aufragende Thürme zu Ehren des Kaisers von Rußland, der gestern gekommen war, beslaggt.

Unser erster Spaziergang durch enge Gassen war nach dem Markusplatz, und vermag ich es nicht, den Eindruck zu schildern, der mich beim Anblick desselben beinahe überwältigte. Mit Tausenden gepuzter Spaziergänger angefüllt, die besonders vor den Procuratien, vielleicht in der Hoffnung, den gewaltigen nordischen Kaiser zu sehen, hin und her wogten, erschien er heute ganz wie ein riesiger Festsaal, herrlich geschmückt durch die Kirche des heiligen Markus in ihrer bunten, arabischen Pracht, sowie vor ihr durch die bekannten drei Mastbäume, umwallt von den Flag-

gentüchern der ehemaligen drei Königreiche Cypern, Candia und Morea, und damit die Täuschung mit dem Festsaale vollkommen sei, ließen zwei österreichische Musikchöre abwechselnd ihre dröhnenden Klänge vernehmen.

In der Frühe des andern Morgens fuhr ich nach Mestre hinüber, um dort für den Empfang des Kronprinzen alles auf's sorgfältigste vorzubereiten, — eine bequeme, elegante Gondel für ihn und den General, eine andere für Hardegg und Verlichingen, ein größeres Boot für Dienerschaft und Gepäck, und dann hatte ich mich einer guten Remise zu Unterbringung sämtlicher Equipagen versichert. — Endlich, es mochte Mittag geworden sein — kamen die Wagen unter dem in solchen Fällen gebräuchlichen Halloh und Peitschenknall der festlich gepuderten Postillone, begleitet von zahlreichen Zuschauern, und der Kronprinz, obgleich er müde erschien, empfing mich auf's freundlichste und reichte mir die Hand, nachdem er ausgestiegen war. Für den Platz, wo er in sein Boot steigen sollte, hatte ich für Absperrung der Zuschauermassen gesorgt, auch bequeme Stufen herrichten lassen und dachte nun auch von dem General, der äußerst mürrisch drein schaute, ein anerkennendes Wort zu hören, aber weit gefehlt! Mochte er nun das große Boot für Dienerschaft und Gepäck nicht bemerkt haben, genug, er sah mich scharf an und sagte in seinem barschen Tone: „Glaubt Sie denn, daß man Gepäck und Dienerschaft auch in diese kleine Boot laden soll, und hab' Sie gar kein' Begriff, daß sich das nicht schickt, aber so sind diese leichtsinnige junge Mensch', die nix verstehen und nix lern'!“ worauf ich ihm eingedenk jenes wohlwollenden Freundes mit sehr lauter Stimme zur Antwort gab: „Ew. Excellenz sollten, bevor Sie gleich anfangen zu tadeln, gefälligst Ihre Augen öffnen, um dort das große Boot für Dienerschaft und Gepäck zu sehen, auch möchte ich um das Zutrauen gebeten haben, daß ich die mir vorgeworfene Ungeschicklichkeit jedenfalls

nicht begehen würde.“ Er sah mich erstaunt an, schwieg aber und ich bemerkte an einem leichten Lächeln des Kronprinzen zu meinem Vergnügen, daß ich das Richtige getroffen. Da er auch bei der Ankunft in Venedig die Wohnung des Kronprinzen, sowie seine eigene in bester Ordnung fand, so ließ er mich nicht nur einige Tage mit seinen Mäkeleien in Ruhe, sondern ich mußte ihm sogar Trost zusprechen, da er vor der ersten Zusammenkunft der beiden hohen Herrn eine gewaltige Angst hatte — „weil,“ wie er sagte, „die Kronprinz von die lange Fahrt sogar nervös geworden sei,“ worauf ich ihm entgegnete, daß Kaiser Nikolaus das gewiß sehr begreiflich finden und sicher alles thun würde, um den jungen Prinzen zu ermutigen und freundschaftlich heranzuziehen. So war es denn auch, und nach der ersten Zusammenkunft erzählte mir der General freudestrahlend, wie herzlich der Empfang gewesen sei und welcher günstigen Eindruck die Kronprinz gemacht. Daran hatte ich übrigens eben so wenig gezweifelt, als an der Allergnädigsten Erlaubniß des Czaren, zur Brautwerbung nach Palermo zu reisen.

Meine Mußestunden benutzte ich eifrig dazu, mit Leins durch das herrliche Venedig zu streifen und unter seiner Leitung nicht nur Vieles zu sehen, sondern auch gründlich kennen zu lernen; auch betrachteten wir Manches in Bezug auf unseren Billabau und ließ ich auf Leins' Angabe und nach seiner Auswahl Kartonabdrücke von den herrlichen Renaissancereliefs eines edlen Kunstwerkes der kleinen Kirche dei Miracoli, die, ganz in weißem Marmor ausgeführt, wenig besucht an einem kleinen Kanale liegt, machen. Manche davon sind, gerade so ausgeführt, an der Villa zu sehen; auch besuchten wir fleißig den Ghetto, das Judenviertel, wo damals noch und zu beziehungsweise billigen Preise wahre Schätze in alterthümlichen Holzschnitzereien, Waffen und kunstvollen Broncen zu finden waren.



Für letztere hatte mir König Wilhelm Aufträge gegeben, und erwarb ich auch vieles an Gefäßen, Schalen und großen Platten, theils mit Gold und Silber inkrustirt, theils in jenen zierlichen maurischen Zeichnungen nur gravirt, wie sie gegenwärtig noch zu den Sehenswürdigkeiten des Lustschlosses Wilhelmma gehören.

Bei der Weiterreise über Padua und Ferrara beschäftigten wir hier den Palast der Este mit den Erinnerungen an Ariost und Tasso und blieben darauf in Bologna über Nacht, wo Leins und ich eben noch Zeit fanden, der heiligen Cäcilie einen verehrungsvollen Besuch abzustatten. Am andern Tage begegneten wir auf der Straße des Apennin einem eigenthümlich gebauten Fourgon, hinten mit einem langen Wagenkasten, vorn mit einem schmalen Coupé, in dem ein russischer Feldjäger saß. Es war dieß einer der kaiserlichen Couriere, die regelmäßig alle vier Wochen direkt von Petersburg nach Neapel und von dort zu Schiff nach Palermo gingen. Sie brachten der Kaiserin sinnige Gaben ihrer hohen Familie, nützliche Haushaltungsgeschenke, Briefschaften und dergleichen; sie brauchten über drei Wochen zu diesem langen Wege und erhielten tausend Dukaten für die Kosten der Hin- und Herreise.

Um Florenz, wo der Kronprinz wegen verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Beziehungen wohl einen Aufenthalt hätte nehmen müssen, zu vermeiden, fuhren wir über Forli, Rimini, Foligno und Terni nach Rom, wobei ich auch interessante Städte am Ufer des adriatischen Meeres, wenn gleich nur im Fluge, sah; doch kam ich mit einem leichten Wagen und guten Trinkgeldern stets eine genügende Strecke voraus, um hic und da, wo es besonders Sehenswerthes gab, mit Leins einen kurzen Aufenthalt nehmen zu können. Noch lange Jahre nachher erinnerten wir uns dabei mit wahrer Aufregung der schönsten Italienerin, eines wundervollen Mädchens in Fossombrone, die

unter der Thüre ihres Hauses, an dem wir dicht vorüberfahren, stand, sanft zurückgebogen, indem sie den rechten Arm auf ihren Kopf gelegt hatte und unsern lauten Gruß herzlich lachend erwiederte.

Von Rom ging es sogleich über Terracina und Gaëta weiter und in Neapel trennte ich mich von meinem Freunde Leins, der alsdann seine Rückreise mit längerem Aufenthalt in Rom und Florenz machte. Auch besuchte er von letzterer Stadt aus Carrara, um sich dort an Ort und Stelle bei einigen der bedeutendsten Marmorarbeiter nach den Preisen zum Zweck unseres Villabauwesens zu erkundigen; denn jetzt bei der bevorstehenden Verbindung mit dem reichen russischen Kaiserhause spannten wir sachte unsere Projekte höher und höher und hätten ein Treppenhaus anders als von weißem carrarischen Marmor absolut unwürdig für die künftige Kronprinzessin gehalten, auch standen die Preise für Material und Arbeit damals so niedrig, daß Treppenstufen und die Säulen mit kunstvollen Kapitälern bei uns aus gewöhnlichem Stein nicht so billig hätten hergestellt werden können, wozu allerdings wieder die, aber immerhin mäßige, Wasserfracht kam, da alle Gegenstände zu Schiff über Rotterdam, Mannheim und Cannstatt bei Stuttgart geführt wurden.

In Neapel wurde auf dem Dampfer „Palermo“ Salon und Schlafkabinen für die nächste Fahrt gemiethet, wobei mir der General mit ganz besonderer Liebenswürdigkeit empfahl, ihm ja einen guten Schlafwinkel zu besorgen, da er stets von der Seekrankheit zu leiden hätte; doch hatte ich in dieser Hinsicht keine großen Befürchtungen, da das Wetter klar und die See beziehungsweise ruhig war.

Mich erfaßte ein eigenthümlich poetisches Gefühl, als wir aus dem herrlichen, tiefblauen Golfe glitten, hinter uns den mächtigen Vesuv lassend, dessen ewige Rauchwolke bei der stillen

klaren Luft fast unbeweglich über ihm stand, vorbei an den malerischen Gestaden und den seltsam geformten Inseln, begleitend die Meerfahrt des nordischen Königssohnes, der hinaus zur glückseligen Insel zog, um dort die schöne Kaiserstochter zu gewinnen. Auch, glaube ich, wäre Alles bei der nur leicht bewegten See auf's Behaglichste abgegangen, wenn der Kronprinz, der sich gleichfalls sehr tapfer hielt, nicht die Idee gehabt hätte, das Diner oben auf einem der Kasten serviren zu lassen. Vergebens stellte ich ihm die dort größere Bewegung des Schiffes, sowie das unangenehm fühlbare Rütteln der Maschine vor; er wandte dagegen die frische Seeluft ein, die ihn dort angenehmer umspiele, und nachdem ich einigermaßen besorgt die nöthigen Befehle gegeben, unterließ ich es nicht, für den Fall der Noth nach den Schlafstellen drunten zu sehen, wo sich schon einige von der Dienerschaft bemühten, ihre Abrechnung mit dem Meere richtig zu stellen. Bei dem Diner schien während der ersten Gänge alles ganz vortrefflich zu gehen, wenn auch Verlichingens Lächeln etwas Erkünsteltes hatte und seine Nase auffallend spitz und bleich war, so hätte ich trotzdem einen so plötzlichen Ausbruch der Seekrankheit nicht erwartet; denn mit einem Male sprang er auf, preßte, eine Entschuldigung stotternd, seine Serviette an den Mund und stürzte davon, wobei ihm der alte General einen so bangen Blick nachsandte, daß ich durchaus nicht überrascht war, ihn eine Viertelstunde später gleichfalls folgen zu sehen. Er war wenige Minuten unten, als ich zu ihm gerufen wurde und ihn mit jammervoller Miene, gelblichem Teint und einer weißen Nachtmütze im Salon stehend fand, wo er mir kläglich zurief: „Denk' Sie sich nur, da hat sich die rücksichtslose Verliching in meine gute Bett gelegt und will nicht aufstehen,“ — allerdings auch ein hartes Verlangen bei dem Jammer, in dem sich der eben Genannte befand. Ich besorgte dem General noch eine andere leer stehende Kabine, half ihm

auch so gut als möglich und stieg dann wieder zu meinem Diner hinauf, doch kam mir auch der Kronprinz schon auf der Treppe entgegen, um sich von seinem Kammerdiener schleunigst zur Ruhe bringen zu lassen.

Droben fand ich unseren vortrefflichen Leibarzt, der sich bis jetzt durch Alles das nicht hatte anfechten lassen, und wer weiß, ob er nicht standhaft geblieben wäre, wenn nicht der Kellner eine Art gebackener Goldfische in brauner Zwiebelsauce servirt hätte, die allerdings wie geschunden aussahen, was dem guten Hardegg einen solchen Ekel verursachte, daß auch er sich eilends entfernte, und nun saß ich allein hoch auf dem etwas stärker schaukelnden Schiffe vor ein paar gut gekühlten Champagnerflaschen und wußte mir in diesem Ueberfluß nicht anders zu helfen, als daß ich den Kapitän, einen wackeren italienischen Seemann, der, sein Fernrohr unter dem Arm, auf der Radfastenbrücke hin- und herging, dazu einlud.

Nach und nach wichen die Höhenzüge Calabriens scheinbar zurück und verschwanden endlich in Dunst und Abendnebel, während sich die leicht wogende See zuerst tiefblau, dann immer dunkler zu färben begann, um bei völlig eingetretener Finsterniß geheimnißvoll wieder aufzuleuchten.

Lange blieb ich auf dem Verdecke, allerdings mit kurzen Unterbrechungen, in denen ich nach den Kranken sah, um ihnen so viel als möglich zu helfen. Der Kapitän hatte mit mir von Stromboli gesprochen, daß der Vulkan dort seit einiger Zeit wieder feure, und ihn so zu sehen wurde mir auch vergönnt; fast grauenhaft war es in der finsternen Nacht, plötzlich Funken und Flammen donnernd aufsteigen und, vom Schein wie glühend übergossen, nur auf einen kurzen Augenblick blitzartig den Krater erscheinen zu sehen.

Am anderen Tage war es fast Mittag geworden, ehe mir der Kapitän die ersten dämmernden Umrisse Siziliens, die ich

für Wolkenbänke gehalten hatte, zeigte; dann erschien auch mir deutlich der wundervolle Halbkreis fein gezeichneter Höhen, in dem das herrliche Palermo, von grünen Gärten umgeben, wie in einer Fruchtschale liegt, die meilenbreite lachende Ebene, mit Recht Conca d'oro, goldene Muschel, genannt, hier abgeschlossen durch Capo Zafferano mit seinen Felsenzacken, das sich wie eine gebieterische Grenzscheide lang in die blauen Fluthen hinausstreckt, während sich drüben der malerisch gezackte, vielgipfelige Monte Pellegrino erhebt, unvergeßlich in seiner breiten majestätischen Form mit den in kühnem Schwung fast steil in die See fallenden Felsenwänden.

Schon gegen Morgen erschien die See beruhigter, und da auch das vorliegende Sizilien die Meerfluth abhielt, so hatten wir in kurzem so glattes Wasser mit geringster Schiffsbewegung, daß schon mit den ersten Sonnenstrahlen das Gespenst der Seekrankheit wich und sämtliche Kranke auf dem Deck erscheinen konnten, was mich ganz besonders für den Kronprinzen freute; denn es wäre doch traurig gewesen, wenn er das Land seiner schönsten Hoffnungen unter den Nachwehen jenes Leidens betreten hätte. Jrgend welcher Empfang dort war klugerweise abgelehnt worden, und so näherte man sich denn froh und wohlgenuth, wie andere unabhängige Reisende, allerdings mit hohen Erwartungen der berühmten Insel und konnte das damals ausnahmsweise so interessante und großartige Hafenleben angenehmer auf sich einwirken lassen. War doch die Bucht mit zahlreichen größeren und kleineren jener zierlich geschnäbelten sizilianischen Barken angefüllt, die vom Lande kommend oder dahin gehend oder auch aus bloßer Neugierde getrieben, die russischen Kriegsschiffe und Dampfer umschwärmten, welche finster und dräuend aus diesen Schaaren leichter, kleiner Fahrzeuge mit ihren Schloten und Masten emporstarrten.

Ueber alles andere hervor ragte ein russisches dreieckiges

Linienschiff, das gestern zur Begrüßung der Kaiserin angekommen war, unter dem dicht vorüberfahrend wir unsern Ankerplatz suchten; seine riesigen Masten waren besflaggt, lustige Musikflänge tönten vom Verdeck und an seinen Borden lehnten Matrosen und Soldaten mit breiten, stumpfen Gesichtern, deren Physiognomien einen grellen Abstich bildeten gegen die feinen, scharf ausgeschnittenen, ausdrucksvollen Züge unserer neugierig hinüberschauenden Schiffsmannschaft.

Der einzig wohlthuende Empfang, der uns zu Theil wurde, geschah durch eine eigens für den Kronprinzen mit Gefolge bestimmte große Barke, die uns ohne jene sonst lästigen Zoll- und Passvisitationen an's Land setzte, wo Wagen bereit standen, um uns durch die lange, schnurgerade Hauptstraße Palermo's, den Cassero oder Toledo, bis an's südliche Ende der Stadt zu führen, wo der Palast der Marchesa Sessa, gegenüber der prachtvollen Kathedrale, für den Kronprinzen gemiethet, und eingerichtet worden war. Es war das einer jener alten sizilianischen Paläste mit hohen und weiten, aber verblicheneu Prunkgemächern, mit wohnlichen Zimmern für den Kronprinzen, General Spikemberg und Verlichingen, während dem Leibarzte von Hardegg und mir ein paar allerdings geräumige Gemächer zugewiesen wurden, die aber finster waren, weil ihre Fenster auf einen düsteren Hof gingen und aus denen uns beim Eintritt eine feuchte Kellerluft entgegenrang, weshalb Hardegg sogleich entschied: „Hier bleiben wir Beide jedenfalls nicht, und wenn nichts anderes für uns zu finden ist, so suchen wir uns selbst ein Quartier.“

Hierzu hatten wir auch bis zum Diner genügende Zeit, spazierten den Cassero hinunter bis zum Meere, wo wir auch in dem schönen Gasthose Trinacria im dritten Stock ein paar freundliche, sonnige Zimmer mit unbeschreiblich prachtvollem Ausblick auf das weite tiefblaue Meer und den farbig glühenden Monte Pellegrino fanden. Als Hardegg später diesen Quartier-

wechsel in seiner kurzen und bestimmten Art zur Sprache brachte, versuchte allerdings der General ein paar Einwendungen, doch ersuchte jener ihn ruhig, sich die für uns bestimmten Gelasse anzuschauen, dann werde er ihm Recht geben, daß jene Räume allenfalls für Skorpionen und nicht für Menschen wohnlich seien. Ich war glücklich über diese Veränderung; denn neben der Annehmlichkeit einer so herrlichen, sonnigen Wohnung brachte es mich auch dem liebenswürdigen, geistreichen Manne näher; wir benützten auch von da ab alle freie Zeit, um gemeinschaftlich die interessantesten Ausflüge zu machen.

Unvergeßlich wird mir gleich der erste Abend bleiben, da wir still träumend auf der Terrasse vor unsern Zimmern saßen, um bei einer vortrefflichen Cigarre all diese unsagbare Schönheit auf uns wirken zu lassen.

O Palermo, reizende Stadt! Mit deinem prächtigen Hafen, mit dem Monte Pellegrino, deinem Wahrzeichen und dem riesenhaften Leuchthurme! Denn glänzt er nicht weit in die See hinaus, namentlich Abends und Morgens, in immer wechselnden, brennenden Farben? Ja, bis zum späten Abend, wo die violetten Schatten seiner Schluchten immer größer und bedeutender werden, langsam die Gluth seiner Lichter auslöschen und ihn endlich mit einem mächtigen Schleier überziehen. O Monte Pellegrino, wie oft hing mein Auge an deinen seltsamen zackigen Formen, wie oft verfolgte es den Weg, der dich in den eigensinnigsten Wendungen erklimmt! — — und ruhig blickst du auf Palermo, die prächtige, glänzende Stadt mit ihren gelben Kuppeln und strahlenden Zinnen, rings umgeben von den zahllosen Orangen- und Citronengärten, die mit ihrem tiefdunklen Laube einen Kreis um dich bilden und eingefaßt sind von den flimmernden Bergen, braun und ernst, wunderbar gegliedert, wie mit dem Meißel herrlich geformt, wie aus Bronze gegossen als würdigste Umrahmung der Conca d'oro.

Tags darauf am Vormittage kam der große Augenblick, wo

der Kronprinz, begreiflicherweise in sehr erregter Stimmung, begleitet von General Spitzemberg, seinen ersten Besuch bei der Kaiserin machte, und als er nach dort im engsten Familienkreise eingenommenen Frühstück zurückkehrte und mir beglückt seinen Eindruck schilderte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm aus tief bewegtem Herzen meinen Glückwunsch zu sagen; auch der General ließ mich später zu sich kommen; ich fand ihn mild und weich gestimmt, wie nie, und offenbar gerührt erzählte er mir von dem glücklichen Erfolg jener ersten Zusammenkunft. „Die Kronprinz,“ sagte er, „hat den günstigsten Eindruck gemacht und was die Großfürstin anbelangt, so war sie von einer entzückenden Liebenswürdigkeit; auch die Kaiserin hat ihn mit einem vertraulichen Entgegenkommen aufgenommen und ich darf nach Hause schreiben, daß die Sache so gut wie arrangirt ist.“ Meine Frage, ob die Großfürstin wirklich so schön sei, beantwortete er zuerst mit einem Blick des Erstaunens und dann in etwas barscherem Tone mit dem Ausruf: „Was schön! — wie mag Sie nur so frag', schöner als ich von Prinzessinnen und auch von andern Damen je etwas gesehen — o, schön, sehr schön und so lieb und offen, daß es mir warm um's Herz geworden.“

So enthusiastisch hatte ich den alten Herrn nie gesehen; doch als ich nach einigen Tagen selbst so glücklich war, der Großfürstin vorgestellt zu werden, mußte ich ihm nicht nur Recht geben, sondern fühlte mich wahrhaft verwirrt vor dieser blendenden und doch wieder so reizenden und anmuthigen Erscheinung. Darüber Näheres und Weiteres zu sagen, wäre unnöthig und überflüssig; ich will aber hinzufügen, daß mich nicht nur ihre hohe, herrliche, weich gerundete Gestalt sowie die ächt griechische Schönheit ihres Gesichts entzückte, sondern mehr die Anmuth ihrer Bewegungen, der Wohlklang ihrer Sprache und die gutmüthige, fast vertrauliche Art, mit der sie auch mich empfing und umbefangen mit mir plauderte.



Südlich von Palermo in der Gartenvorstadt Olivuzzo lag die Villa der Fürstin Butera, wo die Kaiserin von Rußland mit der Großfürstin Olga und einem Theil ihres zahlreichen Gefolges wohnte, und unvergeßlich ist mir der Eindruck des ersten Besuches, den ich mit Doktor von Hardegg in Abwesenheit der hohen Gäste dort machte. Wir hatten dadurch Muße genug, Wohnung und Garten behaglich anzuschauen, und bei jedem Schritt steigerte sich unser Wohlbehagen, unser Entzücken, denn hier war von keinem Palaste mit großartigen Säulenreihen und weiten, hallenden Gemächern die Rede, sondern ein anmuthiges, nicht allzu großes Landhaus empfing uns; wir schritten durch bequem eingerichtete Zimmer, wir fanden schattige Veranden, reizende, lauschige Winkel unter den duftigen Laubdächern südlicher Gewächse, kurz etwas feenhaft Liebliches mitten in einem Garten gelegen, dessen Pracht nicht entzückender sein konnte. Wie eine Märchenphantasie umstanden uns hier in solcher Neppigkeit nie gesehene Pflanzen und Blumen, und nicht wie in einem Gewächshause, mit nothwendiger Raumersparniß, kunstvoll arrangirt, sondern in Gruppen und herrlichen Anlagen frei, fast wild wachsend und doch wieder wie kunstfönnig zusammengestellt. Die indische Mispel und der Erdbeerbaum, dort der chinesische Bambus und die egyptische Papyrusstaude, da wieder der Pfefferstrauch von den Molukken und die Magnolien mit anderen Blütenbäumen aus den amerikanischen Urwäldern; dazwischen riesige Aloestauden mit hohen Blütenstengeln und hochemporragende schlanke Palmen mit ihren goldgelben Früchten; ja, überall, wohin man schaute, eine unendliche Fülle der üppigsten Vegetation mit seltsam gestalteten, farbenstrahlenden Blumen, deren berauschesendes Duftmeer uns wie ein Hauch des Morgenlandes anwehte.

Doch lockte uns ein schattiges Plätzchen zum Sitzen; zierliche Fauteuils umstanden einen Marmortisch, auf dem ein Buch

mit feinen Handschuhen lag, wahrscheinlich von der schönen Kaisertochter, weshalb ich gern einen davon mitgenommen hätte. Hier saß sie gewiß häufig, denn es war ein wunderbarer Platz; zahllose unbekannte Wohlgerüche schwammen in der Luft, während das sanfte Rauschen eines Springbrunnens unsere Sinne einzuschläfern drohte, vielleicht um uns empfänglicher zu machen für zauberhafte Stimmen, die uns Märchen erzählen wollten von dem schönsten Punkte der Erde und einem Liebesfrühling, der ohne Gleichen hätte sein können.

Der Kaiserin und der Großfürstin wurden wir am andern Tage und, wie das so russischer Brauch war, bei einem Feste vorgestellt, das der Kommandant des Linienschiffes Ihrer Majestät gab, und wo wir auch dann die ganze russische Kolonie beisammen sahen, schöne, wohlgewachsene Männer in schimmernden Uniformen mit zahllosen Sternen und Ordensdekorationen, hübsche Damen im Gefolge der Kaiserin, wichtigthuende Kammerherren und Dienerschaft durch alle Rubriken bis zu den Sesselträgern Ihrer Majestät, die in ihrem tscherkessischen Costüme mit den schwarzen, spizen Pelzmützen beim Volk das meiste Aufsehen erregten.

Die Kaiserin ruhte in einem Lehnstuhl, als ich das Glück hatte, ihr vorgestellt zu werden, und sprach mit leiser Stimme, sehr gütig und herablassend; sie hatte schon von unserem Villabauwesen gehört, was sie zu freuen schien, und von dem sie, sobald es mir möglich sei, Pläne zu sehen wünschte.

Dann wurden auf Deck von galonirten Dienern allerlei Früchte und Erfrischungen herumgereicht, doch hatte man kaum Zeit, etwas zu genießen, da die Kaiserin alsbald das Zeichen zum Aufbruch gab. Sie wurde sammt ihrem Lehnstuhl auf eine kleine Estrade getragen, die in Flaschenzügen an einer der großen Maen hing, um so in die ansehnliche Tiefe von mindestens drei Stockwerken auf das Deck ihres kleinen Dampfers niedergelassen

zu werden; dazu hatte das Schiff reich geslaggt, alle Mannschaft stand Hurrah rufend auf den Maaen, die Offiziere salutirten und von der Musikbande wurde die Volkshymne gespielt, wobei aber doch schließlich neben all' dieser Pracht und Herrlichkeit den schönsten Aublick die Großfürstin Olga bot, welche aufrecht neben ihrer Mutter stehend mit der hochehobenen rechten Hand eines der Taue fassend und so in voller Geltung ihrer prachtvollen Gestalt heiter lächelnd in die Tiefe fuhr.

Dergleichen kleine Feste, besonders Ausflüge in die Umgebung, liebte die Kaiserin ganz besonders, wodurch sie ihr Gefolge, vor allem das Küchendepartement in beständiger Bewegung hielt; denn es machte ihr durchaus keine Schwierigkeit, vielleicht im Garten des arabischen Lustschlosses Zisa zu frühstücken, ihr Diner in irgend einer Villa mit prachtvoller Aussicht zu nehmen, in dem reizenden Klosterhof von Monreale zu goutiren und bei stiller See auf einem der Dampfer den Thee zu trinken. Begreiflicherweise war der Kronprinz dabei ihr täglicher und lieber Begleiter, weshalb wir viel freie Zeit hatten, die wir ausgiebig benutzten, besonders um die herrlichen Bauwerke aus der Sarazenen- und Normannenzeit zu bewundern; vor allem zog es uns häufig zum alten königlichen Palaste hin, in dessen Nähe am Ende der Straße Cassero der Kronprinz wohnte und wo wir die hochinteressante Kirche mit ihren vielen, allerdings später aufgesetzten Kuppeln beständig vor Augen hatten. Unvergeßlich bleibt mir die berühmte Capella Palatina, von König Roger in den Hof seines königlichen Palastes eingebaut.

Wer zum erstenmal hineintritt, fühlt sich seltsam und feierlich ergriffen; dunkler Goldglanz umwogt ihn, märchenhaft steigen die Säulen und Bogen aus dem Halbdunkel empor, nur oben unter der Kuppel strahlt goldene Helle. Auf den mit Marmor oder Goldgrund bedeckten Wänden sehen wir die Mo-

saifiguren bald im Dämmerdunkel verschwinden, bald im Streiflicht der Sonnenstrahlen hell hervorblitzen.

Im Dome zu Palermo, den schon die Araber aus der Hauptkirche der Stadt, die der Maria Assunta geweiht gewesen war, in eine Moschee verwandelten und die Normannen dem christlichen Kultus zurückgaben, zog es uns stets wieder zu den Särgen der Könige aus dem Geschlechte der Normannen und der Hohenstaufen, hochwichtige Denkmäler der Geschichte Siziliens und zugleich unseres deutschen Vaterlandes. Die Sarkophage sind massig aus dunkelrothem Porphyrt gehauen und zeigen als einzige Verzierung liegende Löwen, auf denen sie ruhen. Wen ergreift es nicht mächtig, bei den Namen und Urdenken Rogers I., Heinrichs VI. und vor allem Friedrichs II., des größten deutschen Kaisers, der mit Vorliebe hier weilte und nun an dieser von uns so weit entfernten Küste ruht.

Später ist seine Grabesruhe durch unberufene Neugierde gestört worden und man fand ihn, der Erzählung nach, im Gesichte wohl erhalten, in Prachtgewändern mit dem goldgestickten Adler, einen köstlichen Smaragd am Finger; die Krone trug er auf dem Haupte, goldene Sporen an den Stiefeln; zur Seite lag ihm der Reichsapfel und das gewaltige Schwert.

Welch' herrliche Stunden haben wir, Doktor von Hardegg und ich, in Monreale verlebt und so unsagbar Schönes genossen: die entzückende Aussicht von dem hinter Palermo hochgelegenen Kloster auf die Stadt und darüber hin auf die unendlich blaue Meeresweite, auf den Halbkreis der Gebirge in den wunderbar schönen Linien und Färbungen, zwischen denen der ungeheure Garten der Conca d'oro mit seinen schimmernden Schattirungen und der reichsten Vegetation ruht! Und nun erst das Herrliche alles Herrlichen, der Dom zu Monreale — wie ein großer, weiter Feenpalast, in dessen erhabenen Räumen, obgleich hier Alles von Gold und Silber glänzt, eine stille, unsichtbare, aber

die Seele durchschauende Hoheit weht, ein Gefühl, das wohl mit aus dem für uns fremdartigen Anblick der Kirche entspringt. Hier in der Nähe Afrika's scheint das Christenthum unter aromatischen, schönen, bizarren Pflanzen, unter Palmen, Moen und Agaven, im Farbdunst des leuchtenden Himmels eine andere, südlichere und phantastischere Bildung angenommen zu haben. Die Pracht des mit köstlichem Gestein figurenreich ausgezierten Fußbodens, der Glanz der vergoldeten Gefälle, das farbige Tafelwerk des Daches, und überall an Wänden und Bogen Mosaiken und Arabesken auf Goldgrund; wer möchte das würdig und faßlich beschreiben, selbst wenn ihm auch größerer Raum zu Gebote stände als diese Blätter! Nur kurz noch will ich des köstlichen Kreuzganges gedenken, dessen zweihundert Säulchen und Kapitälchen das Wundersamste sind, was der menschliche Geist nur ausdenken vermag; bald glatt und schlank aus weißem Marmor, bald zierlich ineinander verschlungen und verknotet, bald mit den reichsten farbigen Mosaiken bedeckt; bald geriffelt, wellenförmig oder in Spiralen gewunden, umgeben die vier Reihen von Säulchen und Bogen auf's Zierlichste ineinander greifend ein großes Hofviereck und ihre kleinen Kapitäle bilden phantastische Gebilde aus Menschengestalten oder aus der Thier-, Pflanzen- und Blumenwelt.

Beim Zurückreiten nach der Stadt hielten wir öfter an, da wir uns von der herrlichen Rundschau vor uns kaum zu trennen vermochten, und später habe ich es als ein großes Glück empfunden, ein gutes Bildchen davon erwerben zu können, das mir heute noch auf's Angenehmste jene schönen Tage von Palermo in's Gedächtniß zurückruft.

Einen tiefen Schatten in all' diese Lust und auch in das Liebesglück des Kronprinzen warf die Nachricht von einer schweren Erkrankung König Wilhelms, und hatte der alte General gute Lust, schleunigst zusammenzupacken und nach Hause zurückzukehren.

Nie vergeſſe ich, wie er Morgens früh die Treppen zu uns hinaufſteuete, um als Beweis ſeiner rührenden Treue faſt weinend dem Doctor von Hardegg und mir den Brief aus Stuttgart vorzuleſen; doch kamen glücklicherweiſe bald beſſere Nachrichten und wir blieben.

Das Wetter war uns bis jetzt ſehr günſtig geweſen, ſo daß wir kaum Morgens und Abends bisweilen einen theilweiſe umflorten Himmel ſahen, von Regen keine Spur, und dazu hatten wir ſtets die angenehmſte Frühlingstemperatur, fünfzehn bis achtzehn Grad Reaumur mit lauen Nächten. Gleichſam ein Wetterprophet war uns dabei der vor unſern Fenſtern liegende Monte Pellegrino; denn wenn er ſich Abends mit wunderbarer Roſengluth umzog, ſo konnte man auf einen klaren prachtvollen Tag rechnen; ſchon längſt hatte Herr von Hardegg und ich ihm einen Beſuch zugeſagt, den wir nun auch eines Morgens ausführten, indem wir bis an den Fuß des maleriſch geſackten Berges fahren und von da in einer ſtarken Stunde, auf gut erhaltenen Wegen, ſeinen Gipfel erſtiegen, wo ſich in einer kühlen Grotte das Grab der heiligen Roſalia befindet; nicht im Hofe eines ſittenloſen Kloſters, wie uns die Legende von Robert dem Teufel erzählt, ſondern mitten in einer öden Bergwildniß, zwischen bleichen Steinfeldern und kahlen Felsgipfeln erheben ſich mächtige Steinmaſſen mit der Krypta, in der die Heilige ruht. Dunkel und ahnungsreich öffnet ſie ſich unter dem höchſten ſteinigen Berggipfel; rieſenhafte Kaktusäſte, die von außen hereingedrungen ſind, klammern ſich an die Decken des gewölbten Felsens, wie verſteinerte Pflanzen erſcheinend, unter denen bei einem Seitenaltar das zarte weiße Marmorbild jener jungen ſchönen Fürſtentochter, die einſt aus der Herrlichkeit des Hoflebens flüchtete, um hier in der Einöde zu leben, in holder Natürlichkeit ſich zeigt, im Haar den vollen Roſenfranz; man glaubt ſie bei dem röthlichen Schimmer, der den zahlreichen Lampen entſtrahlt, lebend zu ſehen — die Heilige des Frühlingſfeſtes

unter Blumen - von denen stets lebende aus den Händen der Andächtigen auf sie niedergestreut werden.

Herr von Hardegg hatte seinen humoristischen Tag und ließ es sich gefallen, daß ich mit ihm „Kaiser von Rußland“, der ja vor Kurzem hier gewesen war, spielte, indem ich bei Begegnenden stets mit augenscheinlichster Ehrfurcht meinen Hut in der Hand neben ihm herschritt, was wir bis zur Natürlichkeit eines goldenen Almofens trieben, das er einer armen bettelnden Familie verehrte, die er so veranlaßte, mit aufgehobenen Händen den Imperatore zu preisen.

Vor der Porta nuova liegen zwei altarabische Schlösser, für welche mir König Wilhelm den Auftrag ertheilt hatte, von den noch vorhandenen bemerkenswerthen maurischen Verzierungen Zeichnungen nehmen zu lassen; die Cuba und die Zija, beide als regelmäßige Vierecke von wohlgefügtten Quadern in schönen Verhältnissen gebaut. Die Cuba, an der Kranzspitze mit einer unleserlichen arabischen Inschrift, ist im Innern fast ganz verwüstet und zeigt nur in dem von einer Kuppel überwölbten Mittelraume noch Ueberreste prächtiger Arabesken in Stuck; Boccaccio verlegte in diesen herrlichen Palast die Scene seiner fünften Novelle „des sechsten Tages“ und der Saal selbst, phantasiereich hergestellt mit seinen bunten Farben, Vergoldungen und Wasserwerken, allerdings nur auf einem Bilde gemalt, ist heute noch in der Wilhelma bei Stuttgart auf einer großen prachtvollen Aquarelle des Malers Werner, den ich bei unserem römischen Aufenthalt erwähnt habe, zu sehen.

Die Zija ist besser erhalten, wurde theilweise von einer sizilianischen Familie bewohnt und zeigte in den unteren Räumen noch die von zierlichen Säulen getragenen Bogen, sowie Springbrunnen von Moos und Schlingpflanzen schön umgrünt, deren Wasser über Marmorstufen herabplätschert und einem Bächlein ähnlich durch die Vorhalle in's Freie fließt.

Unbeschreiblich schön, großartig, ja hinreißend ist der Blick von dem platten Dache dieses Mauren Schlosses auf das herrliche Kundgemälde von Palermo, seine Gartenebene, seine Küsten und Berge. Welch' wunderbares, schwelgerisches, aber auch wieder poetisches Leben muß hier zur Zeit der Emire, der Normannen und des großen Kaisers Friedrich geherrscht haben unter diesem seligen Himmel, in diesen rosigen Nächten, in einer wahrhaft paradiesischen Natur, die bis an's Meer und an den Fuß der Berge ihre blüthen- und goldfruchtbedeckten Gärten rings verbreitet! —

Für uns war endlich allzu rasch die Zeit gekommen, aus allen diesen Herrlichkeiten zu scheiden, und ich bin überzeugt, daß nicht nur der Kronprinz allein sich mit schwerem Herzen von seinem Liebesglücke losriß. Doch stand schon damals ein baldiges Wiedersehen, leider nicht in Palermo, in Aussicht.

Ich hatte für mich zur Erinnerung an diese unbeschreiblich schöne Zeit ein hübsches sichtbares Andenken erworben, eine werthvolle, in Girgenti ausgegrabene griechische Vase, die ich in unserem Gasthose billig kaufte und glücklich war, mit mir nehmen zu können.

Am 27. Januar schifften wir uns auf dem Ferdinando Secondo, von den russischen Schiffen mit Flaggen und Musik begrüßt, nach Neapel ein und machten dann bis Bologna den gleichen Weg, wie auf der Herreise, wobei wir im römischen Gebiet, in dem malerischen Dricoli, auf sehr unangenehme Weise gezwungen wurden, mehrere Stunden liegen zu bleiben. Unsere drei Wagen und zuletzt der Fourgon fuhren nämlich unter dem unvermeidlichen Knallen und Johlen der Postillone, dem Geschrei der Kinderwelt und dem betäubenden Rasseln auf dem holperigen Pflaster der steilen gewundenen Straße ziemlich dicht hintereinander, und nur der Fourgon war noch um eine Ecke zurück, als ein kleiner hübscher Knabe von sechs bis acht Jahren, davon



nichts ahnend, mitten in die Straße sprang und augenblicklich und so unglücklich überfahren wurde, daß er von der jammern: den Mutter leblos aufgehoben wurde. Obgleich nach dem Zeug: niß aller Zuschauenden, ja der Mutter selbst, die Postillone keine Schuld traf, so wurde doch vom Ortsvorsteher ein Protokoll aufgenommen, was uns ein paar Stunden in dem kleinen Orte festhielt, den wir dann natürlich in einer recht traurigen Stim: mung verließen, nachdem die arme Frau durch ein sehr reiches Geschenk, wenn auch nicht zufrieden gestellt, so doch etwas milder gestimmt worden war.

Ueber den Brenner, Innsbruck, München, Augsburg und Ulm kehrten wir Anfangs Februar nach Stuttgart zurück, wo es für mich außerordentlich viel zu thun gab. Das Villabau: wesen war mit erweiterten Plänen eifrigst wieder aufgenommen worden, und wurde zur Anlegung des Gartens durch Hofgärtner Keuner geschritten; auch begann der Bau der großen Gärtnereien mit aufstoßenden Gewächshäusern, und sollte das Gebäude so eingerichtet werden, um dem kronprinzlichen Paare noch vor der Vollendung der Villa einen freilich ländlichen Aufenthalt zu bieten; doch war die Lage auch hier reizend und der Blick auf das Neckarthal von lieblicher Schönheit.

Weniger angenehm war der Einblick in meine Kasse, die sich so leer befand, daß ich mit Bewilligung des Königs eine größere Anleihe machen mußte, der noch verschiedene kleinere folgten. So war ich in die mißliche Lage eines Finanzmannes versetzt, dem es mitunter schwer wird, die Zinsen der Staats: schuld aufzutreiben, doch hatten wir ja die reiche russische Heirath vor Augen, und war es ja selbstredend, daß die Kronprinzessin, nach deren Wünschen, besonders aber nach denen der Kaiserin, manches verändert, verschönert und vergrößert werden mußte, ihr gutes Theil zu den Herstellungskosten beitragen würde.

Auch war die Villa ihrem Zweck nach durchaus kein Luxus:

ban; denn unter den mancherlei Landsitzen des Königs befand sich kein einziger zu einem Sommeraufenthalt für die junge Hofhaltung passend, selbst wenn Seine Majestät, was immerhin zweifelhaft war, bereitwillig und für die Dauer eine seiner Besitzungen abgetreten hätte.

Was meine eigene kleine Gartenerwerbung anbetraf, so blieb der stille einsame Raum vorläufig noch liegen, wie er war; nur hatte ich ein paar kleine glückliche Käufe mit anstoßenden Weingärten gemacht, wodurch es mir möglich wurde, bis an die nach Gablenberg führende Straße zu kommen und so die künftige Arrondirung des Ganzen vorzubereiten. Die Zahlungen in kleinen Zielern auf Jahre vertheilt, wie damals üblich, machten mir durchaus keine Sorge.

Anfangs April hatte die Kaiserin von Rußland Palermo verlassen und war nach Florenz gegangen, wohin sich nun auch der Kronprinz begab, um seine Braut zu überraschen und dann mit ihr gemeinschaftlich nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig nach Salzburg zu reisen, wo der König und die Königin von Württemberg gleichfalls hinkommen wollten, um die künftige Schwiegertochter kennen zu lernen. Für mich, der ich im eigenen Wagen mit einem Bedienten vorausreiste, war diese Reise eine der angenehmsten, die ich gemacht habe. Schon im April hatten wir das herrlichste Frühlingswetter, warmen Sonnenschein, hie und da mit kurz andauernden feinen Strichregen, die den Staub legten und die Vegetation rasch entwickelten; wie wonnig dufteten die Nadelholzwaldungen des bayrischen Oberlandes auf meinem Wege über Ulm, Memmingen, Kempten gen Sausbrunn, wie prächtig leuchteten dort die stillen Seen, wie farbenreich starrten die Berghäupter und Felszacken der gewaltigen Alpennatur. Von Heute machte ich einen kleinen Abstecher nach Hohenschwangau, dem romantisch schönen Schlosse des Königs von Bayern, that in völliger Freiheit überhaupt, was mir gutdünkte, blieb, wo es

mir gefiel, da ich mit meinem leichten Wagen immer noch zeitig genug dem Kronprinzen vorauskam und mich wohl hütete, durch irgend welche Pflichtversäumniß das Mißfallen des alten Generals, unseres abermaligen Reisechefs, zu erregen.

In Florenz, wo ich der Kaiserin und der Großfürstin Olga die schon erweiterten Pläne der Villa vorlegte und erklärte, blieben wir nur kurze Zeit, um dann gemeinschaftlich nach Venedig aufzubrechen. Der Reisechef oder im Range höchste Begleiter der Kaiserin, Baron Meyendorf, der russische Gesandte am preussischen Hofe, ein angenehmer, geistreicher und kunstverständiger Mann, mochte mich wohl leiden, nahm mich häufig auf Spaziergängen durch die Stadt mit sich und sagte mir am Tage vor der Abreise: „Morgen Abend erwarte ich Sie in Bologna bei mir zum Thee und thut's auch nichts, wenn Sie viel später ankommen, was wohl der Fall sein wird, da ich bei dieser Unmasse von Wagen früher als die anderen aufbrechen will und auch rascher fahren werde.“

Auch ich hatte meine leichte Kalesche mit zwei Pferden bespannt schon eine Stunde vor der bestimmten Zeit bestellt, und als ich auf die erste Station kam, wo bei hundertachtzig Postpferde beisammen waren und es wie in einem kleinen Kavallerielager aussah, schrie mein Postillon, der begreiflicherweise was ganz Besonderes wollte gefahren haben: „Il primo corriere de l'imperatrice“. was zur Folge hatte, daß mir sogleich vier Pferde vorgestellt und ich in tausendem Galopp davon geführt wurde, und so ging es unter der gleichen Firma auf allen Stationen fort, weshalb ich in unglaublich kurzer Zeit, ich glaube in acht Stunden, nach Bologna kam. Von Baron Meyendorf war hier noch keine Spur zu sehen, und er kam auch erst drei Stunden nach mir an, etwas verdrießlich darüber, daß ihm irgend Jemand seine vier Pferde genommen und er mit zweien

habe langsamer nachfahren müssen, doch hütete ich mich wohl, mich als allerdings unfreiwilligen Uebelthäter zu bekennen.

In Venedig bekam ich von Stuttgart den Auftrag, ein gutes Daguerreotyp — Photographien gab es damals noch nicht — von der Kronprinzessin im Profil herstellen zu lassen, um darnach einen Erinnerungsthaler schneiden und prägen zu können; ich fand dazu einen armen Deutschen, dem ich diesen guten Verdienst wohl gönnte, und der auch weniger, als ein listiger Venetianer, im Stande war, die incognito und im einfachen Hauskleide erscheinende Großfürstin zu erkennen.

Das gab allerdings zu einer komischen Scene Veranlassung, da er der jungen Dame ungenirt den Kopf aufrichtete und ihr auch beim Beginn sagte: „Jetzt müssen Sie aber ganz ruhig halten, Mansellchen, denn sonst wird's nix.“ Doch wurde es etwas Hübsches und ich bewahre das Daguerreotyp heute noch zur Erinnerung an jene schönen Tage.

Zur Zusammenkunft in Salzburg traf ich einen Tag vor dem Kronprinzen und den russischen Herrschaften ein und fand dort schon im Hotel zum goldenen Schiff die Königin Pauline von Württemberg mit ihrer jüngsten Tochter, der damals neunzehnjährigen Prinzessin Auguste.

Nachdem am folgenden Tage die Zusammenkunft der hohen Herrschaften allseitig zur großen Zufriedenheit stattgefunden, traten wir die Heimreise an, während auch die Kaiserin mit der Großfürstin Olga und Gefolge über Berlin nach Petersburg zog. Doch war unser kurzer Aufenthalt in Stuttgart ein fieberhaft erregter, da in den wenigen Wochen, bis zur Mitte Juni, nicht nur alle Vorbereitungen zur Hochzeitsreise, sondern auch alle Vorkehrungen zum ununterbrochenen ja beschleunigten Gang des Villabauwesens getroffen werden mußten, wobei es für mich wahrlich keine Kleinigkeit war, die enormen Summen anzuschaffen, welche für die Sommerzeit nöthig waren; für

meme eigenen Angelegenheiten hatte ich wenig Zeit und so bat ich auch nur den Hofgärtner Reuner, hie und da nach meinem verwahrlosten Garten zu sehen.

## Elftes Kapitel.

### Vermählung des Kronprinzen.

Um die Mitte Juni verließen wir Stuttgart abermals unter Leitung des Generals von Spitzemberg mit dem Leibarzte von Hardegg, Verlichingen und dem Prinzen Hugo von Hohenlohe-Dehringen, der dem Kronprinzen als erster Adjutant beigegeben worden war. Auch diesmal hatte mich der alte General vor der Abreise scharf auf's Korn genommen und es für nöthig gefunden, mich während des Tages oft drei- bis viermal rufen lassen, um mir Sachen einzuschärfen, die sich meistens ganz von selbst verstanden, wodurch ich, endlich auch ärgerlich geworden, mit ihm während der Fahrt auf ziemlich gespanntem Fuße stand, was sich in der Nähe von Ludenwalde, wo die große brandenburgische Sandebene beginnt und die ersten preußischen Gendarmen zu sehen waren, fast zur vollständigen Unnade von seiner Seite ausgebildet hätte, da mich der Prinz von Hohenlohe heimlich anwies, mir von seiner Excellenz die große Affaire von Züterbogk erzählen zu lassen, was ich arglos versuchte, worauf ich aber bei kaum zu unterdrückender Heiterkeit der Andern die barsche Antwort erhielt: „Wenn Sie sich will über Kriegsgeschicht' unterricht', so steck' Sie die Nas' in das Buch, ich bin nicht dafür da.“ Es war nämlich in der Schlacht von Großbeeren bei Züterbogk, wo er eine württembergische Brigade kommandirte und so total verlor, daß er nur von einem Adjutanten begleitet davon kam, um wie jener spanische General melden zu können:

„Das, großer König,  
Ist Alles, was ich von der span'schen Jugend  
Und der Armada wieder bringe.“

Doch König Friedrich von Württemberg, minder gnädig als König Philipp von Spanien, schickte seine Offiziere auf den Asperg.

In Swinemünde fanden wir die russische Dampfskorvette Krostaktschy (der Drohende), die der Kaiser seinem künftigen Schwiegersohn entgegengeschickt hatte. Auf ihr schifften wir uns ein, um alsbald den Kampf mit den Wellen, die meisten auch mit der Seckrankheit zu beginnen; doch blieb ich auch hier wieder davon verschont und konnte mich dem interessanten Leben auf einem Kriegsfahrzeuge hingeben, sowie mit Vergnügen in der Hoffnung leben, nun auch etwas vom hohen Norden kennen zu lernen. Das Schiff war zur Reise des hohen Gastes auf's eleganteste eingerichtet und mit einem Musikchor versehen, welches so oft spielte, als es Wind und Wasser zuließen.

Am zweiten Tage der Fahrt, am 26. Juni, bemerkte man gegen Mittag eine Menge Segel, welche von den Offizieren für ein russisches Geschwader erkannt wurden. Da man seine Bestimmung nicht kannte, so wurde mit der Flagge telegraphirt und nach mehreren Hin- und Herfragen angezeigt, daß sich der Kronprinz an Bord des „Drohenden“ befinde, worauf das Geschwader antwortete, es sei zu einer Begrüßung aufgestellt. In einigen Stunden hatte man die Schiffe erreicht: es war die erste Division, bestehend aus 9 Linienschiffen von 100 bis 110 Kanonen unter dem Befehl des Admiral Lazaroff. Die herrlichen Schiffe waren vor uns in einer Linie wie in Schlachtordnung aufgestellt oder zogen vielmehr so mit vollen Segeln vor uns her, was einen überaus großartigen und schönen Anblick gewährte. So näherten wir uns, und es war, als schauten sich die Schiffe erwartungsvoll an; wenigstens die Mannschaft schaute

erwartungsvoll an unsern großen Mast hinauf, von welchem sich jetzt mit einem Mal das württembergische Wappen entfaltete, worauf dasselbe von jedem der zehn Kriegsschiffe mit einundzwanzig Kanonenschüssen begrüßt wurde; es war ein Schauspiel, wie ich nie etwas Ähnliches gesehen habe, und bot während des heftigsten Feuerns ganz das Bild einer Seeschlacht. Die großen Schiffe waren bald rings mit Rauchmassen umgeben, aus welchen nur noch die hohen Masten emporjagen und durch welche das Feuer der Geschütze wie helle Blitze zuckte.

Am 28. Juni näherten wir uns Neval und fanden vor dieser Insel eine Brigg aufgestellt, die als Anfang einer Schiffs-telegraphenlinie die Ankunft des Kronprinzen augenblicklich gen Peterhof, wo sich die kaiserliche Familie befand, weiter meldete, nicht ohne die württembergische Flagge wieder mit einundzwanzig Schüssen zu begrüßen.

Endlich am 28. Juni gegen vier Uhr Nachmittags erreichten wir Kronstadt und wurden dort ebenfalls von allen im Hafen liegenden oder vorbeifahrenden Schiffen, sowie von den Landbatterien mit einem betäubenden Kanonendonner empfangen. Auch bezeugten die großen Schiffe noch dem hohen Reisenden ihre besondere Ehrerbietung, indem die Offiziere auf dem Hinterdeck versammelt waren, und salutirten und die Matrosen sich oben auf den Maaen aufgestellt hatten, wodurch so ein großer Mast wie ein Weihnachtsbaum herausgeputzt erscheint.

Bald erschien ein kleines zierliches Dampfboot des Kaisers und brachte den Generaladjutanten Baron Lieven und den Flügeladjutanten Fürsten Wassiltschikoff, die für die Dauer des Aufenthalts des Kronprinzen zu ihm beordert waren. Endlich eine Seemeile von Peterhof kam der Kaiser selbst mit dem Großfürsten Thronfolger und den beiden jungen Großfürsten Michael und Nicolai, sowie der Herzog von Leuchtenberg und Prinz Peter von Oldenburg auf einem andern Dampfboot, und

es war hoch interessant, den Kaiser Nikolaus zu sehen, wie der schöne Mann mit der prachtvollen Gestalt ganz vorn am Bugspriet stand, mit der hocherhobenen Linken den Mast gefaßt hielt und unter dem freundlichen Winken seiner Rechten mit gewaltiger, volltönender Stimme herüberrief: „Bon jour, mon garçon!“

Für den Kronprinzen war es ein etwas peinlicher Augenblick; denn kaum von den Leiden der Seefrankheit erstanden, hatte er sich in die ungewohnte Uniform des ihm verliehenen russischen Regiments der „Nischni-Nowgoroder Dragoner“, eines der tapfersten und wildesten der ganzen Armee, beinahe tscherkessisch costümiert, kleiden müssen; doch ging trotzdem Alles ganz vortrefflich, der Kaiser und die Prinzen begrüßten und umarmten ihn mit der liebevollsten Freundlichkeit und eine unzählige Menschenmenge am Ufer vom Peterhof, wo wir landeten, empfing ihn mit lautem, herzlichen Jubel.

Wie ich es schon öfters hoch interessant gefunden habe, so zu Schiff ankommend, ohne langsamen Uebergang, mitten in das bewegte Leben eines ganz fremden Volkes zu fallen, so auch hier wieder; der durchaus charakteristische Anzug der Russen, die reiche und eigenthümliche Kleidung der Offiziere und Beamten, die Bespannung der meist offenen Wagen, besonders der Troikas mit ihren drei neben einander gespannten Pferden und den glänzenden silberverzierten Geschirren und über Alles ein leichter, aber für die Nase durchaus nicht unangenehmer Duft von Zuchten.

Peterhof, gegen dreißig Werst von Petersburg entfernt, am Ufer des finnischen Meerbusens gelegen, ist bekanntlich eine Schöpfung Peters des Großen, und zog er sich hier zur Sommerfrische in ein kleines, heute noch bestehendes, nach schwedischer Art gebautes Bauernhaus zurück. Es blieb seit jener Zeit ein Lieblingsaufenthalt der kaiserlichen Familie, von der übrigens



Niemand weder im großen Peterhofer Schlosse, noch im sogenannten englischen Palais wohnte, sondern in kleinen verschiedenen Cottages, die zerstreut auf den schönsten Punkten der herrlichen Anlagen lagen; fast alle hatten eine Aussicht auf das Meer und Kronstadt. Die reizendste und heimlichste dieser Cottages war die der Kaiserin zu Alexandrin, wo auch der Kaiser und die Großfürstin Olga in ganz kleinen Räumlichkeiten wohnten. Große Pracht und Reichthum war an dieser Cottage nicht verschwendet; aber die Lage des Hauses mitten im Gebüsch, die niedliche Bauart desselben, die geschmackvoll und sinnreich angeordnete Gruppierung von Statuetten, Vasen, Blumenpartien, bildet hier das Schönste, was ich in meinem Leben gesehen habe. Die Wohnung der Kaiserin zu Livuzzo war in demselben Genre wie dieses Cottage, und man hatte der hohen Fürstin damit wahrscheinlich zu Palermo eine Erinnerung an ihren Lieblingsitz geben wollen. Der Großfürst Thronfolger bewohnte ganz in der Nähe ein kleines Landhaus, dessen Gallerie von hohen Birkenstämmen getragen wurde.

Ähnliche einzelnstehende Gebäude, aber mehr im Stile einfacher Häuser, waren auch zur Aufnahme für die Fremden bestimmt und in einem derselben wurde der Kronprinz mit seinem Gefolge einquartiert. Unsere Zimmer waren einfach möblirt, aber mit allen nothwendigen Bequemlichkeiten, sogar mit einer Badeeinrichtung versehen. Wozu der dreifache Verschluss der Fenster, äußere und innere Läden, sowie dichte grüne Vorhänge dienten, begriff ich anfänglich nicht, lernte das aber baldigst bei der sehr kurzen Nacht schätzen; gegen elf Uhr wurde es erst dunkel, doch konnte man im Freien immer noch lesen, und bald nach ein Uhr kündete die Sonne ihr Erscheinen bereits wieder an.

Hinter unserer Wohnung befand sich Dienerschafts- und Küchengebäude, in welcher letzterem die Herdflammen niemals er

loſchen, ſondern Tag und Nacht gekocht wurde. Der ruſſiſche Hof hatte keine eigene Küchenverwaltung, ſondern Lieferanten, die das Couvert zu einem gewiſſen Preise, damals fünfundzwanzig Francs die Perſon, mit Baiſſelle und Allem, was dazu gehörte, herzuſtellen hatten, ein enormer Preis, wogegen aber der Unternehmer auf alle Eventualitäten gerichtet ſein mußte, auch ſtets ſeine Fourgons bereit ſtehen hatte, da die Kaiſerin häufig kurz vor dem Diner irgend ein ziemlich entferntes Schloß oder gar eine hübsche Waldpartie zum Serviren beſtimmte, auch einen ſolchen Befehl kurz vor dem Beginn widerrief oder abänderte, und weil Kaiſer Nikolaus bei einer gelungenen Parade nicht ſelten ein ganzes Offizierkorps am gleichen Tage zum Diner in's Peterhofer Schloß beſahl. Uebrigens war die Küche ganz vortrefflich, und lernte ich hier das ſogenannte Boreſſen „Tertuška“ ſchätzen, kleine pikante Delikatellen, Caviar, Sardellen, Anchovis, die mit den verſchiedenartigſten Liqueuren und Schnäpſen vor jeder Mahlzeit herumgereicht wurden. Wir Eingeladenen hatten die Wahl, entweder an der großen Marſchallſtafel im Peterhofer Schloſſe zu ſpeiſen oder jeder für ſich auf ſeinem Zimmer, zu welchem Zwecke die Getränke extra verabreicht wurden, und zwar täglich für die Perſon zwölf Flaſchen und zwar Bordeaux, Sauternes, Rheinwein, Champagner, engliſches Bier und Liqueur, was den Dienern zu gut kam, die es mit Ausnahme des Champagners tranken oder verkauften, denn von dieſem ließ ich, was wir nicht tranken, Echerzes halber in ein Gefäß zuſammenſtellen und hatte bald gegen hundert Flaſchen zuſammen, die alsdann der dem Kronprinzen beigegebene Fürſt Waſſiltſchikoff vorſchlug zu einem „Getrunf“, wie er ſagte, für die Tſcherkeſſen im Lager bei Kraſnoje-Selo, wo ſich das ganze Gardecorps befand, zu verwenden.

„Aber wie macht man ein ſolches ‚Getrunf‘?“

„Man nimmt einige Dutzend Ananas.“

„Woher?“

„Ei, man requirirt das eben, den Zucker gleichfalls, auch einen kleinen Fourgon zum Hinausschaffen des „Getrunkes“ und für das Uebrige will ich sorgen.“

„So geschah es denn auch an einem Abend, wo wir alle nichts zu thun hatten; und das „Getrunke“ in einem riesigen Feldkessel bereitet, war von großartiger Wirkung auf die Offiziere der wilden Bergvölker.

In gleichem Stile, wie Küche und Keller, war auch alles Uebrige in altasiatischer Pracht und Herrlichkeit; jeder von uns hatte eine Tag und Nacht bereitstehende Equipage mit Kutscher und russischem Hoflakaien, welche, wie auch unsere eigenen Leute, gleichfalls Diener hatten, die ihnen beim Anspannen, Bugen Serviren halfen und die von noch untergeordneteren Leuten unterstützt wurden, so daß ich in den lauen Sommernächten häufig rings um unser Haus gelagerte Schlafgänger aller Art antraf, die zu unserer Dienerschaft gehörten.

Neben den Hofequipagen befanden sich im Peterhof damals über 1700 Mietzwagen, und die Zahl der reitenden Lakaien, die man mit großen Hutschachteln und Cartons hin- und hergaloppiren sah, war überaus groß.

Häufig hatte ich für den Kronprinzen Aufträge in Petersburg zu besorgen, wohin ich dann in einem leichten Coupé, vier Pferde neben einander gespannt, mit außerordentlicher Schnelligkeit fuhr. Am Thore wurde mein Stand und Name angegeben: Prinzke Secretar Würtembergseajo. Eines Tages hatte ich dreimal diese Tour gemacht, und als wir Abends ohne den Kronprinzen soupirten — in unserer Gesellschaft befand sich ein angenehmer und lieber Württemberger, Herr von Hochstetter, Stallmeister des Kaisers, ein junger schöner Mann und vorzüglichlicher Reiter, der aber wenige Jahre darauf starb — so

ſagte dieſer lachend zu mir: „Heute ſind 48 Pferde für Sie notirt worden,“ worüber Prinz Hohenlohe ſcherzhaft ſeine Gloſſen machte und mich, der ich doch im Dienſte dieſe Pferde benützt hatte, des Mißbrauchs der Gaſtfreundſchaft anklagte. Gleich darauf aber fuhr er entrüſtet auf, als ihn Hochſtetter verſicherte, für ihn, der Peterhof an dieſem Tage gar nicht verlaſſen hatte, ſeien gleichfalls zwölf Pferde requirirt worden. Komisch erſchien mir auch eines Nachts, als ich ſpät von Petersburg heimkehrte, das beleidigte Geſicht meines ruſſiſchen Dieners, als ich beſcheiden etwas kalte Küche wünſchte und er mir faſt barsch zur Antwort gab: „Oh, das gibt es nicht, aber man wird Euer Gnaden ſogleich ein ganzes Souper ſerviren.“

Generaladjutant Baron Lieven, der dem Kronprinzen zugeheilt war, ein ziemlich großer, ſehr magerer Mann, mit ſchwarzem Haar und Bart, blaſſem, etwas gelblichem Teint, lebhaften Augen und ſeinen, geiſtreichen Zügen, hatte mich unter ſeine ganz beſondere Protektion genommen, und wenn er Morgens vom Kronprinzen kam, ſo trat er meiſtens bei mir ein, um, auf der Tiſchdecke ſitzend, ſeine Cigarette zu rauchen. Auf's genaueſte bekannt mit allen Perſönlichkeiten des Hofes, erzählte er gern und höchſt intereſſant und hatte die Gewohnheit, ſeinen Antworten auf Fragen, die man an ihn that, oder auch ſonſt wohl ſeinen Bemerkungen das Wörtlein „Pfui“ vorzuſetzen. So, als er mich eines Tages auf der Straße traf und nach meinen Gängen befragte und ich erwiderte: „Ich habe bei verſchiedenen Hofdamen nothwendige Beſuche gemacht,“ gab er mir zur Antwort: „Pfui, wer wird Hofdamen beſuchen!“ Und ein andermal bei einem ſogenannten maſkirten Ball im Peterhof, der aber nur darin beſtand, daß viele der Herren — alle waren in großer Uniform — einen kleinen ſchwarzen Domino trugen und daß mit dem Hut auf dem Kopfe getanzt wurde, wobei ich ſtaunend die mir fremden maleriſchen Coſtümte betrachtete. Neben

Tischerfessen, Kosaken sah man orientalische Trachten, und zwischen den glänzenden Uniformen der russischen Regimenter wandelten ernst und still armenische und grusinische Fürsten in ihrer reichen und schönen Tracht; einer derselben, mit Orden und Sternen bedeckt, fiel mir besonders auf, weshalb ich zu Baron Lieven sagte: „Excellenz, das ist gewiß ein sehr vornehmer Herr,“ worauf er mir zur Antwort gab: „Der da — pfui, das ist eine wilde Bestie.“ Als wir uns später zur Abreise rüsteten und General von Spitzemberg, stets in Sorge, ob ich, der ich zum Reichsmarschall bestimmt war, auch meine Schuldigkeit thun würde, mich oft im Tage einigemal rufen ließ, um mir dieß und jenes einzuschärfen, da begegnete ich nie dem Baron Lieven, ohne daß er mir schon von weitem zurief: „Pfui, der alte General hat Sie schon lange durch sechs Feldjäger suchen lassen.“

Neben unserer Wohnung stand ein ähnliches, etwas größeres Haus, in welchem der Prinz von Preußen, unser heutiger Kaiser Wilhelm, der gleichfalls zu den Hochzeitsfeierlichkeiten gekommen war, mit seinem Gefolge wohnte. Ich war ihm schon in Berlin bekannt geworden und wurde auch hier von ihm in wahrhaft herzlicher Güte und Freundlichkeit empfangen; ja er gestattete mir, mich bei ihm melden zu lassen, wenn ich ihm irgend etwas zu sagen hätte oder ihn überhaupt besuchen wollte; eine außerordentliche Gnade, von der ich häufig Gebrauch gemacht habe, und genutzreiche Stunden, welche auch heute noch zu meinen liebsten Erinnerungen gehören. Stets war er wohlwollend und gütig, theilte mir Interessantes mit, und war ich bei diesen Besuchen oft Zeuge der belustigendsten Scenen.

So einmal bei großen Festlichkeiten, die mehrere Tage nach einander auf den Newa-Inseln bei Petersburg, besonders auf Wassili-Dstrow und Selagin, stattfanden, wo ich bei dem Prinzen war, der auf letzterer Insel in einem kaiserlichen Lustschloße wohnte. Es öffnete sich nämlich plötzlich die Thür und die bei-

den jungen Großfürsten, Michael und Nikolai, sprangen in der Uniform gewöhnlicher Soldaten herein. Sie stürzten auf den Oheim, der sich in großer Generalsuniform befand, los, küßten ihn, drückten seine Hände, ja versuchten es, an ihm hinauf zu klettern und ließen mit ihren stürmischen Liebesjungen nicht nach, obgleich ihnen der Prinz, allerdings lachend, schon ein paarmal zugerufen hatte: „Jetzt ist's genug, jetzt laßt mich zufrieden oder seid wenigstens ruhig!“ Umsonst, sie umsprangen ihn in einem fort, bis er sich auf einmal stramm aufrichtete und mit ernster Stimme kommandirte: „Stille gestanden — kehrt — marsch!“ und dabei auf die Thüre des Zimmers wies, worauf sie sich im Paradeschritt entfernten.

Ein andermal waren Einladungen zu einer großen Wolfs- und Bärenjagd ergangen, zu welcher die eingefangenen Thiere in der Nähe vom Peterhof in starken Käfigen aufbewahrt wurden, wilde Bestien, was die Wölfe anbetraf, die mit glühenden Augen und schäumendem Maule wie toll in ihren Käfigen herum sprangen, während der nicht allzugroße Bär auf den Hinterbeinen sitzend dankbar aufwartete, wenn man ihm ein Stück Zucker gab, ja sich Kopf und Pfoten mit solcher Gutmüthigkeit krauen ließ, daß wir alle überzeugt waren, ein vollkommen zahmes Thier vor uns zu haben. Am andern Tage fand die Jagd statt, bei der auf jeden Wolf drei jener schönen, großen, kräftigen, fast weißen Hunde, Windspielen ähnlich, losgelassen wurden, denen dann die Jäger zu Pferde folgen, bis der Wolf gestellt wird und getödtet werden kann; dann wurde schließlich der Bär getrieben und von dem Prinzen von Preußen erlegt. Andern Tags besuchte ich ihn und als er mir zurief: „Nun, Sie dürfen mir gratuliren, ich habe gestern einen Bären geschossen!“ — konnte ich mich nicht enthalten, ihm lachend zu sagen: „Ja wohl, königliche Hoheit, aber es war ein zahmes Wildpret, denn wir haben ihn mit Zucker gefüttert und ihm den Kopf gekraht,“ wor-

über der Prinz, statt empfindlich zu sein, unter lautem herzlichem Lachen sagte: „Eigentlich ist es abscheulich, mich einen zahmen Bären schießen zu lassen; doch weiß man, daß ich auch mit einem echten, wilden fertig werden kann!“

Die Adjutanten und Begleiter des Prinzen, die mit ihm in dem benachbarten Hause wohnten, waren: der General Graf Königsmark, ein großer, schöner, vornehmer Herr mit den gewinnendsten Manieren, angenehm, ja behaglich im Umgange; Freiherr von Bergh, Hauptmann im Generalfstabe, ein ebenso kenntnißreicher als liebenswürdiger Gesellschafter, mit dem ich bis an seinen Tod in freundschaftlichstem Verkehr, im Briefwechsel und im Austausch künstlerischer Objekte blieb, da er bedeutende Sammlungen in Aquarellen und Handzeichnungen besaß, die er gern vermehrte und verbesserte; ferner der Rittmeister der Gardehusaren von Witzleben, Sohn des ehemaligen Kriegsministers, von seinen Kameraden der lustige Job genannt, einer der amüsantesten, drolligsten Gesellschafter, stets zu guten und mittelguten Witzen aufgelegt, von unerschöpflicher Suada und den kühnsten Einfällen. Nebenbei durch vortreffliche Eigenschaften des Geistes und des Herzens bei Jedermann beliebt, hatte er bei seiner unverwüßlichen Laune eine gewisse Art von Freiheit, der man nichts übel nahm. So lud er eines Tages eine Menge Personen zu einem deutschen Bundestags-soupé ein, von dem mir Graf Königsmark sagte: „Na, ich bin begierig, was da wieder herauskommen wird,“ und wobei Witzleben am Schluß eine große Rede hielt, in der er speziell für die anwesenden dänischen Offiziere auf den damals noch bestehenden Sundzoll zu reden kam und ihn als eine Unmöglichkeit, ja als eine nicht zu duldbende Verhöhnung des mächtigen Deutschlands darstellte. Natürlich nahm jeder das lachend hin, doch wußte man schon am andern Tage überall von dieser Rede und der Prinz von Preußen sagte mir: „Ich höre, Witzleben hat wieder einmal politisirt.“

Bei jenen Festen auf Wassili-Dstros, von denen ich oben gesprochen, wo bei einer sogenannten Volkspromenade — *narodnoje guliánie* — eine ungeheure Menschenmasse meistens zu Wagen auf der Insel zusammengeströmt war, um Illumination und Feuerwerk zu bewundern, fuhr ich mit Witzleben in einem offenen Hofwagen nach Petersburg zurück. Er war in voller Uniform, hatte aber eine Feldmütze aufgesetzt, weil sein Pelzkalpak mit dem hohen weißen Reiberbusche der Kopfbedeckung des Kaisers Nikolaus, die dieser als General-Hetman der Kosaken zu tragen pflegte, zum Verwechseln ähnlich sah, was schon zu unliebsamen Meinungen Veranlassung gegeben hatte. Plötzlich aber kamen wir in einen solchen Wagenknäuel hinein, sahen auch schon Fahrzeuge in die Chausseegräben rutschen, daß Witzleben meinte: „Hier kann nur geholfen werden, wenn wir ein bißchen ‚Gosudar‘ spielen,“ worauf er sich so hoch als möglich emporrichtete, den Kalpak aufsetzte, den leichten Mantel, den er trug, auf der Brust zusammenzog und mit lauter Stimme „Baschol“ rief, was besonders beim Erblicken des hohen weißen Reiberbusches von gewaltiger Wirkung war, und wie ein Lauffeuer schien die Nachricht vor uns herzufliegen: „der Kaiser kommt“, worauf sich jeder beeilte Platz zu machen, so daß wir im vollen Lauf der Pferde wie durch ein Spalier dahinsauften. Ähnliche Furcht vor einer Begegnung mit dem Kaiser erfuhr ich auch eines Tages, als ich auf erlaubten Wegen im Park des Peterhofs spazieren fuhr, mein Kutscher aber plötzlich kehrt machte und im vollen Galopp der Pferde zurückjagte, nachdem er mit scheuem Blick auf einen kaum erkennbaren Punkt in der großen Waldballee deutend „Gosudar“ gerufen hatte.

Später mußte Witzleben, um einem höheren Offizier — ich glaube, es war der General der Infanterie von Möllendorf, der gleichfalls zu den Hochzeitsfeierlichkeiten kam — Platz zu machen, in das sogenannte englische Palais ziehen, wo in kurzer Zeit



wieder höchst ergötzliche Geschichten von ihm ruckbar wurden. Dort wohnte im Parterrestocke der Staatskanzler Nesselrode, und in der ersten Etage Feldmarschall Paskevitsch, die sich begreiflicherweise wenig um den preussischen Rittmeister kümmerten; doch frug diesen eines Abends der Admiral Lütke, Gouverneur des Großfürsten Constantin: „Wie befinden Sie sich in Ihrer neuen Wohnung, lieber Wizleben?“ worauf jener achselzuckend zur Antwort gab: „Excellenz, die Wohnung an sich wäre so übel nicht, doch habe ich selten dort eine ungestörte Nachtruhe.“

„Ei — wie so denn?“

„Raum will ich einschlafen, so kommt entweder der Herr Staatskanzler zu mir an's Bett, um über russische Verhältnisse mit mir zu plaudern, oder der Feldmarschall Paskevitsch, um meine Ansichten über Polen zu hören — allerdings ungeheuer ehrenvoll für mich, aber meine Nachtruhe ist mir doch lieber.“

Alles lachte, besonders weil er dergleichen Geschichten im tiefsten Ernste vortrug.

Nun war ein paar Tage später irgend eine Festlichkeit im Peterhofer Schloß, allerdings ohne den Kaiser, der bei diesen kleineren Veranlassungen nicht immer oder nur kurz vor Beendigung derselben zu erscheinen pflegte. Die Kaiserin saß auf einem sehr niedern Fauteuil, und wen sie sprechen wollte, dem winkte sie entweder mit der Hand, oder ließ sie den Betreffenden durch einen Kammerherrn holen, so auch Wizleben, nachdem sie vorher dem Feldmarschall Paskevitsch, der neben ihrem Stuhle stand, lächelnd etwas gesagt, worauf Ihre Majestät nach sehr freundlichen Erkundigungen über das Befinden des Herbeigerufenen scheinbar ernsthaft sagte: „Und was Ihre Nachtruhe anbelangt, lieber Wizleben, so habe ich es Nesselrode und auch dem Feldmarschall gesagt, daß man Sie künftig in Ruhe lassen möge.“ Jeder Andere würde in großer Verlegenheit einige Worte gestottert haben, wogegen Wizleben sich tief verbeugend

sprach: „Ich danke Eurer Majestät unterthänigst für diesen neuen Beweis Allerhöchster Huld und Gnade.“

Bei ähnlichen Gelegenheiten ließ auch mich die Kaiserin zuweilen rufen, wobei man sich tief zu ihr herabbeugen mußte, um ihre wegen Kränklichkeit häufig leise gelispelten Worte zu verstehen und oft auf ganz unerwartete Fragen gefaßt zu sein. So verlangte sie einmal von mir zu wissen, wie es komme, daß bei so manchem Dome und Münster zwei Thürme projektirt seien, aber meistens nur einer ausgebaut, was ich mir erlaube ihr dahin zu erklären, daß die Doppelthürme als für Dome ersten Ranges stets markirt worden wären, selbst wenn es voraussichtlich am Geld gefehlt, den zweiten auszubauen. Manchmal ließ sie mich auch auf ihr Cottage Alexandrin kommen, wo ich dann Gelegenheit hatte, das einfache und vertrauliche Zusammenleben der kaiserlichen Familie zu bewundern. Ich mußte Ihrer Majestät und der Großfürstin Olga, die hier im einfachsten Hauskleide war, die Pläne zur kronprinzlichen Villa vorlegen und auf's genaueste erklären, wobei die beiden hohen Damen mit Bleistiftstrichen kleine Aenderungen angaben; auch verlangte die Kaiserin, ich solle ihr ganz genau an der Wand ihres Zimmers die Höhe angeben, bis zu welcher die Mauern schon aus dem Boden gewachsen seien, denn sie befürchtete immer, der ganze Bau sei erst projektirt und würde noch lange Jahre bis zur Vollendung brauchen. Höchst eigenthümlich war der stets und schroff wechselnde Gesundheitszustand Ihrer Majestät; denn Mittags zum Beispiel konnte sie matt in ihrem Lehnstuhle ruhen, in Shawls eingehüllt und mit schwacher ersterbender Stimme sprechen, um Abends in großer Toilette, decolletirt, mit Brillanten bedeckt, munter in ihrer Theaterloge zu erscheinen.

Am 13. Juli unseres Stils fand die Vermählung des Kronprinzen mit der Großfürstin Olga in der reichgeschmückten Kapelle des Peterhof-Schlosses statt, für welch beschränkten Raum

nur die Mitglieder der kaiserlichen Familie und die Nächsten des persönlichen Dienstes, wozu auch ich gehörte, zugelassen werden konnten; es war eine fast erdrückende Pracht, die von Gold und Silber strotzenden Wände der kleinen Kirche, die leuchtenden, oft mit Edelsteinen besetzten Rahmen um die grell gemalten Köpfe russischer Heiliger, die reichen Kirchengewänder, gestickte Uniformen, Ordenssterne aller Art, leuchtende Damentoiletten, wehende Federn, Spitzen und Brillanten, Millionen im Werthe auf einen ganz kleinen Raum zusammengedrängt. Mich dauerte dabei das Brautpaar, vor allem die schöne, heute recht bleiche Großfürstin, bei der nach griechischem Ritus so langandauernden und ermüdenden kirchlichen Ceremonie; auch die beiden jüngsten Großfürsten hatten einen sehr sauren Posten, denn sie mußten schwere goldene Kronen über den Häuptern des Brautpaares schwebend erhalten, was der langen Schleppe der Braut wegen sehr mühsam war, besonders als schließlich der Oberpriester = Archimandrit, die beiden Daumen des jungen Paares zusammen nehmend, dieses mehrmals um den Altar führte.

Um so einfacher, fast ärmlich dagegen erschien die gleich darauf folgende Trauung nach den Satzungen unserer evangelischen Kirche, wozu an der langen Wand eines sehr großen Saales ein kleines unbedeutendes Altärchen fast verschwand, vor welchem der Geistliche rasch und einfach seine Trauung verrichtete. Dann folgte ein großes Bankett, dem aber die kaiserliche Familie nicht beiwohnte. Sie war verschwunden, nachdem die Allerhöchsten Herrschaften Cercle abgehalten, was für mich bemerkenswerth war, weil ich hier dem Kaiser Nikolaus vorgestellt wurde und somit Gelegenheit hatte, diesen imposanten und außerordentlich schönen Mann, eine majestätische Persönlichkeit, wie ich nie gesehen, recht in der Nähe zu betrachten und reden zu hören; sein Gesicht hatte die frappanteste Aehnlichkeit mit dem  
Hadjländer, Roman meines Lebens. II. 11

seiner Tochter, der Großfürstin Olga, dieselbe schöne offene Stirn, dieselbe edelgeformte griechische Nase, auch die klaren Augen beider glichen sich, nur mit dem Unterschiede, daß während ich die der Großfürstin nie sonderlich glänzend erwärmt gesehen habe, dagegen die ihres Vaters in eisiger Pracht leuchteten, ungefähr wie ein vom Mond beschienenes Schneefeld, unter dessen Glätte und Glanz sich allerlei Unheimliches verbirgt.

Bei dieser Unterredung geschah das Ungeheuerliche, daß ich dem Kaiser in der Befangenheit, die mich, wie ich nicht läugnen will, beherrschte, auf seine in französischer Sprache gethane Frage: „Wie lange ich im preußischen Militär gedient?“ eine deutsche Antwort gab, worauf er, was noch außerordentlicher war, die allerdings kurze Konversation in deutscher Sprache, die er vortrefflich redete, fortsetzte.

Daß ich trotzdem keinen üblen Eindruck auf ihn gemacht hatte, erfuhr ich durch den Kronprinzen wenige Tage später, und zwar bei einer Gelegenheit, deren unangenehme Veranlassung mir zu denken gab. Es war nämlich von gewissen Seiten in Stuttgart einem sich gleichfalls nach Rußland begebenden Hochzeitsgast, dem russischen Generaladjutanten Fürsten von Kupferzell, der heikle Auftrag gegeben worden, im Gespräch mit Seiner Kaiserlichen Majestät möglicherweise einem Mißtrauen gegen mich Worte zu verleihen, was auch geschehen war; — denn Kaiser Nikolaus nahm eines Tages Veranlassung mit dem Kronprinzen darüber zu reden, wobei er sich gerade nicht anerkennend über die Art und Weise aussprach, Jemand ohne Darlegung von Thatsachen zu verdächtigen und ein paar wohlwollende Worte über meine Persönlichkeit beifügte.

Bis zum Tage der Vermählung hatten wir in dem schönen Peterhof in einer wahrhaft idyllischen Behaglichkeit gelebt, Spaziergänge und Fahrten in die Umgebung gemacht, Mittags der täglichen Parade, die unter vortrefflicher Militärmusik stets

stattfand, beigewohnt, zu der sich auch häufig der Kaiser in einem einfachen Charabank, selbst futschirend, mit der Kaiserin und dem Brautpaare einfand. Kleine Feste, die stattfanden, waren bisher nur militärischer Art gewesen, wie unter anderen der Einzug der Kadetten in ihr Lager. Es war dies eine vollständige Liliputarmee, wie sie der Kaiser nannte, an zweitausend Kinder und junge Leute, von acht bis achtzehn Jahren, alle uniformirt und bewaffnet, theilweise auch beritten, wie: eine Schwadron Dragoner mit Lanzen — die Junkerschule —, ein paar Züge kleiner Tscherkessen, dann das Bagencorps, Artillerie mit kleinen Kanonen, und hierauf einige Bataillone Infanterie. Mitten zwischen den Uebrigen marschirten die beiden kleinen Großfürsten Nikolai und Michael. Im Lager angekommen, wo sie ihre Zelte mit Strohjacksen und allem Nöthigen wie das übrige Militär hatten, zogen sie — nachdem sie vor dem Kaiser und dem Kronprinzen von Württemberg, umgeben von zahlreicher Suite, defilirt hatten — in ihre Zeltgassen und legten Waffen und Lederzeug ab. Mittlerweise waren die Kaiserin und die Großfürstinnen Marie und Olga, gefolgt von den Offizieren des Regiments Chevaliers-Garde, zu Wagen an dem Lager angekommen, worauf den Kadetten ein Zeichen gegeben wurde, die nun in vollem Laufe alle durcheinander, Dragoner, Artillerie, Tscherkessen und Infanterie, die Wagen umringten und von den höchsten Herrschaften begrüßt und angesprochen wurden; besonders der Kaiser lachte und scherzte mit den kleinen Soldaten, klopfte hier einem auf die Schulter, hob dort einen empor und stand unter ihnen wie ein Vater unter seinen Kindern; es war wirklich ein hübscher Anblick und ich bin fest überzeugt, daß von all diesen kleinen Männern, die später Offiziere wurden, und von denen der eine in den Süden, der andere in den Norden des ungeheuren Reiches kam und die vielleicht in langen, langen Jahren ihren Kaiser nicht wiedersehen, keiner die Herzlichkeit vergessen hat, mit der

ihn die kaiserliche Familie begrüßt, und mit der ihm der Kaiser die Hand gegeben.

Die großartigen Festlichkeiten im Peterhof begannen nach der Vermählung mit einer großen Wachparade, die der Kaiser, begleitet von seinem Schwiegersohne, von den Prinzen von Schweden und Holstein abhielt, und bei welcher das am reichsten uniformirte Regiment der ganzen Armee, die Garde à Cheval aufzog, und wo die junge Kronprinzessin von Württemberg dieser speziellen Garde der Kaiserin so zu sagen gezeigt wurde, indem sie in offener Kalesche an den Reitern vorüberfuhr. Nach einem Empfang des diplomatischen Corps fand dann jener bal masqué statt, von dem ich schon bei Erwähnung des General Lieven gesprochen. Um aber auch der Petersburger Gesellschaft etwas zu bieten, wurde von Herren Alles, was hoffähig war, von den Beamten gewisse Kategorien und von der Garnison sämtliche Offiziere in zahlreichen Gemächern versammelt, um der Kronprinzessin ihre Huldigung darzubringen. Sie stand in der Mitte eines der größten Säle fast ganz allein, da sich der Hofstaat etwas zurückgezogen hatte, und bot eine prachtvolle, ja herrliche Erscheinung; ihr Kleid war von weißem Atlas, nur mit Brillanten garnirt, an ihren Schultern hing ein rothsammtener goldgestickter Mantel, dessen lange Schleppe von Pagen getragen worden war, und dessen Ende nun kunstvoll um die Füße der schönen Frau drapirt wurde; auf ihrem blonden Haar trug sie ein Brillantdiadem, und das Ganze machte einen unvergeßlichen Eindruck.

Zu beneiden war indessen die arme Prinzessin bei dieser Ceremonie nicht; nun begann das Defiliren der oben erwähnten Herrschaften ohne und mit zuweilen recht stacheligem Bart, was über zwei Stunden dauerte, wobei die Kronprinzessin dem Nahenden die rechte Hand entgegenstreckte, die dann häufig sehr langsam und bedächtig geküßt wurde, worauf sie den Arm wieder

erhob, um ihn für den nächsten abermals sinken zu lassen. Wie ich später gehört habe, fühlte sie sich auch schließlich einer Ohnmacht nahe und hatte ihre feine weiße Hand noch länger die gerötheten Spuren dieser unzähligen Küsse gezeigt.

Bei unserem leider nur sehr kurzen Aufenthalt in Petersburg selbst thaten wir alles Mögliche, um mit den Sehenswürdigkeiten und reichen Kunstschätzen, besonders in der Eremitage, fertig zu werden, auch Kirchen zu bewundern und die großen Exerzierhäuser anzusehen, wo in einem der letzteren das Preobrajschenski'sche Garde-Regiment vor dem Kronprinzen und den übrigen hohen Gästen exerzierte und wo der preussische General von Möllendorf, damals schon ein alter Herr, fast von Rührung übermannt wurde, als sich bei den Handgriffen der außerordentlich großen und schönen Leute auch nicht die kleinste Bewegung an den sehr hohen Federbüschen ihrer Tschakos zeigte. Von diesem im Dienst und in Ehren ergrauten lebenswürdigen Herrn erzählte man sich damals eine gute Anekdote, die das ehemalige preussische Militärsystem, wo das Aeußere alles galt, kennzeichnete. Bei einer Parade machte der seitwärts marschirende taktangebende Offizier seine Sache so vortrefflich, daß ihn der General später öffentlich mit den Worten belobte: „Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant, Sie haben Ihre schwierige Aufgabe zu meiner Bewunderung gelöst; Gott erhalte Ihnen diesen Schritt!“ Als er aber ein paar lächelnde Mienen gewahrte, fügte er im höchsten Ernst hinzu: „Meine Herren, lachen Sie nicht, solcher Schritt ist eine Gabe des Höchsten!“ --

Wir wohnten im Winterpalais allerdings ziemlich hoch in dem unermesslichen, zur Sommerszeit sehr öden Gebäude; von der Dienerschaft war das Meiste auf den verschiedenen Lustschlössern der kaiserlichen Familie und nur die Portiers und Negers, welche in ihren reichen phantastischen Costümen Thürhüterdienste thaten, waren geblieben und gaben den grauen Steinmassen eine

etwas lebhaftere Färbung. Ich bewohnte die Zimmer einer Hofdame der Kaiserin, Gräfin Haake, die später von dem Prinzen Alexander von Hessen, Bruder der Thronfolgerin, entführt und dessen Gemahlin wurde.

Der Kronprinz und der Prinz von Preußen hatten Gemächer in den untern Räumen, wodurch es mir leicht gemacht wurde, letztere und auch die großen Empfangs- und Festappartements, sowie den riesigen Thronsaal häufig zu sehen. Von diesem sagte mir der Prinz von Preußen, daß unter leicht- und abergläubischen Leuten schon längst die Sage gehe, es lasse sich dort zu gewissen Zeiten der unglückliche Kaiser Paul in prachtvollen Gewändern durch den weiten Raum schreitend oder auf dem Throne sitzend sehen, was er fast einmal beinahe in die Lage gekommen sei zu bestätigen, denn: „nach einem großen Hoffest, das bis tief in die Nacht gedauert,“ erzählte der Prinz, „ging ich, um einen Umweg nach meiner Wohnung zu ersparen, durch den nur schwach vom Mondlicht erhellten Thronsaal, allerdings einem Diener folgend, der mir mit einer Girandole voranleuchtete, dieselbe aber mitten im Saal unter einem lauten Aufschrei fallen ließ und davon sprang, während ich begreiflicherweise bestürzt aufschaute, um vor mir auf dem Throne eine Gestalt ruhen zu sehen, von der ich aber, rasch darauf losgehend, nur ein rothes, mit Gold besetztes Gewand zu erkennen vermochte, weil dieselbe im nächsten Augenblicke verschwunden war. Am andern Morgen sprach ich in vertraulicher Weise mit einem der Beamten darüber, der mir achselzuckend Nachforschungen versprach, mir aber wenige Tage darauf berichtete, er habe herausgebracht, daß es ein Lakai gewesen sei, der sich ermüdet auf den Thron gesetzt und dort eingeschlafen sei.“

Von allen Eindrücken, die ich, was Gebäulichkeiten anbelangt, in Petersburg empfangen, ist keiner mir so unvergesslich geblieben als der der Isaakskathedrale, sowohl im Innern mit



den unermeßlichen Malachitschätzen, worunter einige ganz massive Säulen aus diesem edlen Stein bestehen, als im Neußern durch die riesenhafte ganz vergoldete Kuppel, die, besonders unter hellem Mondschein gesehen, hoch über alle anderen Bauten, wie von weißen lodernden Flammen umspielt, hervorragte.

Zu den Peterhofer Festlichkeiten gehörte auch die bei allen dergleichen Gelegenheiten wiederkehrende, wahrhaft zauberhafte Beleuchtung des Parkes, wozu an den Vorbereitungen schon seit mehreren Tagen gearbeitet wurde, denen wir aber, um uns nicht den Totaleindruck zu verderben, auf Allerhöchsten Wunsch fern bleiben mußten; endlich, ich glaube es war am 18. Juli, verkündigten gegen elf Uhr Abends aufsteigende Raketen den Anfang der Illumination. Für das Anzünden der Lampen wurden an viertausend Matrosen von der bei Kronstadt liegenden Flotte beschäftigt, welche an den riesenhaften Gerüsten wie an ihrem Tafelwerk auf- und abklettern und ihr Geschäft mit Blitzesschnelle vollführten. Für die kaiserliche Familie, den Hofstaat und die eingeladenen fremden Gäste standen kleine offene Wagen, sogenannte „Linien“ bereit, auf welchen man durch die zauberhaft beleuchteten Gänge des weiten Parkes fuhr. Es ist unmöglich sich von dieser Illumination einen richtigen Begriff zu machen; bald fuhr man zwischen haushohen Arkaden, bald bei einer Tempelstadt vorbei, alles zu diesem Zweck aufgebaut und mit Lichtern besät; bald sah man neben sich Treppen von riesenhaften Dimensionen, die aufwärts zu Schlössern führten, welche theils wirklich existirten, theils à la Potemkin aus Brettern, Latten und Pappendeckeln gemacht waren und unter bengalischem Feuer einen vortrefflichen Eindruck machten. Den schönsten Anblick gewährte das kleine Haus Peters des Großen, das an einem kleinen See liegt, der rings mit bunt leuchtenden Arkaden umgeben war, die sich in der klaren Fluth wiederpiegelten. Bei Wasserfällen kam man vorbei, wo die

Lichter unter dem Wasser angebracht waren, wodurch dasselbe wie eine herabstürzende Feuermasse erschien; auf vielen Plätzen des Parkes waren Musikchöre aufgestellt, und obgleich gewiß an zehntausend Zuschauer im Park spazierten, ging doch Alles in geräuschloser Stille und vollkommenem Anstand vor sich. Kein Gedränge, kein Streit, kein lautes Lachen, aber auch weiter keine Heiterkeit oder besondere Demonstrationen, sehr schwaches Hochrufen, denn das liegt nicht in der Art des hiesigen Publikums.

Großartiger, wenigstens ungleich geräuschvoller, war eine große Schiffsrevue bei Kronstadt, für mich eines der schönsten Schauspiele, die ich in meinem Leben gesehen habe; wir fuhren in vielen Dampfbooten dorthin, und als man der Flotte, die auf der Rhede von Kronstadt war, ansichtig wurde, ließ der Kaiser die preußische Flagge aufziehen, welche von jedem der Kriegsschiffe mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurde. Die Flotte war in drei Linien von Westen nach Osten aufgestellt. In der ersten lagen 18 Linienfahrzeuge von 110 bis 74 Kanonen, auf's genaueste alignirt, wie ein Regiment Infanterie in ziemlich großen Intervallen; die zweite Linie bestand aus 18 Dampf- und Segelfregatten und in der dritten Linie lagen 10 leichte Fahrzeuge, Schooner, Briggs und so weiter.

Bei Fort Alexander legte das kaiserliche Dampfboot an und der Czar stieg mit seiner glänzenden Begleitung auf die Plattform des Werkes, worauf mir einer der Stabsoffiziere unseres Bootes, der neben mir stand, sagte: „Mir scheint, der Kaiser will seinen hohen Gästen ein prachtvolles Schauspiel geben, und sowie man dort oben die kaiserliche Flagge aufzieht, geben Sie rings umher nur Achtung.“ Dem war wirklich so, denn ein paar Sekunden später flatterte von der Flaggenstange des Forts die gelbe Flagge des Kaisers mit dem schwarzen Adler. Wir schauten erwartungsvoll um uns, wenige Augenblicke darauf don-

nete und frachte es von allen Seiten. Alle Schiffe im Hafen von Kronstadt, alle Festungswerke desselben, sowie die ganze Flotte lösten ihre sämtlichen Kanonen. Es geschahen an 4000 Schüsse; in der Zeit von einer halben Viertelstunde war das Meer mit einem so dichten Pulvernebel bedeckt, daß wir von unserem Dampfboot aus kaum hundert Schritte deutlich vor uns sehen konnten. — Nachdem der Kaiser sein Boot wieder bestiegen hatte, begab man sich zur Flotte und fuhr zuerst an der Front der Linienchiffe vorüber, wo die Mannschaft eines jeden ihn mit einem dreimaligen Hurrah begrüßte.

Später sollte und zwar unter den unmittelbaren Befehlen des Kaisers manövrirt werden, was aber unterblieb, da eine herankommende holländische Segelbarke durch fehlerhaftes Manöver in den kaiserlichen Raddampfer hineinfuhr — eigentlich sei das Umgekehrte der Fall gewesen, wie man sich Abends verstoßen zuflüsterte; doch wurde der Holländer mit Beschlagnahme belegt, das heißt zur Aburtheilung in den Hafen geschleppt, um am andern Morgen, reich entschädigt, wieder entlassen zu werden.

Bei dieser Schiffsrevue kam auch der Fall vor, daß für sämtliche, vielleicht dreihundert Eingeladene ein dreifaches Diner bereitgehalten wurde. Es sollte nämlich auf den Schiffen gespeist werden; allein man kam jenes oben erwähnten Vorfalles wegen schon zu früh, um drei Uhr, nach Peterhof zurück, wo es denn in Jedes Belieben gestellt wurde, entweder an der großen Tafel im Schlosse oder auf seinem Zimmer zu speisen.

Der Kronprinz mit seiner jungen Gemahlin hatte gleich nach der Vermählung ein kleines, aber zierlich und geschmackvoll eingerichtetes Appartement im Peterhofer Schlosse bezogen, nahe den Zimmern, wo der Kaiser täglich mit seinen Ministern arbeitete. Er hatte so seine geliebte Tochter ganz in der Nähe, was er denn auch häufig benutzte, um das junge Paar in seinem Hausstande zu überraschen.

Hier machte auch ich nun meine täglichen Rapporte, wo ich häufig das Glück hatte, die schöne Kronprinzessin zu sehen, die oft bei meiner harmlosen Berichterstattung nach scherzhaft eingeholter Erlaubniß zugegen blieb. Eines Tages fand ich dort auch Herrn Kollegienassessor Adelong, den neu ernannten Secretär der Kronprinzessin, meinen nunmehrigen Kollegen, der sich später nicht sehr kollegialisch gegen mich benahm. Als Erläuterung hiezu verweise ich auf den Dankwart in meinem Europäischen Sklavenleben.

In Peterhof befand sich damals der Kunstreiter=Cirkus Guerra, der allabendlich Vorstellungen, aber meistens vor so leerem Hause gab, daß er hätte schließen müssen, wenn ihn der Kaiser nicht, hauptsächlich der eingeladenen Fremden wegen, gehalten hätte. Auch sah es Seine Majestät gern, wenn wir die Vorstellungen besuchten, zu denen er sich selbst fast täglich, wenn auch oft nur für sehr kurze Zeit, begab. Sein Liebling war ein kleiner, kaum achtjähriger Clown, Namens Pacifico, ein schneidiger Bub, der auch schon ganz vortrefflich auf ungesatteltem Pferde war, und der, wenn er herausgerufen wurde, sich dicht vor der kaiserlichen Loge militärisch grüßend aufstellte, was von dem Czaren ganz ernsthaft erwidert wurde, worauf er ihm eine große Düte voll Zuckerwerk über die Brüstung warf. Die Pferde des Cirkus waren mit wenig Ausnahmen mittelmäßig, auch unter den Künstlern wenig Besonderes, wogegen sich unter den Reiterinnen, bei denen weniger auf Kunst als auf gute Behandlung gesehen wurde, schöne Polinnen, Engländerinnen und Italienerinnen befanden. Häufig wurden diesen nach den Vorstellungen kleine Fêtes veranstaltet, bei denen es zuweilen recht laut in der betreffenden Villa des sonst so nächtlich stillen Peterhofes zuing, und es mochte darüber manch Nachtheiliges aufwärts gedrungen sein — genug, es wurde eines Tages gewünscht, daß bei diesen Unterhaltungen junger Herren Niemand vom Major aufwärts zugegen sein möge.

Rings um den Peterhoferpark, besonders an der Straße nach der Residenz und am finnischen Meerbusen, befanden sich zahlreiche Villen, oft von weitem recht stattlich anzusehen, mit Thurm und crenelirter Mauer, was sich aber beim näheren Betrachten häufig als von Holz erbaut auswies, oft auch als Cottage hübsch im Grünen liegend, meistens aber und dieß besonders am Gestade des Meerbusens in Form gewöhnlicher Bauernhäuser, entweder Petersburger Familien angehörend, oder von diesen für die wenigen meistens sehr heißen Sommermonate gemiethet. Hier richtet man sich, kaum daß die Schneedecke verschwunden ist, so wohnlich als möglich durch die mitgebrachten Möbel und Betten ein, hat das unschätzbare Seebad umsonst und erquickt sich besonders in den warmen, milden Sommernächten an dem balsamischen Dufte des Tannen- und Birkenwaldes. Dazu herrscht in all diesen Datschen — so werden sämmtliche große und kleine Landhäuser benannt — eine unbegrenzte, herzliche Gastfreundschaft, bei welcher der Samowar stets auf dem Tische brodelt und wo auch guter Wein und etwas zum Jubel niemals fehlt. Hat man nur erst auf einer Villa Eingang gefunden, was für jeden anständigen Menschen sehr leicht ist, und dort Gesellschaft aus der Nachbarschaft getroffen, so sind einem zahlreiche Datschen geöffnet, wovon auch ich häufigen Gebrauch und wodurch ich manche angenehme Bekanntschaft gemacht habe. Unvergleichlich waren jene schönen Nächte am Gestade der leise wogenden Fluth. Bei kaum merklicher Abkühlung empfand man wohlthätig den leisen Lufthauch, der kaum die Flammen des Lichtes bewegte, und blickte gerne in die stete Dämmerung, die alles ringsumher erkennen ließ. Erscheint dann aber, oft schon gleich nach Mitternacht, die Morgenröthe wieder, so eilt man nach Hause, um nicht immer von dem ersten Sonnenstrahl als Nachtschwärmer ersten Ranges auf der Straße betroffen zu werden.

Häufig genug kam dieß dennoch vor, meistens sehr unbe-

haglich wirkend. So erinnere ich mich eines brillanten Nachtfestes auf Sergiewskoe, dem schönen Landſitze des Herzogs von Leuchtenberg, wo bei Illumination und Beleuchtung durch farbige Glaskugeln à la Mabilie im Freien auf einer Estrade, die mit Segeltuch glatt beſpannt war, getanzt wurde — und in ſeligem Vergessen fortgetanzt, bis der erſte verrätheriſche Sonnenſtrahl durch die Bäume hereinblitzte, ein blendendes Licht, vor welchem der Teint keiner der anweſenden Damen — und es waren überaus ſchöne Frauen und Mädchen darunter — Stand zu halten vermochte; alles ſtob auch wie beim erſten Hahnenſchrei auseinander, und jedes eilte, die zerſtaunten Friſuren und ſahlen Geſichter zu verhüllen.

Dieſes Sergiewskoe iſt eine Schöpfung des Herzogs von Leuchtenberg, über welche, ſowie auch über die Peterhofer Willen der kaiſerlichen Familie mir deſſen Secretär, Herr Muſard, intereſſante Einzelheiten erzählte. Vor dem Frühjahr nämlich ſind dieſe hübschen Gärten, die jetzt mit gewöhnlichen und ſeltenen Gewächſen prangten, durchaus ſahl und zeigen höchstens Gruppen von Tannen und weißſtämmigen Birken, die allein den harten Winter zu überdauern vermögen; nun kommt es auf die Jahreszeit und auf den Willen des Beſizers, hier des Czaren an, wann Peterhof grünen und blühen ſoll; auf ſeinen Wink rühren ſich dann Hunderte geſchäftiger Hände, um aus den rieſigen Gewächshäuſern Pflanze um Pflanze, Strauch um Strauch, Baum um Baum in Töpfen und Kübeln herbeizubringen und aufzupflanzen. Für die Gärten von Sergiewskoe allein, ſagte mir Herr Muſard, würden 800,000 Stück Pflanzen verwendet.

Die dießjährigen, ſchon früher bei dem „Getrunft“ erwähnten großen Manöver bei Kraſnoje-Selo, woran das Gardecorps, ungefähr 60,000 Mann ſtark, Theil nahm, und denen wir zuweilen unter Führung des Stallmeiſters Hochſtetter zu Pferde anwohnten, ſchloſſen gegen Ende Auguſt mit einer großen Pa-

rade, einem der größten und schönsten militärischen Schauspiele, wie man es auch nur hier sehen konnte, wo die an sich einzelförmige Linie durch die verschiedensten europäischen und orientalischen Waffengattungen malerisch gegliedert wurde. In der Ebene, wo der Vorbeimarsch der Truppen stattfand, war ein hoher Erdhügel aufgeschüttet, sorgfältig geebnet und die abschüssigen Wände desselben mit Rasen bekleidet worden, so daß er wie natürlich entstanden aussah, oben befand sich unter einem farbigen Zeltbache die Kaiserin mit den Großfürstinnen und dem Gefolge, während sich vorn an der Spitze des Hügelns neben einer hohen Flaggenstange, die er mit der Linken gefaßt hatte, der Kaiser allein befand, um mit weithin dröhnender Stimme jedem der vorbeimarschirenden Truppentheile ein: „Choroscho“ — ich bin zufrieden — zuzurufen, worauf die brausende Antwort erfolgte: „Radiastavatza“: einer jener unübersehbaren russischen Ausdrücke, der hier ungefähr besagen will: „Wir sind glücklich, für dich zu ermüden!“ —

Auch in Zarskoje=Selo waren wir ein paar Tage, ich aber mit keiner rechten Ruhe mehr, da die Zeit der Abreise heranrückte, für welche ich auch in Petersburg sehr viel zu besorgen hatte. Geschäftliches für den Kronprinzen, sowie privatim oft recht schwere Abschiede von lieben Freunden, die ich dort erworben und bei denen ich manchen heiteren Abend verlebt hatte. Angenehmerweise führte mich die Eisenbahn von Zarskoje=Selo in wenig mehr als einer halben Stunde nach der Hauptstadt; es war dies die erste Bahulinie Rußlands, bei deren Eröffnung man sich die artige Geschichte erzählte, daß Kaiser Nikolaus mit seiner Troika auf der Landstraße neben der Lokomotive gefahren sei und diese bis Petersburg natürlicherweise noch um ein paar Pferdekopflängen überholt habe.

Zarskoje=Selo mit seinem schönen Schlosse, seinen prächtigen Rasenflächen, schattigen Alleen, murmelnden Wassern und leuch-

tenden Seen ist, von heiteren Menschen belebt, gewiß ein herrlicher Sommeraufenthalt, erschien uns aber jetzt bei Abwesenheit des großen Hofes, sowie beim Herannahen des Herbstes, still, öde, ja traurig, so daß wir froh waren, wieder nach dem heimlichen Peterhof zu kommen. Doch fanden wir auch hier schon Anzeichen, daß der Sommer, der dieses Jahr überaus prächtig gewesen war, Abschied nehmen zu wollen schien, um ohne eigentlichen Herbst in den Winter überzugehen; der Wind kam von Norden, die See fing an hoch zu gehen, schon fielen gelbe Blätter von den Bäumen, und auf der Straße von Petersburg begegnete ich schon ganzen Wagenzügen mit Hausrath beladen, denn schon viele von denen, die den Sommer auf dem Lande verbrachten, bezogen die Winterquartiere.

Beim Näherkommen unserer Abreise, sie war auf den 9. September festgesetzt, wuchs auch wieder die Unruhe des Generals von Spitzemberg, der, besonders zum großen Ergötzen des Generals von Lieven, wieder anfing mich häufig durch Lakaien und reitende Diener aussuchen zu lassen, um mir kummervolle Reden zu halten, die meistens darauf hinausgingen, daß ich sehr leichtsinnig sei und mir gar keine Sorge mache über die bevorstehende Reise nach Hause, für die ich als selbstständiger Reismarschall bestellt worden war. „Wir gebrauch',“ sagte er, „für die Kronprinz und Gemahlin mit Gefolge, sowie für die Großfürst Constantin, die in zahlreicher Begleitung mitgeht, sechszig bis achtzig Pferd' für jede Station, wo will Sie das, zum Beispiel im Altenburgisch, auf eine Post finden, da muß man vorher schreib' und darum kümmert Sie sich wohl gar nichts?“

Bergeblich war es, daß ich ihm schon öfter feierlich versichert, ich würde mich der Sache mit dem größten Eifer annehmen und sei überzeugt, mit dem ganzen Train glücklich durchzukommen; er fing immer wieder von Neuem davon an, so auch eines Abends, als er mich aus einer heiteren Gesellschaft herbei-



rufen ließ und ich ihn mit unserem Gesandten, dem Fürsten Hohenlohe, beim Thee antraf und er mir schließlich jammernd sagte: „Ich weiß wohl, Sie mach' sich nichts aus meine Verlegenheit, aber ich will Sie hier vor Seiner Durchlaucht versichern, daß Sie in Altenburg“ — welches er in dieser Richtung besonders auf dem Striche hatte — „nicht einmal die vier Pferd für die Kronprinz zusammen bringt.“ Das war mir denn doch zu bunt, und um endlich einmal Ruhe zu bekommen, sagte ich ihm in entschiedenstem Tone: „Ach was, Excellenz, darnach habe ich mich schon längst erkundigt und weiß sogar jetzt schon, daß die vier Pferde, die für den Kronprinzen bestimmt sind, Peter, Hans, Claus und Jakob heißen!“ Prinz Hohenlohe, der häufig ähnlichen Scenen zwischen dem General und mir beigewohnt, brach in lautes Lachen aus, in das endlich Seine Excellenz, gute Miene zum bösen Spiel machend, mit einfiel, und von da ab ließ er mich in Ruhe.

Uns allen that der endliche Abschied von Rußland, besonders vom Peterhof, wo wir beim herrlichsten Wetter eine Reihe von angenehmen Wochen verbracht, so viel Schönes erlebt und liebe Freunde erworben, recht leid. Unter diese durfte ich vor allem den General Lieven rechnen, der mir auf's Herzlichste zugehan blieb, und der mir am Strande, angesichts der Schiffe und des weiblichen Gefolges der Kronprinzessin noch in seiner kaustischen Art sagte: „Etwas haben Sie in Rußland noch nicht kennen gelernt, vor dem ich Sie väterlich warnen muß, das sind — pui — die meisten der Allerhöchsten Kammerfrauen, Sie werden mit ihnen zu thun kriegen, und da gibt es nur eins, streng nach jeder Richtung hin seine Pflicht gethan, Anweisungen kurz, bündig und pünktlich gegeben, und sich dann weiter den Teufel nicht um guten oder bösen Willen bekümmern.“

Zwei Kriegsdampfer waren mit der Aussteuer der Kronprinzessin vorausgegangen, und wir folgten auf den Dampf-

fregatten Kautschatka und Krosiastschy, hatten ziemlich ruhige See und kamen den dritten Tag nach Swinemünde, wo ich gleich Gelegenheit bekam, mich nach den Anweisungen des guten General Lieven zu richten, das heißt meine Schuldigkeit zu thun und mich um Weiteres nicht zu bekümmern. Theils durch unsere Gesandtschaft in Berlin, theils brieflich war alles so genau und pünktlich bestimmt worden, daß ich jedem schon auf dem Schiffe, zwischen Swinemünde und Stettin, schriftlich den Namen des Gasthofes, auch die Nummer seines Zimmers angeben konnte, ja sogar die Nummer des Wagens, um vom Hafen in die Stadt zu fahren, war vorgemerkt, so daß der betreffende Diener ihn nur zu rufen brauchte. Diese Karte überreichte ich auch der ersten Kammerfrau der Kronprinzessin, einer verwitweten Majorin Elkinsky, die mich aber keines Blickes würdigte und statt ihrem Diener die Karte zu übergeben, dieselbe einfach unter die Bank warf.

Alles verließ um so eiliger das Schiff, als es leise anfang zu regnen, was mir schon dadurch unvergeßlich ist, weil es dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., der nach Stettin und an den Hafen gekommen war, um seine Richte zu empfangen, zu einer jener raschen Antworten, für die er bekannt war, Veranlassung gab. Es fing bereits an zu dunkeln, und Seine Majestät stand im grauen Militärmantel, die Feldmütze auf dem Haupte, am Ufer und sagte mit einemal in die Höhe blickend: „Ich glaube, es regnet?“ worauf ein dienstfertiger Kammerherr oder dergleichen bemerkte: „Zu Befehl, Euer Majestät.“ Der König aber gab rasch und lachend zur Antwort: „Gott bewahre, ich befehle das durchaus nicht.“

In Berlin blieben wir nur einen Tag, und von dort gab es allerdings hie und da Schwierigkeiten in Betreff der vielen Postpferde, die wir nöthig hatten, sowie auch der Gasthöfe, von denen ich an kleineren Orten ein paarmal zwei völlig in Be-

schlag nehmen mußte, nur um die hohen Herrschaften, sowie die vielen Personen des Gefolges unterbringen zu können; zu meiner Unterstützung hatte man mir zwei russische Feldjäger beigegeben, von denen jeder seinen eigenen Wagen hatte, und die ich theils nach rechts und links zum Requiriren von Postpferden, sowie auch vorausandte, um in Gasthöfen vorläufig das Nöthige mit Beschlag zu belegen. Bisweilen, wenn diese Vorsichtsmaßregeln nicht nöthig waren, fuhr ich auch wohl tagelang mit einem dieser kaiserlichen Feldjäger, die alle Offiziersrang haben, einem angenehmen, gebildeten Kurländer, der mir viel Interessantes von seinen Fahrten durch das weite Rußland, zum Beispiel von Odessa nach Petersburg und besonders von den Strapazen im Winter erzählte. Eine solche Tour dauerte damals oft zehn bis zwölf Tage mit ununterbrochenem Fahren in einem offenen unbedeckten Schlitten oder Wagen ohne Federn und Rücklehne, in welchem der Courier nach vorn zusammengekrümmt saß. Bald durchnäßt, bald durchfroren, kam er oft in einer bemitleidenswerthen Verfassung vor dem Winterpalais in Petersburg an, um dem Czaren wichtige Depeschen persönlich zu überbringen. So traf auch mein Erzähler eines Tags in einem Zustand ein, daß ihn die Bedienten vom Schlitten herabheben mußten, und nothdürftig aufgethaut, trat er vor den Kaiser, der die auf's Sorgfältigste in Tuch und Leder eingenähte Depesche entgegennahm, um dieselbe, da sie durch Feuchtigkeit beinahe unleserlich geworden war, dem Feldjäger mit den Worten: „Geh' auf die Hauptwache!“ vor die Füße zu werfen

„Hätte ich das ohne Weiteres gethan,“ fuhr er fort, „so würde ich wahrscheinlich heute nicht mit Ihnen durch Deutschland fahren, so aber ermannte ich mich und erwiderte militärisch grüßend: „Zu Befehl, kaiserliche Majestät; Gott ist über uns Allen, und wenn er Schnee und Regen schickt, so muß Jeder das geduldig hinnehmen.“ — Ein paar Sekunden lang blickte mich

der Kaiser starr an, ehe er sagte: „Du hast Recht, Gott, dem wir alle unterthan sind, wacht über uns — geh' nach Hause!“ Den andern Tag erhielt ich eine Extrabelohnung und wurde bald darauf wieder verschickt, ein Beweis, daß der Kaiser keinen Groll auf mich hatte.“ —

Selbst im Altenburgischen, vor dessen Extraposteinrichtungen der alte General Spitzemberg so großen Respekt hatte, ging es ganz leidlich, und als ich ihn im herzoglichen Schlosse, wo wir alle untergebracht wurden, erwartete, konnte ich mich nicht enthalten, ihm scherzhaft von seiner Mengstlichkeit zu sprechen, worauf er mir aber halb entrüstet zur Antwort gab: „Sie wird immer ein leichtsinniger junger Mann bleib' und sollte lieber der Himmel dank', daß bis jetzt Alles so gut gegangen; aber wart' Sie nur, wart' Sie nur, ob Sie heut Nacht zwischen hier und Weimar die nöthige Pferd bekommt!“ Dies veranlaßte mich, ihm später höflicher Weise von einer der nächsten Stationen aus ein Telegramm, das Morgens gegen drei Uhr nach Altenburg kam, des Inhalts zu senden: daß es nirgendwo an Pferden fehle. Für mich war der kurze Aufenthalt in dem Schlosse von Altenburg von hohem Interesse, sei es auch nur als Schauplatz des sächsischen Prinzenraubes, der auf mich als Knaben schon in Wort und Lied einen so mächtigen Eindruck gemacht, auch war die herzogliche Familie von außerordentlicher Liebenswürdigkeit, und selbst die Herzogin, eine Schwester der Königin Pauline von Württemberg, war durchaus nicht ungnädig gegen mich. Als ich, den Kronprinzlichen Herrschaften voraus, zur Frühstückszeit im Schlosse ankam, wurde mir in den Zimmern der Herzogin Chokolade angeboten, die ich leichtsinniger Weise annahm, indem ich mich dadurch in Verlegenheit brachte, zwischen den drei jungen schönen Prinzessinnen sitzend, beständig die Serviette gebrauchen zu müssen, da mir nach jedem Schlucke alle der Reihe nach wiederholt, obwohl auf die liebenswertigste Art,

Fragen über meine Reise in den Orient, besonders in's gelobte Land, thaten; eine dieser Prinzessinnen ist heute Königin von Hannover und die andere Gemahlin des Großfürsten Constantin von Rußland. Auf Weimar, die durch Goethe und Schiller mit unsterblichem Rufe verherrlichte kleine Stadt an der Ilm, freute ich mich begreiflicherweise ganz besonders, doch wieviel ich auch schon von der Einfachheit und den kleinen Verhältnissen derselben gehört und gelesen, so blieb doch das Städtchen, besonders im Vergleich mit dem Glanze jener beider großen Namen, weit hinter meiner Erwartung zurück. Beim ersten Anblick erscheint Weimar mehr wie ein Dorf, das an einen Park stößt, als wie eine Hauptstadt mit großherzoglichem Hofe und Zugehör. Es ist so still, so bescheiden und hat, obgleich von alterthümlicher Bauart, doch nichts von dem Malerischen, woran sich das Auge an den meisten alten deutschen Städten entzückt. Die feinfarbigen, hellbraunen oder apfelgrünen Häuser haben spitz zulauende Dächer; aber man sieht keine interessanten Giebel, keine Spiele architektonischer Phantasie, kein Gemisch verschiedener Stilarten, wie sie anderswo den Reisenden fesseln. Man lernt seine stillen, einfachen und freundlichen Fußwege lieben, als passenden Schauplatz für die einfachen Menschen, welche sich über die Scene bewegen; doch gab es dieser Spaziergänger in der Stadt, besonders während der Arbeitsstunden, außer den Fremden noch sehr wenige, und was allein diese hiesigen Plätze belebt mache, sagte mir ein witziger Freund, seien die einheimischen Professoren und Gelehrten, die sich nach einer passenden Stelle für ihr später zu errichtendes Denkmal umschauten.

Damals wurden noch in Weimar die Kühn mit Ostentation aus- und eingetrieben, und in den Modewaarenläden fanden sich rothgestreifte baumwollene Taschentücher stark vertreten.

Daß uns dagegen die Stätten, wo Goethe und Schiller gewohnt, gearbeitet, gelebt und gestorben, wie nationale Heilig-

thümer anmutheten und nur mit den Gefühlen höchster Verehrung besucht wurden, ist selbstredend; so Goethes einfaches Gartenhaus mit der grünumrankten Wand, mit der einfachen Holzaltane, von wo er so oft in das mondbeschienene Jmthal geschaut; Schillers Haus, sein Wohn- und Schlafzimmer, so rührend einfach, fast ärmlich, mit seinem Bettgestelle aus Tannenholz, dem schlichten Arbeitstisch und mit der humoristischen Beigabe des gewissen Champagnerpfropfens als Dintenfaßverschluss.

Eigenthümlich enttäuscht fand ich mich gegenüber manch' begeisterter Schilderung von Goethes Haus am Frauenplan, selbst von der Treppe, die, als wahrhaft prächtig geschildert, für die übrigen Räume allerdings zu groß ist, aber dennoch vor dem Beschauer gewaltig zusammenschrumpft, wenn man sich, wie verzeihlich, eine italienische Halle mit reicher architektonischer Verzierung mit Büsten und Bildsäulen gedacht hat. Hochinteressant sind allerdings hier, sowie in den Empfangszimmern, die vielfachen, oft kostbaren Schätze und Erinnerungen, die Goethe in Büsten, Statuen, Bildern, Kupferstichen, Gemmen, Broncestatuetten, Lampen und Vasen zu einem reichen Museum vereinigt hat; doch tritt man aus diesen Räumen, welche dem Besucher die Stellung Goethes als Ministers und Kunstliebhabers vergegenwärtigen, mit einem wahrhaft erhebenden Gefühl höchster Verehrung in das Heiligthum des Hauses, sein Arbeitszimmer, seine Bibliothek und sein Schlafzimmer.

Durch ein Vorzimmer, wo in kleinen Schränken die mineralogischen Sammlungen standen, traten wir in das Arbeitszimmer, ein niedriges, enges, etwas dunkles Gemach mit nur zwei winzigen Fenstern und mit einer wahrhaft rührenden Einfachheit möblirt. Alles war darin noch so enthalten, wie es am Todestage des Dichters war. In der Mitte stand ein einfacher Tisch von schlichtem Eichenholz. Kein Lehnstuhl war da, kein Sopha, nichts, was auf Bequemlichkeit deutete, nur ein gewöhn-

licher harter Stuhl und daneben der Korb, in welchen Goethe sein Taschentuch zu legen pflegte. An der Wand rechts war ein langer Tisch von Birnbaumholz und ein Bücherbrett mit Wörterbüchern und Handbüchern; da hing auch ein Nadelkissen, ehrwürdig vor Alter, mit Visitentarten und anderen Kleinigkeiten; da auch ein Medaillon von Napoleon mit der Umschrift: „Scilicet immenso superest ex nomine multum.“ Auf der Wand daneben wieder ein Bücherbrett mit einigen Werken von Dichtern. An der Wand links war ein langer Schreibpult von weichem Holz, an dem er gewöhnlich schrieb. Darauf lagen die Originalmanuskripte des Götz und der römischen Elegien und eine Büste Napoleons von milchweißem Glas stand da, welche gegen das Licht gehalten, blau und feuerfarben schillerte und darum Goethen als ein Beleg zu seiner Farbenlehre werth war. Ein Bogen Papier mit Notizen aus der Tagesgeschichte war nahe der Thüre angeheftet, und an der Thür selbst hingen musikalische und geologische Schemata. Diese Thür an der linken Wand führte in das Schlafzimmer, wenn ein kleines Kabinet mit einem Fenster diesen Namen verdient. Ein einfaches Bett, ein Lehnstuhl davor und ein winziger Waschtisch mit einer kleinen weißen Schale und einem Schwamme war das ganze Mobilier. Wer für den großen und guten Mann, der hier geruht und seinen letzten Schlaf geschlafen hat, nur einiges Gefühl hegt, dem treten bei diesem rührenden, einfachen Anblick die Thränen in die Augen und der Athem geht ihm schwerer.

Auf der andern Seite neben dem Arbeitszimmer war die Bibliothek, die freilich eher eine Kumpelkammer von Büchern genannt werden muß: die Bücher standen auf schlichten tannenen Brettern und nur kleine Stückchen Papier, mit den Aufschriften Philosophie, Geschichte, Poesie gaben eine gewisse Ordnung an.

Die berühmte Fürstengruft konnten wir baulicher Verän-

derungen wegen nicht besuchen, doch habe ich sie später, als ich einmal länger in Weimar war, mit ehrfurchtsvollen Gefühlen betreten.

Ueber Würzburg und Heilbronn kehrten wir nach Stuttgart zurück, und ward ich in Ludwigsburg, wo Hofequipagen für die hohen Herrschaften und das Gefolge zum festlichen Einzug in die Hauptstadt bereit standen, meines Dienstes als Reisemarschall entbunden, wobei aber General Spixemberg statt irgend eines anerkennenden Wortes über das, was ich geleistet, mit erhobener Nase zu mir sagte: „Dank Sie wie ich die liebe Herrgott, daß wir glücklich hier angekommen, und wenn Sie wieder einmal eine Reise zu führen hab', so nehm' Sie sich die Sache mehr an.“ Schon hatte ich eine Viertelswendung gemacht, um ihm einfach den Rücken zu kehren, als der Großfürst Constantin, der seine Worte gehört hatte, mir die Hand reichte und lachend sagte: „Beunruhigen Sie sich nicht darüber, was Seine Excellenz gesagt; es ist unter Ihrer Führung alles ganz vortrefflich gegangen, und ich weiß auch, daß der Kronprinz und meine Schwester sehr zufrieden sind.“

---

## Zwölftes Kapitel.

### Feste in der Heimath und Angnade.

Der festliche Einzug des Kronprinzlichen Paares, dem ich mich aber entzog, indem ich verschiedener Geschäfte halber so rasch als möglich vorauseilte, fand am 23. September 1846 statt, und es war zu diesem Zwecke am Neckarthor eine schöne verzierte Ehrenpforte errichtet, auf der hoch oben das Stuttgarter Stadtwappen, Banner und Inschriften angebracht waren. Das heiterste Herbstwetter begünstigte das Fest und zwanzig Minuten nach zwölf Uhr verkündigte ein Kanonenschuß, daß der Zug die



Stuttgarter Markung erreicht habe. Die Glocken sämmtlicher Kirchen läuteten und dazwischen ertönte fortwährend der Donner der Kanonen. Die Säger und Musiker der Gesellschaft Harmonie stimmten das:

„Heil unserm König, Heil!“

an, während der Zug vor dem Neckarthor ankam. Ihn eröffnete eine Abtheilung der Garde zu Pferd, dann folgte eine Reihe von Wagen, in denen Damen und Herren vom Hofe und aus dem Gefolge der Kronprinzessin saßen, die berittenen Bürger von Stuttgart, alle gleich gekleidet mit schwarz und rother Schärpe, die Wagen der Königin Sophie der Niederlande, der Prinzessinnen Marie, Katharine und Auguste und der Markgräfin von Baden; sodann die Bürgergarde zu Pferd — die Stadtreiter —, der Wagen der Königin Pauline, ihr zur Rechten die hohe Neuvermählte, die Kronprinzessin Olga, und seiner Gemahlin zur Seite zu Pferd der Kronprinz Mari, sodann der König Wilhelm, neben ihm der Großfürst Constantin, ferner der Prinz Friedrich, gefolgt von einer glänzenden Suite. Nach einer Beglückwünschungsrede des Stadtschultheißen ging der Zug weiter durch die Neckar-, Eßlinger- und Hauptstätterstraße und machte auf dem Wilhelmsplatz wieder Halt, wo der Königin und ihrer hohen Schwiegertochter von jungen, gleich gekleideten Winzerinnen Trauben aus Stuttgarter Weinbergen geboten und von den beiden hohen Frauen freundlich angenommen wurden, während junge Weingärtner den Wagen mit Kränzen von frischem Traubenlaub zierten. Nach diesem Aufenthalt ging der Zug bis zum Schlosse, wo sich der Stadtrath und Bürgerausschuß, die städtischen Beamten, die Geistlichkeit und die Bürger mit ihren Fahnen gegenüber dem Hauptportale aufgestellt hatten, rechts und links einer Tribüne, welche der Liederkrans und die Musik einnahmen. Im Schlosse wurden die hohen Neuvermählten von neunzig jungen Bürgermädchen begrüßt, die,

weiß gekleidet, auf der Schulter die württembergische Kokarde, schwarz und roth mit goldenen Fransen hatten. Nach kurzer Zeit erschienen die hohen Herrschaften sämmtlich auf dem Balkon und wurden von erneuertem Jubel begrüßt. Dazwischen ertönte Musik und Gesang und noch lange, nachdem die hohen Herrschaften sich zurückgezogen hatten und bis in den späten Abend hinein war der Schloßplatz sowie die Straßen der Stadt von einer wogenden Menschenmenge erfüllt.

Das Villabaugeschäft hatte im vergangenen Sommer recht gute Fortschritte gemacht, und war das Hauptgebäude bis zur Höhe des ersten Stockwerkes fortgeschritten, auch die Auffahrtsstraße von Berg hergestellt und ein Theil des Parkes durch den fleißigen Hofgärtner Meuner angelegt; ja im untern Theil neben der Drangerie grünte es bei unserer Zurückkunft schon ganz vergnüglich. Auch gefiel dies der Kronprinzessin ganz außerordentlich, ebenso wohl die herrliche Lage der Villa als die künstlerische und zierliche Ausführung des Baues. Sie liebte es, den Platz zu besuchen, dort den Arbeitern zuzuschauen, vor allen Dingen aber auf den Mauern umherzuklettern, wobei ich oft die Ehre hatte, sie begleiten zu dürfen und ihr beim Auf- und Absteigen die Leiter zu halten; sie war dabei freundlich und vergnügt, unbefangen wie ein Kind, voll treffender Vergleichen und Bemerkungen und heiterer Scherze; so fragte sie mich eines Tages, ehe sie nach Hause fuhr: „Können Sie auch noch etwas russisch?“ und als ich ihr bedauernd von nur wenigen Worten sprach, die mir geblieben, verlangte sie von diesen etwas zu hören, worauf ich zu ihrem Kutscher sagte: „Paschol da Moi“, was sie herzlich lachen machte, indem sie ausrief: „Es ist eigentlich gar nicht schön, daß Sie mich auf diese Art nach Hause schicken.“

Das vorhin erwähnte Drangeriegebäude im untern Theil des Parkes war schon im Laufe des Sommers soweit fertig geworden und so eingerichtet, daß vier bis fünf schöne Zimmer im

ersten Stock schon im nächsten Jahre von dem kronprinzlichen Paare bewohnt werden konnten, worauf die Kronprinzessin ganz besonders drang, um beim Wiederanfang der guten Jahreszeit etwas Eigenes zum Landaufenthalte zu haben; doch stellte ihr König Wilhelm, der -anfange in herzlichem Einvernehmen mit der angenehmen und schönen Schwiegertochter stand, sein Schloß Friedrichshafen am Bodensee für die kommende Sommersaison zur Verfügung.

Das Hauswesen des Kronprinzen mußte auf einen andern und großartigeren Fuß gesetzt werden, Dienerschaft und Stall vermehrt und eine Repräsentation auch nach außen geschaffen werden, für die ich in meiner Stellung und meinem Range nicht ausreichte, und für welche Herr von Berlichingen nicht Takt genug hatte. Der Kronprinz wünschte begreiflicherweise zu seinem Hofmarschall einen der jüngeren Männer seines Umgangs, und fiel seine überaus glückliche Wahl auf den schon ein paarmal von mir erwähnten ersten Stallmeister und Kammerherrn des Königs, Baron Julius von Hügel, einen auffallend schönen Mann, der groß und stattlich, ein vortrefflicher Reiter und voll angenehmer gesellschaftlicher Talente war. Er gebot zum Beispiel über einen so vorzüglichen deklamatorischen Vortrag, daß er in jener Zeit bei einem Wohlthätigkeitskonzerte, als er mit Dingelstedt die große Scene aus „Tasso“ zwischen dem Herzog und dem Dichter laß, von begeistertem Beifall überschüttet wurde. Liebenswürdig und behaglich im Umgange, wie er sein konnte, verstand es auch wieder Niemand so wie er, plötzlich in Miene und Wort eine schroffe Seite hervorzutehren, vollkommen gleichgiltig gegen irgend wen, sobald er in seinem Rechte war, oder in seinem Rechte zu sein glaubte. Eine bei Hof seltene Unabhängigkeit des Charakters, die ihn aber seinen Freunden um so werthet machte, da dieselbe durch richtigen Takt und herzliches Wohlwollen unterstützt, für seine Freunde, auch gegenüber den höchsten Personen, rücksichts-

los eintrat — ein Mann, auf dessen Rath und Hilfe man sicher bauen konnte, kurz Alles in Allem, wie besonders geschaffen zu jener Stellung, wo er neben der Leitung des kronprinzlichen Hofhaltes auch der Freund eines jungen Fürsten war, dem gerade Hügel's Lebenserfahrung, sein gerader Sinn, sein durchaus ehrenhafter Charakter, ja seine zuweilen hervortretende, stets ehrliche Verbheit, die sicherste Stütze sein konnte, um ihn vor leidenschaftlichen Abwegen zu bewahren.

Auch ging es im Anfang ganz vortrefflich; Baron Hügel mit seinen großen Kenntnissen und seinem soliden Geschmack richtete die kronprinzliche Hofhaltung einfach, aber elegant ein, und besonders war das Stalldepartement in Zusammenstellung der Gespanne, in Geschirren und Livréen Aufsehen erregend hergestellt.

Der Kronprinz blieb in seiner Parterrewohnung des Schlosses und das Appartement im Stocke über ihm bewohnte die Kronprinzessin, und hatte ich bei der Zimmereinrichtung hier Kleinigkeiten angebracht, die der Großfürstin in Livuzzo bei Palermo gefallen hatten, unter anderem ein hohes Spiegelglas, das sich beim Drucke auf eine Feder als Thüre demaskirte und den Eintritt in ein anderes Zimmer gestattete.

Für solche Aufmerksamkeit war sie empfänglich und dankbar, wie ich mich überhaupt aus jener Zeit nur der freundlichsten Behandlung rühmen darf und sich noch durch gar nichts auch nur im entferntesten der Entschluß kund gab, mich aus meiner Stellung zu entfernen. Man ging eben vorsichtig zu Werke, und als die ganze Hofhaltung des Kronprinzen im Sommer 1847 zum Landaufenthalt nach Friedrichshafen zog, war es durchaus selbstredend, daß ich gleichfalls mitging, und sagte mir der Kronprinz einigemal und zwar in offener, herzlicher Weise, wie sehr es ihn freue, daß mir auch die Kronprinzessin gut und freundlich geneigt sei. In der That geschah von ihr aus Alles,

um mir diesen guten Glauben zu erhalten, sie sprach ungezwungen, ja vertraulich mit mir, sowohl über Geschäftliches, als auch über sonstige tägliche Angelegenheiten; ich durfte sie wie jeder Andere bei der Unterhaltung zwanglos anreden oder im Park auf Spaziergängen begleiten, ja sie lud mich ein, mit ihr Schach zu spielen, und ich kann nur wiederholen, daß sie bei all diesen Veranlassungen nur liebenswürdig und gütig gegen mich gewesen ist.

Auch die Königin Pauline mit ihrer Tochter, Prinzessin Auguste, kamen zum Landaufenthalte nach Friedrichshafen und ich stand zu Ihrer Majestät in dem eigenthümlichsten Verhältniß. Obwohl des Tages verschiedene Male, zum ersten und zweiten Frühstück, zum Diner und Souper, Abends auch häufig zu Spiel und Thee im gleichen Salon vereinigt, war ich doch eigentlich nicht für sie da, und wenn sie beim Cerele, dem ich mich aber, wenn es nur möglich war, entzog, mit meinem Nachbar oder Nachbarin sprach, so wußte sie mich durch irgend eine Gesprächs- oder Körperwendung zu umgehen, um gleich neben der Lücke, die durch mich dargestellt wurde, munter weiter zu plaudern.

Im Allgemeinen verlebten wir einen recht angenehmen Sommer in dem hübschen Schlosse Friedrichshafen mit seinem dicht am See gelegenen schönen Garten; früh Morgens badeten wir Herren gemeinschaftlich und Baron Hügel und ich setzten das bis in den September hinein, ein paar Tage bei nur acht bis zehn Grad Wasserwärme, fort. Fast täglich wurde irgend eine Partie zu Wagen nach den benachbarten Landorten oder mit dem Dampfboot nach dem badiſchen oder Schweizer-Ufer des Sees gemacht.

Was in meinen Kräften lag, trug ich zur Unterhaltung der Gesellschaft bei, und als einmal eine Reihe kalter Regentage eintrat, schlug ich eine improvisirte Komödie vor, was allgemeinen Anklang fand. Glücklicherweise fiel mir sogleich ein passender

Stoff ein, den ich später in dem dramatischen Scherz „Monsieur de Blé“ weiter ausführte. Ich schrieb den ungefähren Gang der Handlung auf, auch was jede Scene enthalten und wie sie schließen sollte, und da ich es hier mit einem gewandten Personal zu thun hatte, von denen die meisten schon auf Liebhaberbühnen geglänzt, so ging das Stückchen nach ein paar Proben recht gut zusammen. Baron Hügel spielte die Hauptrolle, den Monsieur de Blé, der ein Schwabe war und eigentlich Döbele hieß, Graf Zeppelin, der unterdessen als Kammerherr der Kronprinzessin wieder angestellt worden war, einen Kommissionär Hagenlocher, und von den Damenrollen war eine liebenswürdige Hofdame, Frau von Sturmfeber, ausgezeichnet.

Da der Kronprinz, der für diese theatralische Aufführung sogleich leidenschaftlich eingenommen war, aber einen ganzen Unterhaltungsabend daraus zu machen wünschte, so sollte noch vorher irgend ein Scherz arrangirt werden, zu welchem ich die bekannte Geschichte vorschlug: Ein Marionettenkasten wird dargestellt durch einen quer vor die Thür gespannten Teppich, die Puppen bestehen aus runden Kartoffeln, in die man ein paar Punkte und Schrammen als Gesichtszüge schneidet; diese Kartoffeln — sie müssen natürlich roh und mit der Schale versehen sein — werden unten ausgehöhlt, auf den Zeigfinger gesteckt, dann die Hand, sowie ein Theil des Oberarms mit einem weißen oder bunten Taschentuch umwunden, und so wird oberhalb des Teppichs agirt, was, wenn es mit irgend welcher Geschicklichkeit geschieht, von äußerst komischer Wirkung ist; meistens wählt man eine höchst tragische, ja blutige Handlung, wo ein unglückliches Liebespaar zu Grunde geht, indem Sie aus einem übergroßen Wasserglase Gift trinkt, Er ein Tafelmesser an einer Seite der Scene aufsteckt, dann mit seinem Kartoffelkopf so lang hineinragt, bis dieser stecken bleibt, worauf er sich dann selbst das Haupt vom Rumpfe reißt.

So geschah es auch hier bei der Probe, doch erschien Alles das dem Hofmarschall Baron Hügel, der gleichfalls mitwirken mußte, so wenig komisch, ja förmlich albern, daß er auf's Entschiedenste von dem Scherze abrieth, indem er überzeugt war, wir würden uns damit gründlich blamiren.

Es war aber auch keine Kleinigkeit, dergleichen vor einem solchen Publikum zu wagen; denn wenn wir auch gerade kein Parterre von Kaisern und Königen vor uns hatten, so doch in der ersten Sesselreihe eine regierende Königin, den Großfürsten-Thronfolger Alexander, der zum Besuch seiner Schwester gekommen war, den Kronprinzen und die Kronprinzessin, die Prinzessin Auguste, ein paar Fürsten aus der Umgegend mit Gemahlinnen, durchlauchtigen Töchtern und dazu das stattliche Gefolge aller dieser Herrschaften, von denen ich nur noch den Fürsten Gortschakoff, den heutigen russischen Staatskanzler, nennen will.

Es war also wohl kein Wunder, daß der Held der Tragödie, wie er auftrat, mit etwas bebender Stimme sprach; doch kaum war seine Geliebte erschienen, in ein gelbseidenes Jonard gehüllt, auf dem dunklen, pausbackigen Kartoffelgesichte ein kokettes Hütchen, das aus einem bunten Baumblatte und einer Blüthe als Paradiesvogel bestand, so erfreute unser zagendes Herz ein so einstimmiges Gelächter des Publikums, daß wir beruhigt aufathmeten, auch steigerte sich die Heiterkeit von Scene zu Scene, und bei der Königin Pauline, die ich durch eine Spalte des Vorhangs sah, stellten sich von Zeit zu Zeit förmliche Anfälle von Lachkrampf ein. —

Für alle Fortschritte des Villabaufwesens interessirte sich die Kronprinzessin sehr, und mußte ich ihr darüber, so oft ich etwas Neues erfuhr, Bericht erstatten. Da Orangerie und Gewächshäuser fertig geworden waren, so mußte an Pflanzen für beide gedacht werden, weshalb mich der Kronprinz nach Nervi bei Genua schickte, um die dortigen berühmten Pflanzungen junger

Orangenstämme anzusehen und das Nöthige zu kaufen; auch sollte ich den Gärtner Keuner mitnehmen, um mit ihm verschiedene von der Kronprinzessin uns bezeichnete Anlagen in Genua, Mailand und anderwärts anzusehen, auch wünschte sie Zeichnungen von einigen Interieurs genuesischer Paläste, weshalb ich einen unserer damaligen talentvollen Zeichner, Paul Wirth, gleichfalls mitnahm, auch um ihm, der von italienischer Architektur noch nichts gesehen, zum Studium derselben zu verhelfen. Später hat er auf Angaben des Baumeister Leins weit aus den größten Theil der wundervollen Zeichnungen sowohl für das Neußere als für das farbenprächtige Innere der Villa bei Berg entworfen und letzteres auch theilweise mit ausgeführt. Leider war dieses große Talent von keinem festen Charakter unterstützt, da ihn Wirthshauschild und dahinter die Weinflasche zu mächtig anzogen, und er so, allerdings erst nach Jahren, nach und nach verkam und eines Morgens todt im Neckar bei Cannstadt, wohin ihn absichtslos sein schwankender Fuß geführt, aufgefunden wurde. Schade um ihn, er war ein guter Mensch und ein großer Künstler, und wer heute den Arabeskenreichtum auf der königlichen Villa bei Berg anschaut, bewundert dabei das Werk seiner Hand und seines Geistes.

Auf dieser Tour, die für mich übrigens kaum vierzehn Tage dauerte, traf ich in Mailand mit meinem Freunde, dem Maler Karl Müller zusammen, der von Rom kam, um sich nach Stuttgart zu begeben; da ich wußte, daß er dem Kronprinzen angenehm war, so überredete ich ihn, zuerst mit mir nach Friedrichshafen zu gehen, auch um dort der Kronprinzessin vorgestellt zu werden; wir fuhren längs dem Lago Maggiore, ohne uns dabei gerade zu übereilen, besuchten die borromäischen Inseln, die für mich neu waren. Reizend ist Isola Madre, wogegen die Isola Bella, von weitem einem Pastetengehäuse ähnlich, mir auch im näheren Betrachten wegen der steifen



Formen ihrer Terrassen, ja der ganzen Gartenanlage, keinen besondern Eindruck machte. Um auch die Simplonstrasse kennen zu lernen, fuhren wir über diesen unangenehmsten aller Alpenübergänge, ein Weg, der sich wie ein Faden stundenlang über die Bergabhänge herumwindet, auf der einen Seite verschiedene tausend Fuß Abgrund, auf der andern ebenso hohe steile Wände, so daß, wenn man bei einer Biegung rückwärts schauend ein Fuhrwerk folgen sieht, man erstaunt ist, daß es nicht der erste Windstoß in die Tiefe schleudert. Uns beide, meinen Freund Müller zumeist, versetzte diese Fahrt in eine gelinde Aufregung, die ich durch allerlei gute und schlechte Scherze zu mildern suchte, indem ich zum Beispiel einen vorher bestochenen Postillon oder den Kellner eines Posthauses nach seinem Namen fragte, um stets die verabredete Antwort zu erhalten: „Ich heiße Müller,“ was den echten Müller stets zu einem Zornausbruche veranlaßte, bei welchem er ausrief: „Siehst du, dieser Kerl heißt auch wieder Müller! o, es ist ein Unglück, Müller zu heißen, besonders wenn man Künstler ist.“ Daran hatte er allerdings nicht ganz Unrecht, hat aber doch, wie ich schon früher bemerkt habe, seinen eigenen Künstlernamen Karl Müller sehr zu Ehren gebracht.

In Friedrichshafen wurde er von den Herrschaften auf's Freundlichste empfangen, wohnte im Schlosse, nahm an Allem, auch an den Landpartieen Theil und erfreute dafür die Kronprinzessin mit reizenden Aquarellskizzen von allerlei Vorfällen bei diesen Ausflügen. Hier faßte ich auch die erste Idee, den Tanzsaal der Villa mit zwei großen Oelbildern von seiner Hand zu schmücken; für die Müller eine Scene aus dem römischen Carneval und das Oktoberfest auf der Villa Borghese vorschlug. Der Kronprinz gab dazu gern seine Einwilligung und Müller erhielt dadurch Gelegenheit, zwei Kunstwerke zu schaffen, von denen das Oktoberfest durch das schöne Kunstblatt von Alfons Matinet auch weiteren Kreisen bekannt geworden ist.

Gegen Ende Septembers kehrten die Kronprinzlichen Herrschaften mit der ganzen Hofhaltung nach Stuttgart zurück, und es war gut, daß ich mich wieder für den lebhafteren Fortgang des Villabauwesens persönlich interessiren konnte; auch zeigte sich das Herbstwetter dem Fortgang der Arbeiten günstig, und zu Allem hatte die Kronprinzessin, die an der Schöpfung ihres Gemahls warmen Antheil nahm, eine nicht unbedeutende Geldsumme zum rascheren Betrieb beige-steuert; doch begann ihr Sekretär, Herr von Adlung, bei dieser Gelegenheit schon gegen mich zu agiren, indem er seine Herrin zu der Bedingung veranlaßte, diese Gelder unter die spezielle Controlle des Hofmarschalls Baron von Hügel zu stellen, mit welcher Bedingung ich übrigens vollkommen einverstanden war. Ich wünschte nichts sehnlicher, als die ganze, immer drückender werdende finanzielle Last von einem Andern und Stärkern mittragen zu lassen. Dazu aber wollte sich Baron Hügel, was ich auch begreiflich fand, nicht herbeilassen, und so sollte das Villabauwesen auch ferner speziell unter meiner Leitung und getrennt von der Hofhaltung bleiben. Doch bezeugte er mir andern Theils den Freundschaftsdienst, mich gegen Herrn von Adlungs Aeußerungen in Schutz zu nehmen.

Da der Staat dem jeweiligen Kronprinzen eine standesmäßige Wohnung herzurichten hatte, so war das Kronprinzliche Palais, wie es heute zwischen dem Königsbau und dem Bazar steht, von Oberbaurath Gaab projektirt worden, wobei ihm übrigens das Maximilianspalais in der Ludwigsstraße von München vorgeschwebt haben mag, und man riß die dort stehenden Häuser, theils dem Staate, theils Privatleuten gehörend, ab; als ich eines Tages dazukam, bemerkte ich in dem Thorwege des Hauses, welches dem sogenannten Indigo-Müller gehört hatte, vier schöne steinerne Säulen im edelsten Renaissancestil, die offenbar von dem ersten Umbau des königlichen Lusthauses

herrührend, hier zur Hälfte eingemauert standen. Mit dem Unternehmer des Abbruchs, für den diese vier Säulen nicht mehr als den Werth gewöhnlichen Steins hatten, wurde ich bald handelsseinig, kaufte sie für vierundvierzig Gulden und ließ sie in meinen Garten hinauftransportiren, um sie später einmal zur Ausschmückung eines Landhauses zu benutzen; doch kam ich zu einem solchen, allerdings von bescheidener Art, rascher als ich mir selber gedacht; denn da die Villa jetzt unter Dach gekommen war, so wurde das Bau- und Zeichnungsbureau in ein paar Räume des Hauptgebäudes verlegt und so die ehemalige Bauhütte entbehrlich. Was damit geschehen werde, frug der Kronprinz eines Tages, worauf Leins die Antwort gab: „Da das Holzwerk für den Bau nicht mehr verwendbar sei, wolle er es versteigern lassen, wenn sich kein Liebhaber für die Hütte als solche zeige,“ worauf ich bei der Worthlosigkeit des Gegenstandes lachend sagte: „Schade, daß ich sie nicht kaufen darf, es gäbe ein prachtvolles Landhaus für mich.“ — „So nehmen Sie sie unverkauft,“ erwiderte er gütig, „und soll es mich recht freuen, wenn Sie sie gebrauchen können.“

So ist der wahrheitsgetreue Anfang meines später so berühmten gewordenen kleinen Landsitzes „Haidehaus“, von dem so viel Unerhörtes gefabelt worden ist, wie er in meinen Besitz gekommen sei, und wie ich ihn mit kronprinzlichen Geldern gekauft und auf's Prachtvollste eingerichtet habe.

Das Holz dieser Bauhütte ließ ich in meinen Garten hinauftransportiren, dort an geeigneter Stelle einen Keller graben und ausmauern und nachdem ein kleiner Steinsockel gelegt war, die Mauerwände mit dem Dachstuhl wieder aufrichten, was ein ganz stattliches Gebäude gab und mir schon während der Ausführung ein ganz unglaubliches Vergnügen machte. Stundenlang, besonders Abends, konnte ich da oben auf dem Punkt mit der herrlichen Aussicht sitzen und Pläne machen, wie

mein kleines Landhaus vergrößert und verschönert werden könnte; ja während des Aufschlagens der ehemaligen Bauhütte fügte ich am südlichen Ende rechts und links je noch ein kleines Zimmer an, wodurch der Grundriß die Zeichnung eines T's bot und ich hüben und drüben eine Veranda erhielt, dießseits aus einem Dache bestehend, das auf weißen Birkenstämmen, wie ich in Rußland gesehen, ruhte, und jenseits gegen die Schlucht, in welcher das Dörflein Gablenberg liegt, hatte ich für den Billabau gänzlich unbrauchbare Säulenstücke auf Steinsockel gestellt, die ein leichtes Netzwerk von Latten trugen, über welches sich später Jungfernerben und wilde Rosen schlingen sollten und hiezu wurden, um gar keine Zeit zu verlieren, schon in diesem Herbst Anpflanzungen gemacht.

Auch mit dem Graben meines Brunnens war ich glücklich gewesen, und wenn auch meine Bekannten darüber lachten, daß ich da oben Wasser finden wollte, so ließ ich doch nicht nach, besonders aufgemuntert durch einen benachbarten alten Weingärtner, der mir eines Tages sagte: „So gut der Mensch auch im Kopfe Blut hat, ebenso gut kann es auf der Höhe des Berges Wasser geben.“ Und in der That fand ich vortreffliches, klares, trinkbares, allerdings erst bei achtzig Fuß Tiefe, was den Werth meines Grundstücks sogleich bedeutend erhöhte, es wurden Holzteichel, sowie ein einfaches Pumpwerk eingesetzt, und nie vergesse ich die Seligkeit, mit der ich das erste Glas kristallhellen Wassers und so kalt, daß das Glas augenblicklich anließ, austrank, nachdem ich es selbst heraufgepumpt hatte.

Daß diese und ähnliche Arbeiten in meinem Garten nicht verschwiegen bleiben konnten, ist selbstredend; auch machte ich durchaus kein Hehl daraus, ja lachte dazu, wenn man mit weniger oder gar keinem Wohlwollen von meiner Villa sprach, erinnere mich aber doch, wie tief verletzend ich es empfand, als, wie schon erwähnt, der alte General von Spitzemberg dem König

Wilhelm sagte: „Da legt sich die Hackländer ein Landhaus an, was jetzt schon über zehntausend Gulden kostet“ — zehntausend Gulden! — wo hätte ich diese Summe hernehmen müssen, oder wo den Leichtsinn, sie schuldig zu bleiben. Trotzdem aber konnte ich diese Aeußerung nicht so hingehen lassen, und nahm in einer passenden Stunde Veranlassung, Seine Majestät darüber aufzuklären, indem ich ihm die Ankaufsakten meiner Grundstücke mit den allerdings noch unbedeutenden Anzahlungen, sowie die Summe meiner bisherigen Ausgaben vorlegte. Er behielt diese Papiere einige Tage, und als er sie mir alsdann zurückgab, geschah das mit einer wohlwollenden Aeußerung.

Ueberhaupt muß ich hier sagen, daß König Wilhelm über zwanzig Jahre lang stets in einem freundlichen Verkehr mit mir gestanden ist, wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf, und daß Seine Majestät bis zu Ihrem Tode stets gnädig und wohlwollend für mich gewesen ist; dabei war es eine Freude, ja ein wahres Glück, mit ihm reden zu können und sich von ihm belehren zu lassen, was er während der Unterhaltung oft in den kürzesten Worten, aber stets in klaren und bestimmten Gedanken that. Auch war seine Sprache stets deutlich und verständlich, wogegen seine Handschrift sehr schwer zu entziffern war. Anstatt der Vokale und der Buchstaben m und n pflegte er nur gerade Striche zu machen, für jeden Ueingekehrten sehr schwer zu lesen; doch da ich alle eigenhändigen Schriftstücke des Königs dem Kronprinzen übersetzen oder vorlesen mußte, erlangte ich nach und nach eine vollkommene Fertigkeit darin, besonders aber auch, weil die Hieroglyphen Seiner Majestät stets ganz genau dieselben blieben.

König Wilhelm war nicht groß, hatte eine offene Stirne, schöne kluge Augen und einen sehr wohlgeformten Mund und nur ein kleines Schnurrbärtchen. Viel Bartwerk, vor allen Dingen große Vollbärte konnte er nicht leiden und galten sie ihm als

Attribut eines Demokraten; öfters, wenn ich damals bei ihm im Zimmer stand, konnte er an's Fenster eilen und hinaussehend sagen: „Da kommen auch wieder ein paar solcher Kerle, die statt zu arbeiten sich in den Volksversammlungen herumtreiben und mein Volk aufheizen.“ Gelleidet war der König stets fein, selten streng nach der Mode; gerne trug er einen braunen sogenannten Keitfrack, graue Beinkleider, einen Cylinder und feine graue Handschuhe, deren Finger aber stets zu lang waren. Während er bei Militär- und Civilvorstellungen, selbstverständlich auch bei Paraden und dergleichen, meistens auch im Theater in Uniform war, sah man ihn auf der Straße nur in Civilkleidern, und mochte er hier scheinbar noch so sehr unter der Menge verschwinden, wurde man doch auf ihn aufmerksam, ja Fremde blieben stehen, um dem vornehmen alten Herrn nachzuschauen.

Wenn er nicht sprach, erschienen seine Gesichtszüge sehr ernst, ja häufig im Theater verbrießlich, fast düster, während wieder beim aufmerksamen Zuhorchen eine Kleinigkeit im Dialog, etwas Ansprechendes in der Musik im Stande war, sein Gesicht plötzlich heiter aufleuchten zu lassen, ja, ihm ein kurzes, oft hörbares Lachen zu entlocken; auch markirte er häufig den Rhythmus der Musik mit seiner Hand auf der Logenbrüstung, aber mit einer unglaublichen Virtuosität im Verfehlen des Taktes. Auch in der Unterhaltung verstand er einen wohlangebrachten Scherz, konnte alsdann, wenn das Geschäftliche erledigt war, sehr heiter sein und war stark in witzigen und oftmals sehr pikanten Anspielungen auf bekannte Persönlichkeiten.

Häufig ließ er mich rufen, entweder durch Vermittlung des geheimen Cabinets, wo es alsdann Geschäftliches in Betreff seines Sohnes zu verhandeln gab, so während des Willabaues, um mit mir den Zustand der Kronprinzlichen Kasse zu besprechen, für mich allerdings ein hartes Stück Arbeit, dem ich mich aber mit größt-

möglicher Wichtigkeit unterzog, indem ich sogar in meiner schönen, hellblauen, mit Silber gestickten Uniform erschien. Dann bedeutete mich Seine Majestät unter sehr ernster Miene, am andern Ende des Tisches Platz zu nehmen und begann dann seine geschäftsmäßigen Fragen nach unseren momentanen Verdrießlichkeiten. Zu eigener, bedeutender Hilfe war er nicht bereit, doch erlaubte und erleichterte er sogar hie und da eine kleinere oder größere Anleihe, besonders wenn es mir gelang, ihn durch irgend eine Antwort auf seine Fragen lachen zu machen und vom eigentlichen Thema abzubringen. Dies war durchaus nicht schwer und wenn er so in andere Regionen gerieth, vergaß er den Zweck meines Dortseins und entließ mich nach Ablauf der für mich bestimmten Zeit mit einer freundlichen Handbewegung und dies war der geeignete Augenblick, um ihm rasch noch einmal in der betreffenden Angelegenheit eine Bitte vorzutragen, die er dann auch meistens im Abgehen genehmigte. Oft ließ er mich auch ganz privatim durch einen seiner Kammerdiener rufen, und dann hatte ich das Recht, durch ein kleines Kabinet neben seinem Schlafzimmer einzutreten und ihn dort zu erwarten. Häufig kam er dann, irgend eine Melodie vor sich hinsummend, nach Hause, während ich schon da war, sprach sogleich mit mir, wenn er es eilig hatte, oder bedeutete mir zu warten, bis er umgekleidet sei und das vom geheimen Kabinet Herübergekommene unterschrieben habe. Dies wurde durch den Legationsrath Hummel vorgelegt, dem er rasch durch die Zimmer gehend zuweilen zurief: „Hummeele, Hummeele! — wo ist Hummeele?“ In diesen Stunden sprach er, ob er ernst oder heiter, stets mit einer gewinnenden Liebenswürdigkeit, oft unter Berührung der intimsten Verhältnisse, häufig seinen Sohn betreffend, und zeigte alsdann eine Theilnahme und Herzengüte, die er ein andermal wie absichtlich hinter sarkastischen, oft scharfen Bemerkungen verstecken zu wollen schien.

Manchmal ertheilte er mir kleine Aufträge, meistens in Kunstangelegenheiten, dieses oder jenes Gemälde, auch wohl eine Bildhauerarbeit für ihn anzuschauen, und bei meinen häufigen Reisen mußte ich besonders nach Allem fahnden, was in alten Bronzen in maurischem Stile aufzutreiben war und so habe ich, hauptsächlich in Venedig, manch werthvolles Stück dieser Art für die Wilhelma angekauft, wo Vieles davon heute noch zu sehen ist. Für diese arabische Ornamentik hatte der König einen feinen Geschmack und richtigen Sinn, während sich sein Urtheil und Kunstgeschmack in andern Dingen sich ganz absonderlich zeigte. So hatte er für die steifen, nüchternen Möbelformen des Empire eine Liebhaberei, und die geistreichste Renaissance sowie das launenhafte Rococo verwarf er verächtlich unter dem gemeinsamen Begriffe Zopf; was er neben dem maurischen Baustyl allenfalls noch gelten ließ, waren Formen antiker Säulenstellungen, wie er sie an seinem Landhaus Rosenstein und an dem späteren Königsbau, dem Schlosse gegenüber, auführen ließ.

Was König Wilhelm in seiner langen segensreichen Regierung vom Jahre 1816 an seinem Land und Volke gewesen ist, wie er mit der umfassendsten Sachkenntniß, mit Ernst und Strenge, wo es galt, sonst wohlwollend und milde für dasselbe gewirkt und geschafft, tritt heute wieder glänzender als je auch vor die Erinnerung aller Derer, die in den letzten Jahren seines Lebens, als der alte König, krank und müde geworden, nur noch mit Bitterkeit von der Welt, die er verachtete, sprach und, ganz in sich zurückgezogen, fast zur Fabel geworden war, sich rasch von ihm abgewandt und sich eine schönere Zukunft prophezeit hatten. Die Verfassung, die König Wilhelm bei seinem Regierungsantritt sogleich und freiwillig seinem Volke gab, wurde nicht wie so viele andere oktroyirt, sondern durch gewählte Vertreter des Volkes gemeinschaftlich mit den Räten der Krone festgestellt und war für die damalige Zeit so freisinnig, daß der



neue Regent Württembergs, der Sohn König Friedrichs, als Demokrat verrufen wurde. Im Jahr 1814 hatte er tapfer für die Befreiung Deutschlands mitgekämpft, hatte alsdann das gute Recht der Deutschen auf Elsaß und Lothringen anerkannt und war dadurch so populär geworden, daß die seit den Carlsbader Beschlüssen verfolgte Burschenschaft die Hoffnung hegte, ihn einmal als deutschen Kaiser begrüßen zu können. Näher stand ihm damals die Vergrößerung Württembergs durch das Großherzogthum Baden, und es wäre damit bei seinem Muth und seiner Energie ein festeres Bollwerk gegen Frankreich geschaffen worden, was aber Talleyrand, die engherzige Politik Kaiser Alexanders, sowie auch England und vor allen Dingen Metternich zu verhindern wußten, um Deutschland nicht erstarken zu lassen. So in seiner Thatkraft und seinem edlen Streben auf Württemberg beschränkt, suchte er wenigstens hierin, von seiner trefflichen Gemahlin Katharine unterstützt, die Wunden, welche die schändliche Rheinbundspolitik und der Despotismus seines Vaters dem Lande geschlagen hatten, zu heilen und dessen Zukunft durch einen neu begründeten Rechtszustand im Verein mit der Volksvertretung zu sichern. Er schloß sich sogleich dem entstandenen Zollverein an und ließ die unvermeidliche Censur, welche mißliebige Neußerungen in keinem Bundesstaate duldete, wenigstens in seinem Württemberg in schonender Weise üben. Seinem Ausspruche gemäß, daß er es für seine erste Regentenpflicht und stets für eine seiner wichtigsten und liebsten Aufgaben angesehen habe, die Grundlage aller Wohlfahrt, die Landwirthschaft zu fördern und zu pflügen, stiftete er, um tüchtige Land- und Forstwirthe zu bilden, die so berühmt gewordene Akademie Hohenheim und machte sie zu einer der ersten derartigen Anstalten Deutschlands, ja Europa's; seine eigenen Domänen und Meiereien waren mustergiltig nach jeder Richtung, und was er für die Pferdezucht gethan, zeigt sich heute noch an den vielen Spuren edlen ara-

bischen Blutes, mit denen er die Landeszucht auffrischte; doch war dies zu einer speziellen Liebhaberei des Königs geworden, bei der er anfangs die Schattenseite übersah, eine für Zugpferde zu schwache und kleine Gattung zu schaffen; später aber sah er es selbst ein und verbesserte es durch Trakehnerzucht.

Was er nach jeder Richtung hin für den Volksunterricht gethan, zeigt sich in dem Bildungsgrade des schwäbischen Volkes, wo der Prozentsatz derer, die keinen geregelten Unterricht genossen, ein verschwindend kleiner ist. Auch Kunst und Wissenschaft förderte er allseitig und gab, was die erstere anbelangt, gern den Rathschlägen bewährter Männer Gehör, wenn es nicht gerade seine Privatanschaffungen betraf, für die er allerdings zuweilen einen etwas decolletirten Geschmack bewies. Doch hat er dagegen auch wieder, was Malerei anbelangt, wahrhaft Großes schaffen lassen, wie zum Beispiel Gegenbauers berühmte Fresken im königlichen Residenzschlosse, Scenen aus der älteren Geschichte Württembergs. Eines dieser Bilder stammt aus der Zeit, wo er im Frühjahr 1849 die Kammer der Abgeordneten sowie auch seine eigenen Minister, die eine solche willkürliche Aenderung der Thronrede nicht erwartet, durch die bekannten Worte: „Einem Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht“, verblüffte und stellt die Herzogin Henriette von Mömpelgard vor, wie diese tapfere Dame hoch zu Ross den Ausfall der Hohenzollern zurückwies.

Ein paar Jahre später, nach wiederhergestelltem gutem Einvernehmen mit Preußen, besuchte König Friedrich Wilhelm IV. Stuttgart, und da es zufällig nicht anders ging, als daß man ihn diese Zimmerreihe der Freskogemälde bewohnen ließ, so wurde das eben bemerkte Bild durch eine harmlose Draperie verdeckt, was aber den König von Preußen, der genau wußte, was dahinter steckte, zu der anscheinend unabsichtlichen Aeußerung gegen den Oberhofmeister von Mexfill veranlaßte: „Schade, daß man für diese Wand noch keinen passenden Gegenstand gefunden hat.“

Damals wurde nach einem großen Diner auf der prachtvollen Wilhelma im Carnstatter königlichen Theater eine Festvorstellung gegeben und dazu eine kleine französische Operette „Der Deserteur“ gewählt, wo in einer gewissen Scene der Chor jubelnd in die Worte ausbricht: „Es lebe der König, der König lebe hoch!“ was dann durch eine Verbeugung gegen den Gast auf diesen zu deuten gewesen wäre. Doch kam der in solchen Dingen unglaublich gewandte und stets schlagfertige preussische Monarch seinem königlichen Bruder zuvor, indem er sich rasch erhob und zuerst die Verbeugung machte, was in der kleinen Prosceniumstoge, da nun auch König Wilhelm so schnell als möglich aufstand, etwas komisch ausfiel.

Im Anfang des Jahres 1848 sandte mich der Kronprinz in Begleitung des Baumeisters Leins nach Paris, um dort Passendes in Deckenverzierungen, Tapeten, Möbeln und Stoffen für die spätere Einrichtung der Villa anzusehen, auch so viel als möglich in Mustern und Modellen, die in Stuttgart nachgebildet werden könnten, zu kaufen, denn es sollte in allen thunlichen Dingen die inländische Industrie bevorzugt werden. Da aber dieselbe noch lange nicht auf der Höhe ihrer heutigen Entwicklung stand, so sollten allerdings auch für Anderes, was in Stuttgart nicht beschafft werden konnte, Bestellungen gemacht werden — ein Recht, was man damals noch nicht gewohnt war, sich durch den Volkswillen oder vielmehr durch den Volksübermuth streitig machen zu lassen.

In Paris — es war im Januar — herrschte eine theils gedrückte, theils aufgeregte Stimmung, die selbst Fremden wie uns Weiden, welche durchaus nicht in der Absicht gekommen waren, uns um das politische Leben zu bekümmern, nicht entgehen konnte. Die Geschäfte gingen schlecht, Gasthöfe und Vergnügungsorte waren leer und nur in den Theatern zweiten und dritten Ranges ging es, besonders in den Zwischenakten, lebhaft, ja stürmisch zu.

Für unsere Einkäufe und Bestellungen war die flauere Stimmung nicht ungünstig, da die Preise gedrückt waren und es auch nicht schwer hielt, die mannigfaltigsten Dinge, neue Erfindungen oder bei uns noch Unbekanntes in einzelnen Stücken als Muster zu erhalten; und so brachte ich eine ganze Sammlung verschiedenartigster Gegenstände und in der Absicht zusammen, sie durch Stuttgarter Handwerker nachbilden zu lassen. Es waren dies besonders eiserne Haus- und Gartenmöbel, Drahtgeslechte aller Art, Blumenbeeteinfassungen, Holzschneidereien, Zinkmodelle, sowie die mannigfaltigsten Verzierungen in Steinpappe, die zu jener Zeit noch sehr unbekannt bei uns waren. Da wir mit der Malle, der französischen Briefpost, damals der schnellsten Beförderungsart, die außer dem Kondukteur nur drei Passagiere mitnahm, zurückkehren wollten, so hatten wir unsere Plätze, wie das nothwendig war, schon acht Tage vorher belegt, und mußten wir uns zur Abreise rüsten, trotzdem es in Paris täglich unheimlicher, aber auch täglich interessanter wurde; ja, wenn ich mich so ausdrücken darf, es brodelte in der riesigen Stadt, wie in einem kochenden Kessel, der am Ueberlaufen ist, und als wir am 23. Februar nach dem betreffenden Posthofe fuhren, sahen wir, daß schon da und dort Anfänge gemacht wurden, das Pflaster aufzureißen, so daß wir angesichts der mit fünf schweren Normännerhengsten bespannten Malle unschlüssig wurden, ob wir nicht unser Fahrgeld verloren geben und dableiben sollten, doch versicherte uns der dritte Passagier, der mit uns eingestiegen war, ein Mitglied der Deputirtenkammer und directeur des ponts et chaussées von Straßburg, daß die ganze Geschichte nichts auf sich habe, sondern höchstens eine kleine Emeute sei, die Marschall Bugeaud mit einem einzigen Bataillon niederschlagen werde.

So fuhren wir also ab, hatten aber kaum Stuttgart erreicht, als der Telegraph schon hinter uns drein die Geschichte der ganzen kleinen Emeute meldete, daß Marschall Bugeaud

nichts habe ausrichten können und dürfen, daß Louis Philipp mit seinem Regenschirm nach England gegangen sei und daß in Frankreich wieder einmal die Republik proklamirt worden.

Anfänglich war man diesseits des Rheins starr und stumm vor Ueberraschung und Erwartung, eine bange Stille vor dem Sturme, der sich denn auch in nie geahnter Schnelligkeit alsbald durch drohende Windstöße ankündigte und, allen deutschen Ländern und Ländchen willkommen, Gelegenheit gab, diese neue französische Mode so rasch als möglich nachzuäffen.

Auch in der schwäbischen Hauptstadt begann man sogleich, soviel als nur möglich Revolutionschen zu spielen, Vereine in rother und rötherer Färbung schossen wie Pilze aus dem Boden, die gesinnungstüchtigen Blätter, vor allem der Beobachter und Culenspiegel, letzteres ein illustriertes Blatt, das in seiner Frechheit sogleich bis an die Grenzen des Möglichen ging, munterte so unverblümt als möglich zur Zerbrechung des Sklavenjoches und zum Sturze der Tyrannei auf und Viele heulten diese Worte nach, wahrlich ohne zu wissen, worin denn gerade hier bei uns Tyrannei und Sklavenjoch zu finden sei. Es wurde eine Bürgerwehr errichtet, der sich Niemand entziehen durfte und wobei es von komischer Wirkung war, ältere, oft wohlbeleibte und dadurch bequeme Herren in der heißen Sommerhitze als Schildwache zu sehen; so vergesse ich nie den dicken Hoffschauspieler Maurer, der gewöhnlich sehr enge lakirte Stiefel zu tragen pflegte, wie er schwikend auf den heißen Steinen vor der königlichen Bibliothek hin- und hertrippelte. Ich hatte mich bei der zu errichtenden Bürgerartillerie gemeldet, doch bedeutete mir ein guter Bekannter unter der Hand, einem reaktionären Höfling, wie mir, sei jenes gesinnungstüchtige Corps verschlossen. So trat ich denn bei dem Schützenbataillon von Berg, in dessen Nähe ich beim Bau der Villa ja täglich beschäftigt war, ein und habe Joppe, Ranzen, Büchse und Schlapphut so gut getragen

wie jeder Andere. Alles zusammen genommen begann mit dieser Revolutionspielerei eine sehr ungemüthliche Zeit. Menschen, die man früher nicht beachtet, warfen sich zu Volksführern auf, brüllten in den Wirthshäusern über Dinge, die sie gar nicht verstanden, und je lauter sie schrieten, je mehr wurden sie angestaut und auf den Schild erhoben. Ich habe verkommene Subjekte gefannt, denen Niemand einen halben Gulden geborgt hätte und die nun mit einemmale insofern tonangebend wurden, als man ihnen feigerweise aus dem Wege ging oder sich von ihnen überschreien oder meistern ließ. Es war eben eine allgemeine Begriffsverwirrung, ein gewaltthames Aufrühren der untersten Bodenschichten, wobei Bestandtheile zu Gesicht kamen, die man nur mit Grauen betrachten konnte. So erinnere ich mich jenes Abends im März 1848, wo das Bildniß des Königs von Preußen verbrannt und in den Feuersee gestürzt wurde; ich kam gerade aus der untern Stadt, wo aus den engen Straßen am Markt haufenweise bewaffnetes Gefindel auszog, und bei der Stiftskirche ging ich hinter einigen fremden Kerls her, von denen einer, der nebst klirrendem Schleppsäbel eine Muskete trug, laut die Worte hinausbrüllte: „So ist es recht, das Volk muß frei werden!“ —

In diesen wild bewegten Tagen hatten Dingelstedt und ich die Kühnheit, ein konservatives Blatt zu gründen und herauszugeben, „die Laterne“, das soviel als möglich jenem zuchlosen Treiben der oben erwähnten und ähnlichen Blätter entgegenwirken sollte, dies auch gethan hat, ohne allerdings ein nennenswerthes Resultat zu liefern. Wir hofften auf die Unterstützung unserer Gesinnungsgenossen, daß sie sich durch literarische Beiträge oder zahlreiches Abonnement dafür interessiren sollten; doch muß ich zur Schande jener Partei, die sich die bessere Klasse nannte, ja auch der Hof- und Adelspartei ausdrücklich erklären, daß sie uns bei diesem Unternehmen auf's Schmachvollste im Stiche ließen, indem sie theils zu stumpfsinnig, theils zu feige

waren, unser Unternehmen zu unterstützen. Nicht nur, daß hauptsächlich Dingelstedt und ich unsere Zeit bereitwillig opferten, daß wir auf's Maßlose angefeindet wurden, von Insulten und Mißhandlungen bedroht waren, — wobei ich nur jener Nummer des Eulenspiegels erwähnen will, wo mein langer Freund, an einem Laternenpfahl aufgeknüpft, mit der Unterschrift erschien:

„Dingelstedt — Dingelhängt.“

Nein, wir haben später noch für Druck, Papier und dergleichen tüchtig zu bezahlen gehabt.

Welche Masse von anonymen Briefen erhielt ich damals, die theils mich betrafen, theils Drohungen gegen den Kronprinzen enthielten, der auch so aufrichtig war, ähnliche Sendungen, die privatim an ihn gelangt waren, mir mitzutheilen, ja auch Aeußerungen selbst hochgestellter Personen offen mit mir besprach und es mich in seinem Benehmen nicht entgelten ließ, daß, wie wir Beide wußten, von den verschiedensten Seiten gegen mich gewühlt und intrigürt wurde.

Dazu kamen nun noch eines schönen Tages jene Pariser Einkäufe, in große Kisten verpackt, auf dem hiesigen Zollamte an und wie ein Lauffener verbreitete es sich durch die Stadt, ich, der Ausländer, der verhaßte Preuße, habe sämmtliches Mobiliar für die Villa in Paris bestellt und das schöne Württemberger Geld gehe außer Landes, während der arme kleine Gewerbsmann darben müsse.

Und dieser kleine Gewerbsmann besonders, wenn er, statt zu Hause seine Geschäfte ordentlich zu betreiben, Tags über im Wirthshaus saß und einen Schoppen um den andern trank, führte damals das große Wort in der Hauptstadt Schwabens; kein Wunder also, daß die Mücke zum Elephanten gemacht wurde, daß es zu förmlichen Anklagen gegen mich kam, ja, daß man stritte verlangte, ich solle zur Rechenschaft gezogen werden.

Letzteres ließ ich mir auch recht gern gefallen, schlug vor,

die sämmtlichen Kisten in einem Saal des Rathhauses auspacken zu lassen und die Gegenstände dort aufzustellen. Herr Kommerzienrath Ostertag und Herr Gemeinderath Geiger waren so freundlich dies zu besorgen, dann in den öffentlichen Blättern zur Besichtigung dieser Ausstellung einzuladen, hinzufügend, daß die Besichtigung den Gewerbetreibenden von großem Nutzen sein würde, da sie fast nur Dinge enthalte, die in Stuttgart vortheilhaft nachgebildet werden könnten.

Letzteres ist auch, nachdem sich die revolutionären Sturmwoogen wieder gelegt, geschehen und haben verschiedene industrielle Unternehmungen, die heute noch blühen, dadurch ihren Aufschwung genommen. Mich nützte indessen jene Ausstellung nicht viel; denn ich war und blieb der Verbrecher, der den sauren Schweiß des armen Volkes — damals ein beliebter Ausdruck jener schwadronirenden Straßen- und Wirthshaushelden — im Ausland vergeudete. Hatte ich doch, so sagten sie, die wichtigsten Kisten, in denen Möbel und Sonstiges für das Billabaufwesen befindlich war, zurückhalten lassen, hatte ich doch Künstler von Paris bestellt, um die Zimmer ausmalen zu lassen, und was des Unsinns mehr war, den sie auf klebriger Bierbank verhandelten; kurz, auch das Billabaufwesen, das doch schon so Vielen reichlichen Verdienst gewährt hatte, wurde mit scheelem Blick betrachtet, und man fand, daß es besser gewesen wäre, das arme Volk direct mit jenen Summen zu unterstützen, die der Prachtbau gekostet habe und noch kosten würde.

So viel als möglich wurden die Arbeiten auf der Villa fortgesetzt, ja um den Leuten Verdienst zu geben, hätte ich sie gern eifriger als bisher betrieben, doch wollte bei dem Schwindel, der fast jeden ergriffen hatte, beinahe Niemand mehr ausdauernd arbeiten und zogen es Maurer und Steinhauer, Handwerker, selbst Bildhauer und andere Künstler häufig vor, den Volksversammlungen nachzulaufen, oder in der Kneipe das große Wort



zu führen und sich um die Verbesserung staatlicher Einrichtungen zu bemühen.

„Doch wie sollt' man die Knechte loben?  
Kam doch das Mergerniß von oben!“

könnte ein anderer Kapuzinerprediger donnern; denn hätte man an jenem berüchtigten 18. März in Berlin ein besseres Beispiel gegeben und die braven Truppen nicht aus Berlin entfernt, nachdem sie mit den Barrikadenhelden fertig geworden waren, hätte man dort nicht das königliche Haupt unter den Vöbeln nicht Volkswillen gebeugt, so hätte man vielleicht Aehnliches in den übrigen deutschen Landen nicht nachzuahmen versucht.

Doch hatten auch wir, wie schon oben bemerkt, in kurzer Zeit eine stattlich aussehende Bürgerwehr, die sich besser dünnte, als jede Linientruppe, und deren anständige Elemente auch fest entschlossen waren, Uebergriffen entgegen zu treten, was aber nicht hinderte, daß auch sie gewissermaßen begeistert und be rauscht in den allgemeinen Jubel der Volkserhebung mit ein stimmten und das Fest der Stuttgarter Fahnenweihe am Bartholomäustage im Jahre des Heils 1848 auf der damals sogenannten Seewiese mitfeierten. Außer dem König, der sich in Meran befand und, in Wahrheit gesagt, damals durch seine Abwesenheit glänzte, hatten sich die Prinzen des Hauses, sowie die meisten Damen der königlichen Familie, letztere zu Wagen, eingefunden, und ritt der Kronprinz die Reihen ab und ließ dann die einzelnen Banner — nicht Bataillone! — vorbeidesfiliren.

Jeden Augenblick war irgend etwas anderes los, heute Wählerei, morgen Wühlerei, hier Bürgerversammlung, dort Volksabstimmung unter freiem Himmel, wo man fraternisirend Arm in Arm nach Hause zog, der kleine Gewerksmann mit dem reichen Bankier, der schlichte Weingärtner mit dem freiherrlichen Hofmann.

Der König ließ mich in jenen bewegten Tagen öfters rufen, theils um mir kleine Aufträge zu geben, auch Mittheilungen für seinen Sohn, den Kronprinzen, zu machen, oder um sich über die Vorkommnisse der ersten Zeit zu unterhalten, das heißt: alsdann sprach nur Seine Majestät und ich lauschte aufmerksam und ehrfurchtsvoll, lernte aber viel dabei und brachte etwas Klarheit in meine sehr verworrenen Anschauungen und politischen Begriffe. Offenherzig gesagt, habe ich dafür nie Sinn und Talent gehabt, will gestehen, daß wenigstens bis zu jener Zeit der Lauf der Weltbegebenheiten mich ziemlich kalt und gleichgiltig ließ und ich mir förmlich Gewalt anthun mußte, um mindestens den Versuch zu machen, bis auf den Grund einer der großen politischen Zeitfragen zu dringen; deßhalb habe ich auch nie einen politischen Artikel geschrieben, auch in meinen Geschichten Reflexionen und Spekulationen möglichst vermieden und bin thunlichst dem Spruch des Altmeisters gefolgt:

„Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,  
Und grün des Lebens goldener Baum.“

Diesen Baum des Lebens habe ich denn auch tüchtig geschüttelt und mich gefreut, wenn die gesunden Früchte meinen Lesern gestielen, habe sie dabei weder mit spitzfindigen Betrachtungen, noch mit langweiligen und verwirrten Philosophien geplagt, ja habe sogar Fremdwörter oder dunkle Ausdrücke, die mir anfänglich selbst unverständlich waren, möglichst vermieden, und indem ich auf diese Art, natürlich und unbefangen mit meinem geneigten Leser plauderte, hat man meine Schriften und mich selbst lieb gewonnen, auch auf Tendenz habe ich nie gearbeitet, und wenn ich Geschichten las, wo die Zeitfragen so recht an den Haaren herbeigezogen wurden, stets die Absicht bemerkt und häufig das Buch weggeworfen. Wohl weiß ich, daß man im Gegensatz hiezu meinen Schriften von verschiedenen Seiten den echten Gehalt, ja sogar den sittlichen Werth abgesprochen;

doch war mir stets und ist mir auch heute noch solches Urtheil höchst gleichgiltig; weiß ich doch, daß sich an meinen Schriften Hunderte, Tausende erfreut und ergötzt haben, erhielt ich doch in zahllosen Zuschriften herzlichsten Dank und die Versicherung, trübe Stunden erheitert, ja zwischen Thränen der Trauer beglücktes Lächeln hervorgerufen, Leidende getröstet, schwer Kranke erheitert zu haben. — Sei's darum, daß hochmüthige Kritiker und kunstgeschwollene Aesthetiker den Versuch gemacht haben, mich todtzuschweigen oder verächtlich bei Seite zu schieben, vermag ich mich doch zu trösten mit Schöpfungen der allweisen Natur, die gleichfalls keine sichtbaren tendenziösen Früchte zeigen und doch das Menschenherz durch süßen Duft erfreuen. —

Eines Tages kam ich gerade in Joppe, Schlapphut, mit Ranzen und Büchse vom Exerciren zurück, als mich, da ich gerade in's Schloß treten wollte, zwei athemlose Bedienten von verschiedenen Seiten einholten und mir den Befehl überbrachten, augenblicklich zum Könige zu kommen. — „Doch nicht in diesem Anzuge?“ — „Es ist befohlen worden, Sie augenblicklich, wo man Sie findet, zu Seiner Majestät zu bringen.“

Was konnte ich anders thun, als achselzuckend folgen, legte aber im Fahnenzimmer meine Bewaffnung bis auf den Hirschfänger ab und vergesse nie des Königs hoch erstauntes Gesicht, als ich eintrat und er meiner ansichtig wurde.

„Pju! T . . . . Hackländer, wie sehen Sie aus!“ rief er mir entgegen, war aber sonst gut gelaunt, hatte auch nichts Unangenehmes mit mir zu bereden und brach deßhalb in ein herzliches Lachen aus. Was er mir für einen Befehl gab, weiß ich nicht mehr genau, jedenfalls war er nicht so dringend, als daß man mir nicht Zeit zum Umkleiden hätte lassen können; doch lief damals fast Alles, was zum Hofe gehörte, wie verscheuchte Hühner umher, und ein lautes Wort genügte, um sie ängstlich durcheinander laufen zu machen.

Erst war die Zeit allerdings geworden denn das Frankfurter Parlament hatte seine Thätigkeit begonnen und die Throne deutscher Fürsten fingen unter erschütternden Stößen an zu beben. Wie tief schmerzlich der König von Württemberg die zersekenden Wühlereien an seinen Grenzen, sowohl in Baden als hauptsächlich in Frankfurt, empfand, wo man den Bundesrath weggejagt hatte und auf die allerdings große Idee eines deutschen Kaiserthums löstrebte, braucht nicht erst gesagt zu werden, sowie, daß er mit einem Gefühl der Bitterkeit auf ein Volk blickte, das er milde und freisinnig regiert, das er durch Dankbarkeit an sich gefesselt glaubte, um nun schmerzlich zu erfahren, welche Anziehungskraft die rothe Fahne auch auf einen guten Theil seiner getreuen Schwaben ausübte, bei denen sich republikanische Elemente zu regen begannen. Daß er sich genöthigt gesehen, seine alten Minister, mit denen er lange Jahre verkehrt, zu entlassen und ein neues, sogenanntes freisinniges Ministerium aus allerdings achtbaren Männern zusammen zu stellen, hatte ihn ebenso, wie die feindselige Haltung der Kammer der Abgeordneten, vor Allem aber Symptome, daß er nicht mehr unbedingt und in jedem Falle auf seine Truppen rechnen konnte, tief erschüttert, und als die Nationalversammlung in Frankfurt am 28. Juni jenes Gesetz über die provisorische Centralgewalt annahm, welches dem Reichsverweser und seinen verantwortlichen Ministern die vollziehende Gewalt übertrug, die Entscheidung über Krieg und Frieden und über Verträge mit auswärtigen Mächten, keimte ein Entschluß in ihm, der mich auf's Schmerzlichste überraschte, als er mir am 22. Juli darüber Mittheilung machte. Ich fand den König, der mich rufen ließ, in seinem Arbeitskabinet am Fenster sitzend, zusammengesunken in seinem einfachen Stuhl — einen Lehnstuhl oder Fauteuil hatte er nicht — und trübselig in den Park hinausschauend, so daß es wohl eine halbe Minute dauerte, bis er mich zu bemerken schien, wor-

auf er mir winkte, näher zu kommen und vor ihm Platz zu nehmen. Dann nahm er von seinem Tischchen ein Papier, gab es mir und befahl, es ihm vorzulesen. Doch brachte mich das in keine geringe Verlegenheit; denn obgleich ich wohl im Stande war, seine eigenthümliche Handschrift nach und nach zu entziffern, so doch nicht, sie ihm *prima vista* vorzulesen; doch begriff er mein Zaudern, nahm es auch nicht ungnädig, sondern las, was ich hätte thun sollen, mir den Entwurf seiner — — Abdankungsurkunde vor. „Geben Sie es meinem Sohn zum Durchstudiren und zur Ueberlegung, und bringen Sie mir dann dies Papier, von dem Niemand sonst eine Ahnung hat und haben soll, wieder zurück.“

Unter diesen und ähnlichen ernstern, wichtigen, häufig auch sehr unangenehmen Geschäften, die mich vom Könige zum Kronprinzen, von diesem oft in die Neckarstraße trieben, war mir mein kleiner Garten auf dem Eßlingerberg eine nicht zu beschreibende Erholung. Wie oft arbeitete ich da oben mit Spaten und Haue, pflanzte, jätete und goß, und machte Pläne für die Zukunft, dies mein Eldorado betreffend, wenn ich am Abhange unter dem breitästigen uralten Nußbaum lag und träumend in das Neckarthal schaute, dessen Berge mit den sanften, schön geschwungenen Linien zu jeder Tageszeit unter anderen und stets wechselnden Lichteffecten glänzten. Malerisch zogen die langgestreckten Wolkenschatten über Berg und Thal; am Ufer des Neckars flog die Lokomotive mit weißer Dampfahne vorüber, gegen Osten blickte ernst das Grabmal der Königin Katharina herüber, und unter mir sah ich den Bauplatz der Villa und konnte mit einem guten Glase deutlich das Treiben der Arbeiter erkennen. Schöne unvergeßliche Stunden, die ich damals auf der mir so liebgewonnenen Höhe verbrachte, mich ergötzend an jedem Baum und Strauche, an der frisch umgegrabenen Erde, an jedem neuen Pflänzchen, das sich zeigte, an einem Trunke

klaren frischen Wassers, den ich selbst aus dem tiefen Brunnen herauspumpte.

Von der Stadt sah ich hier oben nicht die Spur und hätte, was das angenehme Gefühl der Einsamkeit vermehrte, glauben können, hundert Stunden von jeder menschlichen Wohnung entfernt zu sein. Ja, daß ich bei diesen Zeiten häufig von unten herauf Trommelschlag hörte oder den Ton gequälter Signalhörner, erhöhte meine Behaglichkeit und ließ mich Stille und Schatten doppelt süß empfinden.

Mein Hänschen war unter Dach gebracht worden, auch vergipst, theilweise tapeziert, und hatte ich begonnen, es mit höchst einfachen Möbeln, die ich hic und da gekauft, einzurichten. Die Fenster des einen sechseckigen Anbaues, der zum Eßzimmer dienen sollte, wurden mit Lithographieen behängt, und von hier aus führte eine Thür unter die reizende Veranda, welche durch die beim Abbruch des Hoftheaters unbenützt gebliebenen Säulen gebildet wurde. Neben dem Eßzimmer und dem Anbau auf der anderen Seite befand sich ein kleines Wohnzimmer, dann kam eine Miniaturküche und endlich mein Schreibkabinet, dessen Ausschmückung ich schon damals begann große Aufmerksamkeit zu widmen.

Von meinem Brunnen mit dem herrlichsten Wasser der ganzen Umgegend habe ich schon erzählt, doch war derselbe sehr tief und hatte ein Tagelöhner stundenlang zu thun, um das nöthige Wasser zum Gießen heraufzupumpen. Da machte ich die Bekanntschaft eines Ingenieurs Namens Dollfuß, welcher bei der im Bau begriffenen Gasfabrik beschäftigt war, und der, als er mich einmal droben besuchte und das mühsame Wasserpumpen mit den Händen sah, mir als einfachstes Mittel dagegen eine Windmühle anrieth. Schnell eingenommen von dieser Idee ergriff ich sie begierig, ließ mir von Dollfuß eine Zeichnung machen und mir darnach die Windmühlenslügel, genau in der Gestalt

wie die holländischen, von einem Zimmermann zurichten, das Pumpenwerk wurde auf die einfachste Art daran gehängt und eines schönen Tages der Wind erwartet, der auch endlich so gefällig war, sich einzustellen. Anfangs lief die Windmühle zum Entzücken, und ich war außer mir vor Freude, als ich den vollen Wasserstrahl sah, der sich in die Stände ergoß, plötzlich aber fing es heftiger zu blasen an, die Flügel sausten gewaltig, daß der Wasserstrahl hoch oben aus dem Teichel hinausspritzte; dann — wir hatten kaum Zeit auf die Seite zu springen — drückte der Wind, da die Achse zu kurz war, die Flügel gegen das Holzgerüst, wo sie krachend brachen und an unseren Köpfen vorbeigeschleudert wurden; damit war der erste Akt dieser Lustbarkeit vorbei, ich aber, wie man später hören wird, durchaus noch nicht von meiner Windmühlenliebhaberei geheilt. Vorläufig wurden allerdings nur die Trümmer weggeräumt und das Hauptpumpenwerk wieder eingerichtet.

Das kronprinzliche Paar hatte unterdessen die schon im vorigen Sommer fertig gewordenen hübschen Zimmer auf dem Drangeriegebäude bei der Villa insoweit bezogen, daß sie zuweilen dort oben über Nacht blieben und am Tage meistens die reine frische Luft droben dem Dunst und dem Lärmen der Stadt vorzogen. Hier hatte ich oft Gelegenheit, Zeichnungen und Stoffe für das künftige Aneusement der Villa vorzulegen, bei deren Wahl meistens die Kronprinzessin den Ausschlag gab, wobei sie mir häufig und lachend zurief: „Ich bitte mir aus, keine Parteilichkeit, sagen Sie nur ganz ungenirt, daß Sie meiner Ansicht sind,“ was allerdings aus dem Munde einer so schönen Frau gewissermaßen ein moralischer Zwang war, dem ich aber unbedingt nachgeben durfte, da sie in diesen Dingen durch ihren guten Blick und ihren feinen Geschmack stets das Richtige traf. Auch bekümmerte sich der Kronprinz in dieser Zeit nicht viel mehr um die Einzelheiten des Villabauwesens, da er durch sein

Regierungsprovisorium ziemlich in Anspruch genommen war und sich den Wellen der bewegten Zeit mehr hingab, als wir erwartet hatten. Wenn ihm auch das ganze Treiben unsympathisch sein mußte, so imponirten ihm doch die neuen Minister mit ihrem zwanglosen Benehmen, welches so weit ging, daß sie eines Tages, zum Diner auf den Rosenstein eingeladen, in einem Omnibus, den sie auf dem Fiakerstand bestiegen, dahin fuhren. Ebenso fand er Gefallen an den kräftigen Gestalten mancher Bürgerwehrmänner, unter denen man allerdings schöne, ausdrucksvolle Köpfe mit prächtigen Vollbärten sah. Ferner wirkte auf Letzteren die oft sehr ungenirte, an's Vertrauliche grenzende Art, mit der man ihn bei passenden Gelegenheiten ansprach, nicht ungünstig, vorausgesetzt, daß der Sprecher einer jener schönen wohlgestalteten Männer war, wogegen der Kronprinz gegen ein unscheinbares oder gar häßliches Aeußere stets einen gewissen Widerwillen bezeigte. Nicht ungern empfing er Deputationen oder ließ irgend ein Banner vor sich paradiren, so eines Tages Schützen aus einem kleinen Orte der Umgegend. Schließlich wurde ihm der Commandant und die Offiziere vorgestellt, wobei der Hofmarschall Baron von Hügel, der in seiner Nähe war, sich mit verächtlicher Miene abwandte, so daß ihm der Kronprinz in etwas scharfem Tone sagte: „Es ist dies der Commandant und Major des Bataillons,“ worauf Hügel nicht minder ausdrucksvoll zur Antwort gab: „Oh ja, ich kenne ihn ganz genau, er war ehemals königlicher Kutscher und wurde wegen leichtsinniger Streiche entlassen.“

Mich wunderte Rede und Gegenrede, namentlich der Ton, in welchem beides gesprochen wurde, obgleich ich schon verschiedene Male zu bemerken geglaubt, daß sich das höchst freundschaftliche Verhältniß zwischen dem Kronprinzen und seinem Hofmarschall zu lockern begann; ja, ersterer hatte mir bei meinen täglichen Rapporten schon verblümete Anspielungen über ein beginnendes



Zerwürniß gemacht, was ich, die vollkommene Ehrenhaftigkeit Hügels, seinen streng rechtlichen, bis zur Schroffheit geraden und derben Charakter kennend, mit Schrecken vernahm und wobei ich der Ansicht des Kronprinzen, daß ihm Hügel nicht mit der ihm so nothwendigen, freundschaftlichen Ergebenheit zugethan sei, entgegen zu arbeiten strebte. Was Hügels Dienst als Chef der Hofhaltung anbelangt, so war auch nicht die Spur eines Versehens darin zu finden; Alles ging seinen streng geordneten vornehmen Weg, was auch die Kronprinzessin und der König, wie ich aus Aeußerungen beider entnahm, anerkannten, und doch mußte ich sowie Alle, die es mit dem Kronprinzen gut meinten und Kenntniß von diesen Verhältnissen hatten, mit tiefem Schmerz sehen, wie das Zerwürniß aus unbekanntem Ursachen immer größer wurde und wie es nur noch des gewissen kleinen Tropfens bedurfte, um das gefüllte Gefäß überlaufen zu machen. Dieser Tropfen, das heißt der Grund zum vollständigen Bruche, bestand in einer geringfügigen Ursache, die nicht hieher gehört, in einem: Entweder — Oder! — von dem Hügel im Bewußtsein seines Rechts sogleich das „Oder“ annahm, worauf er, zu Hause angekommen, alsbald sein Entlassungsgesuch schrieb.

Daß ich durch Hügels Weggang gewissermaßen einen Halt verloren hatte, wurde mir nur zu bald fühlbar; er war es, der mich bei Angriffen und Anklagen in Schutz nahm und der als Rechnungsbehörde beim Villabauwesen mir eine schwere Last abgenommen hatte, die nun, auf Verlichingen übergehend, eine Quelle von Unannehmlichkeiten aller Art für mich werden mußte. Auch hatte ich mich Hügels wegen zu weit gegen den Kronprinzen vorgewagt, hatte ihn unklugerweise an den Grafen Zepelin erinnert und nicht verschwiegen, daß Hügels Weggang in allen Kreisen ein höchst unangenehmes Aufsehen erregte. Genug, ich bemerkte in Bälde eine Aenderung seines Benehmens auch gegen mich, und wenn er mich auch nach wie vor zum täglichen

Rapporte kommen ließ, so war das, im Fall ich nichts Geschäftliches hatte, eine bloße Formalität, die oft nur wenige Minuten dauerte.

Im Herbst des Jahres 1848 reiste die Kronprinzessin nach Rußland. Der Kronprinz, Berlichingen und ich, die wir später nach St. Petersburg folgen sollten, begleiteten sie bis Köln, wobei ich die Aufmerksamkeit hatte, für sie ein prachtvolles Bouquet aus Blumen von der Villa mitzunehmen und ihr beim Besteigen des Berliner Courierzuges zu überreichen, was sie bestens dankend annahm, worauf sie heiter zu mir sagte: „Förmlichen Abschied wollen wir nicht nehmen, da ich ja auch Sie bald in Rußland wiedersehe.“ Allein damals war mein Schicksal schon entschieden und meine Entlassung nur noch eine Frage der Zeit und des Zufalls.

So kam das Neujahr 1849 ohne Sang und Klang heran, von Wenigen freudig, von Vielen sorgenvoll begrüßt, und wenn ich auch nicht gerade zu den letzteren gehörte, so war ich doch nicht in angenehmer Erwartung der Dinge, die für mich kommen sollten und mußten.

Und ein kleiner Anlaß genügte, um die Katastrophe herbeizuführen. Berlichingen hatte provisorisch mit dem Hofmarschall-ante auch die Verwaltung des Drangeriegebäudes sowie der Gärtnereien übernommen, weshalb ein leichter Kaminbrand in dem ersteren, den ich auch früher wohl keiner Meldung werth gehalten hätte, jetzt von mir gänzlich unbeachtet blieb. Ferner war ein rekommandirtes Schreiben aus Rußland für den Kronprinzen von mir durch einen Lakaien sogleich auf die Villa gesandt worden, wo er sich gerade befand, hatte ihn aber nicht mehr angetroffen und kam erst ein paar Stunden später in seine Hände, zwei Sachen, die mir ungerechterweise zur Last gelegt wurden.

Von diesen Beschuldigungen hatte ich übrigens keine Ahnung, als ich mich am 14. Januar, wie gewöhnlich, zu meinem Rapporte

begab und auf der unteren Treppe vor den Gemächern des Kronprinzen Verlichingen begegnete, der von dort herkommend wenigstens noch so anständig war, mir im Vorbeigehen zu sagen: „Nehmen Sie sich zusammen, es sieht da drüben sehr schlimm für Sie aus.“

Der Kronprinz empfing mich in sichtbarer Verlegenheit, und statt daß er sich wie sonst, wenn ich mit ihm sprach, in eine Sophaecke setzte, ging er erregt hin und her, rieb die Hände über einander und endlich, am Fenster stehen bleibend, drückte er mühsam die Worte heraus: „Ich habe Ursache, mit Ihnen unzufrieden zu sein.“ — „Ich wüßte nicht, aus welchem Grunde, Königliche Hoheit.“ — „Oh doch, Sie haben mir einen gefährlichen Brand aus der Villa nicht gemeldet und einen wichtigen, an mich adressirten Brief stundenlang bei sich behalten.“ — „Was die Villa betrifft, Königliche Hoheit, so stehen die fertigen Räumlichkeiten derselben wie die Orangerie, wo der ganz unbedeutende Kaminbrand war, unter dem Hofmarschallamt und nicht unter mir und mit dem gewissen Brief habe ich sogleich einen Lakaien an Sie abgesandt, der Eure Königliche Hoheit nicht mehr auf der Villa antraf.“

„Möglich, aber auch in Ihrem Dienst sind Sie nicht mehr so korrekt wie sonst, und es hat sich Manches geändert.“ — „Gewiß, es hat sich Manches geändert, wie auch ich schon schmerzlich empfunden.“ — „Auch ist man in der Stadt und im Lande mit Ihnen unzufrieden; wenigstens muß ich viel Unangenehmes über Sie hören, was mir auch meine Stellung erschwert, und Sie werden deshalb selbst einsehen, daß es besser ist, wenn wir uns trennen.“

Damit war es heraus und ich verbeugte mich schweigend, während er nun rasch auf mich zutrat und, mir die Hand reichend, sagte: „Wir werden deshalb doch Freunde bleiben und ich will für Ihre Zukunft sorgen.“

So war ich denn entlassen und wenn mich auch dieser Schlag nicht unvorbereitet traf, so vermochte ich doch ein tiefes Weh kaum zu bekämpfen, als ich langsam die Treppen hinaufstieg, die zu meiner Wohnung im Schlosse führten.

---

Hier endigt Hackländers Testament an das Publikum. Der Tod hat dem „Roman seines Lebens“ ein unerwartet schnelles Ende gemacht und hat auch diese seine Selbstbiographie jählings unterbrochen. Sie umfaßt die dreiunddreißig ersten Jahre seines Lebens, insofern jedenfalls ein Ganzes, als diese Periode bis zum Abschluß seiner ersten Anstellung am württembergischen Hofe führt. Daß es Hackländer nicht vergönnt war, auch die acht- undzwanzig weiteren Lebensjahre zu beschreiben, das werden Viele mit uns auf's Tiefste beklagen. Kein Anderer ist ja im Stande, in der einfachen und ungeschminkten Weise, keiner, mit der gleichen Unterhaltungsgabe, wie er, dieses Werk fortzusetzen, auch wenn es einer von denen unternehmen wollte, die ihm am nächsten standen und Alles, was ihn betraf, miterlebten. Es ist übrigens nicht zu bezweifeln, daß dieser Theil der Biographie, so wie er uns jetzt vorliegt, vor Allem, was Hackländer selbst über sein späteres Leben noch hätte hinzufügen können, durch zwei wichtige Vorzüge hervorragen müßte. Einmal nämlich bringt jene frühere Lebensperiode den Reiz der Jugendlichkeit und der Schlag auf Schlag sich verändernden merkwürdigen Scenerien mit sich. Dann aber wäre der Verfasser selbst sicher nicht im Stande gewesen, die späteren Ereignisse, die sich mehr und mehr der Gegenwart nähern, mit der gleichen Objektivität zu behandeln und mit voller Unbefangenheit zu schildern.

Wir unsererseits begnügen uns damit, den Rahmen zu bezeichnen, innerhalb dessen sich sein späteres Leben fortbewegte.

Mit der ihm eigenen Versatilität und Elastizität des Geistes wandte sich Hackländer am Anfang der fünfziger Jahre wieder der schriftstellerischen Thätigkeit zu. Vor Allem wurden die Berichte, welche er über den italienischen Krieg verfaßt hatte, zu einem Buche umgewandelt: den vielgelesenen „Bildern aus dem Soldatenleben im Kriege.“ Dann aber warf er sich mit Energie auf das Abfassen jener leicht lesbaren und mit anziehender Laune gewürzten Erzählungen und Romane, die ihm in adeligen und bürgerlichen Kreisen ein ungemein großes Publikum zuführten und in denen er Erlebtes und nicht Erlebtes wohl zu mischen verstand: Handel und Wandel (1850), Namenlose Geschichten (1851), Eugen Stillsfried (1852), Europäisches Sklavenleben (1855). Und zugleich rührte sich auch gewaltig in ihm der dramatische Trieb, von dem er uns, aus der früheren Zeit, in diesem Buche selbst öfters Proben gibt. Er wagte sich an die Ausarbeitung eines größeren Lustspiels, das seinem Namen nun auch einen glänzenden Weg auf der Bühne eröffnen sollte. „Der geheime Agent“ (1851), worin Hackländer einen originellen Gedanken gezeichnet durchführte, fand Eingang auch auf den größten Bühnen Deutschlands und Oesterreichs und ist heute noch nicht von dort verschwunden. Auch mehrere seiner späteren Lustspiele, wie namentlich: „Magnetische Kuren“ (1853) und „Zur Ruhe setzen“ (1857) schlugen ein und gaben Zeugniß dafür, wie gut er verstand, was auf der Bühne wirksam ist.

Neben dieser schriftstellerischen Beschäftigung war ihm, was sich aus seiner früheren Lebensweise sowie aus seinem unwiderstehlichen Triebe, immer neue Anschauungen in sich aufzunehmen, leicht erklärt, auch das Reisen zum förmlichen Bedürfniß geworden. Es würde eine lange Aufzählung geben, wenn man auch nur die bedeutenderen Punkte aller der kleineren und größeren Touren nennen wollte, die er in der zweiten Hälfte seines Lebens machte. Besonders fest haftete in seinem Gedäch-

niß die Reise nach Spanien, welche Hackländer im Winter 1853 auf 1854 mit dem Architekten Leins und mit dem Maler Horschelt ausführte und auf die er auch in seinen letzten Jahren noch stets mit sichtbarem Vergnügen zu reden kam. Er hat dieser Reise ein besonderes Denkmal in seinem Werke „Ein Winter in Spanien“ (1856) gesetzt. Im Uebrigen sei zunächst nur noch seines Aufenthalts in Paris und London (bei der Weltausstellung), beides im Jahre 1851 und einer Reise durch Ungarn 1857 Erwähnung gethan. Seine Berichte darüber, die in den gelesesten Blättern standen, sammelte er später (1861) in den „Tagebuchblättern.“

Sein außerordentliches Talent für geselliges Leben fand einen erwünschten Spielraum in der von ihm und einigen seiner Freunde im Jahre 1850 zu Stuttgart gegründeten Künstlergesellschaft „Bergwerk.“ Die „Glocke“, von der uns Hackländer erzählt, war aus den Jugen gegangen und es war namentlich ein Theil der früheren Glockenbrüder selbst, welcher zu der neuen Gesellschaft den Grundstein legte. In den ersten fünfzehn Jahren des Bestandes war Hackländer Vorstand dieses Künstlervereins, der nicht nur in Stuttgart selbst fast alle Künstlergrößen auf kürzere oder längere Zeit an sich zog, sondern auch die meisten berühmten Gäste, welche die Schwabenhauptstadt berührten, in seinen Kreis zog. Selten nur erlebte diese Gesellschaft einen ihrer Festtage, ohne daß Hackländer den Löwenantheil zu dessen Gelingen beigetragen hätte, und auch, als an seine Stelle als „Bergmeister“ sein Freund Leins getreten war, entzog er sich keineswegs den Geschäften und den oft mühevollen Vorbereitungen für die öffentlichen Kundgebungen dieser Gesellschaft, und noch, als in den letzten Jahren das „Bergwerk“ sein fünfundschwanzigjähriges Stiftungsfest und bald darauf seine tausendste „Schicht“ feierte, stand er in der vordersten Linie, und seinen sechzigsten Geburtstag, am 1. November 1876, wollte

er am liebsten unter seinen Freunden im „Berawerk“ gefeiert wissen.

In der Mitte der fünfziger Jahre hatte Hackländer mit Edmund Hoefler die Herausgabe der „Hausblätter“ begonnen, worin sie kürzere Geschichten — „sittlich, aber nicht prüde, wahr, aber nicht niedrig, dem Erwachsenen und Erfahrenen eine interessante Unterhaltung und der Jugend eine gesunde, bildende, anregende Nahrung“ — geben wollten. Es ist bekannt, wie sich diese Art seiner Thätigkeit fortsetzte und wie sein Name fort und fort an der Spitze vielgelesener Unterhaltungsblätter stand, vor allem in der illustrierten Zeitung „Ueber Land und Meer“, sodann in der Hallberger'schen „Romanbibliothek“, so wie in den „Sorgenlosen Stunden“, und wenn auch seine schriftstellerische Mitwirkung hierbei häufig eine sehr beschränkte war, so beweist diese Art der Benützung seines Namens um so deutlicher, wie schwerwiegend dieser Name vor allem in den buchhändlerischen Kreisen und folglich auch in der großen Lesewelt war.

Kleinere Geschichten, wie sie die „Hausblätter“ gaben, namentlich solche, die sich an seine täglichen Lebenserfahrungen anknüpfen, sammelte Hackländer damals in dem Buche „Erlebtes“ (1856) sowie in „Krieg und Frieden“ (1859). Eben damals entstand ein Roman aus dem Salon- und Hofleben „Der Augenblick des Glücks“ (1857) und der fünfbändige „Neue Don Quixote“ (1858), dessen Inhalt allerdings weit abliegt von dem guten Ritter aus der Mancha.

Uebrigens hatte seine Energie in den letzten fünfziger und am Anfang der sechziger Jahre neben dem literarischen ein anderes großes Feld gefunden. König Wilhelm von Württemberg, der ihm, wie zur Genüge aus Hackländer's eigener Darstellung hervorgeht, ein besonderes Wohlwollen schenkte, hatte sich auch nach der Entlassung im Jahre 1849 fortwährend für ihn interessiert, und da er sein Talent zum Ueberwachen und

Betreiben von Kunstbauten namentlich vom Bau der Kronprinziplichen Villa her kannte und auf seine reiche Erfahrung in allen künstlerischen Gebieten mit Recht große Stücke hielt, so hatte er ihn im Jahr 1859 zu seinem Bau- und Gartendirektor gemacht. Die „Wilhelma“ war schon gebaut; der König hatte aber in seinem höchsten Alter noch den Plan gefaßt, die nächste Umgebung des Residenzschlosses, die, gerade von der Front des Schlosses aus betrachtet, abgesehen von ein paar schönen Alleen und der Jubiläumssäule, aus zwei öden Kiesplätzen, einem mißlungenen Theaterbau und dem mehr als einfachen Redoutensaalgebäude bestand, in würdiger Weise umzuformen. So stieg denn jetzt die große Kolonnade des Königsbau's als schönes vis-à-vis des Schlosses empor, es wurde der äußere Schloßplatz in einen wundervollen Garten verwandelt und namentlich durch die zwei herrlich ausgedachten und ausgearbeiteten Fontänen, welche die Jubiläumssäule flankiren, zu einem symmetrischen Ganzen gemacht; hiebei besonders entwickelte Hackländer eine außerordentliche Thätigkeit. Der innere Schloßhof aber erhielt einen erfreulichen Mittelpunkt durch die Eberhardstatue, welche jetzt in den Hof des alten Schlosses versetzt worden ist.

Daß eine solche fast fieberhafte Bauhätigkeit, die sich in wenige Jahre zusammendrängte, Millionen verschlang, war natürlich; und daß man Hackländer, der bei der Ausführung großartiger Kunstwerke sich früher über die Kosten niemals besonders schwere Gedanken gemacht hatte, nun größtentheils für die übergroßen Ausgaben verantwortlich machte, ließ sich ebenfalls leicht begreifen. Es mag dies auch besonders viel zu seinem jähen Sturz beigetragen haben, der unmittelbar nach dem Tode des Königs Wilhelm erfolgte und um so empfindlicher wirken mußte, weil sich Hackländer eben damals (1864) wegen eines schweren Augenleidens, das ihn eines seiner Augen kostete, in einer verhältnißmäßig hilflosen Lage in Berlin befand.



Mancher Andere hätte wohl unter solchen Umständen das Feld vollständig geräumt und sich anderswo angesiedelt. Hackländer blieb, theils wohl, weil er in Stuttgart zwei angenehme Ansiedlungen hatte, theils auch, weil die Stadt als buchhändlerischer Markt fast unentbehrlich für ihn geworden war.

Jene Jugendphantasieen von einem lieblichen Daheim, in dem er theils träumend sich in den Anblick einer paradiesischen Gegend versenken, theils ruhig der Schöpfung neuer Erzählungen obliegen konnte, wurden mehr und mehr Wahrheit. Das „Haidehaus“ wurde in eine köstliche kleine Villa mit anmuthigen Anlagen umgeschaffen, und in der Stadt selbst, an einem sehr ruhigen, scheinbar abgelegenen und doch vom Mittelpunkt der Stadt nicht weit entfernten Plage, erstand ihm ein stattliches, sehr bequemes Wohnhaus, welches aber für seine eigenen Verhältnisse etwas zu großartig angelegt war, weshalb er es später verkaufte, um sich unmittelbar daneben in einer neu gebauten einfacheren, aber ganz nach seinen und seiner Familie Bedürfnissen gebauten Wohnung niederzulassen. Auch das liebe Haidehaus wurde verkauft, aber nur, weil ein noch lieblicherer Sommeritz bei Leoni am Starnbergersee dafür gewonnen werden sollte.

Und diese schönen Erdenwinkel behielt er nicht als einen Raub für sich. Hackländer war ungemein gastfreundlich, und bei seinen höchst ausgebreiteten, interessanten Bekanntschaften ist es nicht zu viel gesagt, daß die Gastfreundschaft einen wesentlichen Theil seines Lebens ausfüllte. Fast alle bedeutenden Künstler, die sich in Stuttgart sehen ließen, lernten in ihm den heiteren und angenehmen Wirth kennen, und wie Manchen öffnete sich sein Sommerhaus an dem bayrischen See!

Unter Künstlern war es ihm immer besonders wohl. Diese Neigung spiegelt sich in vielen seiner Romane, insbesondere im „Tannhäuser, eine Künstlergeschichte“ (1860) und im „Künstlerroman“ (1866). Ueberhaupt fuhr er auch nach dem verhängniß-

vollen Jahr seiner zweiten Entlassung fort, mit ungeschwächter und ungetrübter Phantasie ein Jahr um's andere seine Erzählungen zu schreiben; und wenn er, wie er es liebte, sich irgendwo eingefunden hatte, wo sich eben ein Stück Weltgeschichte abspielte, wie z. B. bei der Pariser Weltausstellung von 1867 oder bei der feierlichen Eröffnung des Suezkanals, so finden wir die deutlichsten Spuren davon in seinen Schriften „Eigene und fremde Welt“ (1868), und „Das Ende der Gräfin Patatzky“ (1877).

Die großen Umwälzungen, welche durch die Jahre 1866 und 1870 vor sich gingen, wirkten auf ihn nicht so begeisternd wie auf die Mehrzahl der Romanschriftsteller, hauptsächlich weil ihm die Trennung von dem ihm besonders theuer gewordenen Oesterreich schwer auf dem Herzen lag. Er wußte übrigens die Größe der deutschen Erhebung und ihrer Führer wohl zu schätzen. —

Hackländer war kein klassischer Schriftsteller und machte auch nicht den Anspruch, es zu sein; aber er war und ist ein vielgeliebter Erzähler, dessen Frische und Unmittelbarkeit vielfach an die des Improvisators erinnert, dem man gerne Schwächen im Ausdruck und in der Komposition nachsieht. Hackländer war auch das nicht, was man einen Charakter nennt; aber er imponirte durch die Kraft, womit er ein Unternehmen festzuhalten und durchzusetzen vermochte und schneller als Andere die geeigneten Mittel für die ihm vorgelegten Zwecke fand. Er wollte nicht besser, aber auch nicht schlechter erscheinen, als er war. In beiden Richtungen wird der „Roman seines Lebens“ zu seiner Beurtheilung einen gewichtigen Beitrag liefern.



Im Verlage von Carl Krabbe in Stuttgart ist erschienen:

- Hackländer, der Augenblick des Glücks. Vierte Aufl. 2 Bände.  
broch. 3 Mark, geb. 4 Mark.
- der letzte Bombardier. 4 Bände. broch. 7 Mark, geb. 9 Mark.
- der neue Don Quixote. 5 Bände. broch. 8 Mark, geb. 12 Mark.
- Erlebtes. Kleinere Erzählungen. 2 Bände.  
broch. 5 Mark, geb. 6 Mark.
- das Geheimniß der Stadt. 3 Bände. broch. 5 Mark, geb. 7 Mark.
- Geschichtenbuch. 3 Bände. broch. 7 Mark 50 Pf., geb. 10 Mark.
- Kainszeichen. Roman. 4 Bände. broch. 7 Mark, geb. 9 Mark.
- Krieg und Frieden. Erzählungen und Bilder. 2 Bände.  
broch. 5 Mark, geb. 6 Mark.
- Künstlerroman. 5 Bände. broch. 8 Mark, geb. 12 Mark.
- der alte Lehrstuhl. broch. 5 Mark, geb. 6 Mark.
- letzte Novellen. Mit Hackländer's Porträt.  
broch. 5 Mark, geb. 6 Mark.
- Reisenovellen. broch. 3 Mark, geb. 4 Mark.
- Residenzgeschichten. broch. 3 Mark, geb. 4 Mark.
- die dunkle Stunde. 5 Bände. broch. 8 Mark, geb. 12 Mark.
- Tagebuch-Blätter. 2 Bände. broch. 3 Mark, geb. 4 Mark.
- der Tannhäuser. Eine Künstlergeschichte. 2 Bände.  
broch. 3 Mark, geb. 4 Mark.
- eigne und fremde Welt. 2 Bände. broch. 3 Mark, geb. 4 Mark.
- ein Winter in Spanien. 2 Bände. gr. 8. 52 Bog. 1855.  
broch. 3 Mark 50 Pf., geb. 5 Mark.
- Theater:
- Der geheime Agent. Lustspiel in 5 Aufzügen. Dritte Auflage.  
3 Mark.
- Diplomatische Fäden. Lustspiel in 4 Aufzügen. 3 Mark.
- Marionetten. Lustspiel in 4 Aufzügen. 3 Mark.
- Der verlorene Sohn. Lustspiel in 3 Aufzügen. 3 Mark.
- Bur Ruhe sehen. Lustspiel in 5 Aufzügen. 3 Mark.

Erste illustrirte Ausgabe von Sackländer's  
„Soldatenleben im Frieden“.



Das  
Goldatenleben im Frieden.

Von  
F. W. Sackländer.

Mit 60 Illustrationen von Emil Rumpf.

Vierte Auflage.

Preis cart. M. 3. —, eleg. geb. M. 4. —

Es ist eine der anmuthigsten und frischesten Schöpfungen Sackländer's und eine Perle unserer deutschen humoristischen Literatur überhaupt, welche wir hiermit den Freunden einer heiteren Lektüre in neuem Gewande vorführen.

Wer sich mit derselben froh und ungezwungen vergnügen, wer in einer wirklich heiteren, ergötzlichen Lektüre und im Betrachten ächt humoristischer Bilder sich erfrischen will, der greife zu dieser neuesten Auflage von Sackländer's „Soldatenleben im Frieden“. Er wird nicht enttäuscht werden, sondern in dem Buche einen zwar anspruchslosen, aber unter allen Umständen angenehmen Gesellschafter finden.

Die Verlagshandlung von  
Carl Krabbe in Stuttgart.



Mit dem vorliegenden 20. Bande schließt die Auswahl von

## F. W. Hackländer's Werken.

An dieselbe schließt sich eine zweite Serie der Werke des Verfassers an, welche in 14 Bänden oder 42 Lieferungen folgende Schriften enthält:

Der Augenblick des Glücks. 1 Bd.

Ein Winter in Spanien. 5 Bde.

Erlebtes. 2 Bde.

Theater. 1 Bd.

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. 2 Bde.

Der neue Don Quixote. 5 Bde.

Diese neue Folge, in Format, Schrift und Papier den ersten 20 Bänden der Auswahl angepaßt, kann

in Bänden: der Band zu M. 1. 50 Pf.  
oder  
in Lieferungen: die Lieferung zu 50 Pf.

bezogen werden, was auf dem Bestellzettel zu bemerken ist.

Indem wir einen häufig geäußerten Wunsch erfüllen und diese zweite Serie von Hackländer's Schriften im Anschluß an die Auswahl erscheinen lassen, bieten wir dem Publikum Gelegenheit, die Werke dieses Autors vollständig erwerben zu können.

Die Verlagshandlung von  
**Carl Krabbe in Stuttgart.**



Unterzeichneter bestellt bei

Exempl.,

**S. W. Hasfländer, Werke. II. Serie.**

Lieferung 61 und folgende zum Subscriptionspreise von 50 Pf.

Band 21 und folgende zum Subscriptionspreise von 212. 1. 50 Pf.

Ort:

Name:







